282
F21
1898

SCHRADER & CONRADI,

Architekten und Bildhauer,

Lieferten Arbeiten für die folgenden Kirchen und Kapellen:

St. Liborius-Kirche, St. Louis:
5 Marmoraltäre, Communionbank.

St. Alphonsus-Kirche, St. Louis:
Marmoraltäre, Communionbank, Thurm.

Mariä Himmelfahrts-Kirche, Evansville, Ind.:
Altäre.

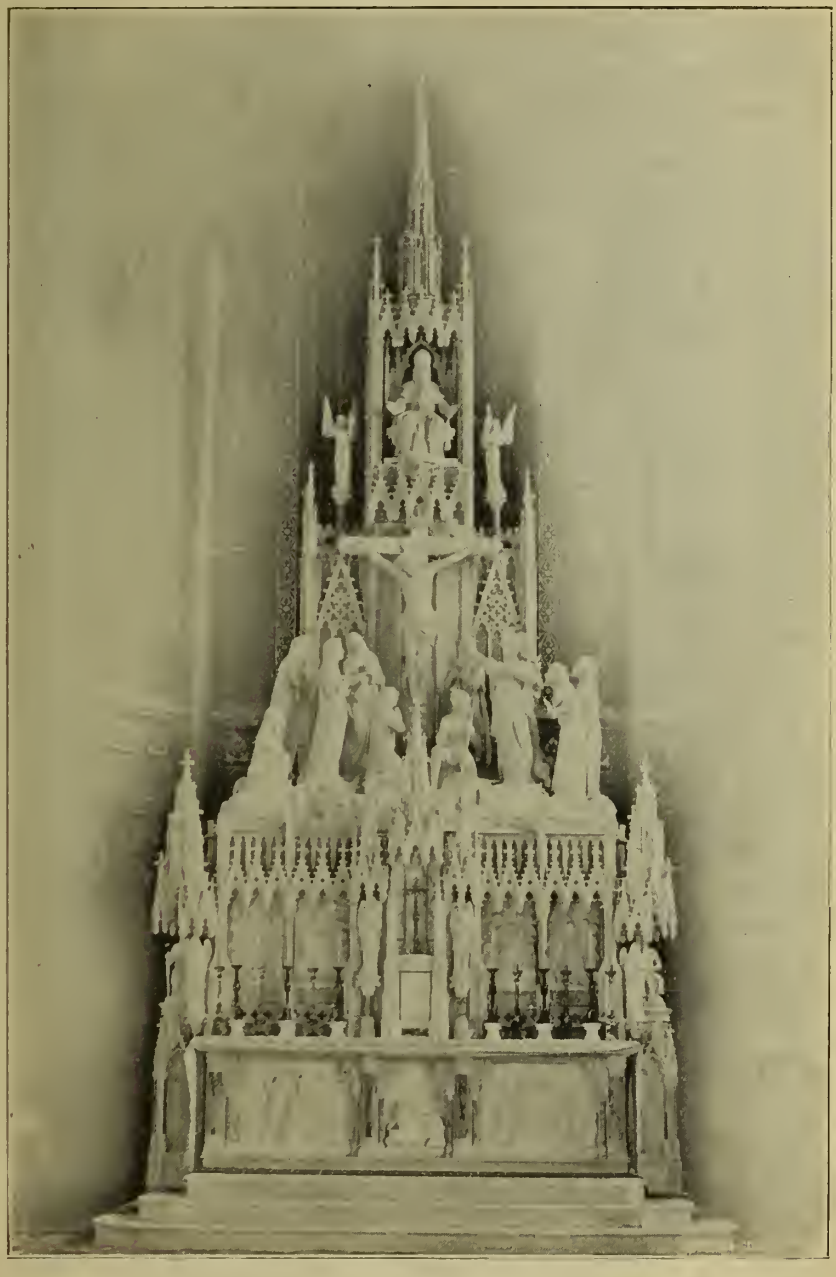
St. Patrick's-Kirche, Milwaukee:
Altäre, Communionbank.

St. Marien-Kirche, Freeport, Ill.:
Altäre, Taufstein.

St. Joseph's Schwestern-Kapelle, Kansas City, Mo.:
Altar.

Herz Jesu Gottesacker, Templeton, Iowa:
Kreuzigungsgruppe.

usw., usw.



Hochaltar in der St. Liborius-Kirche zu St. Louis.

Lieferten Arbeiten für die folgenden Kirchen und Kapellen:

St. Vincent's Irrenasyl, St. Louis:
Altäre, Communionbank.

St. Marien-Kirche, Alton, Ill.:
Altäre.

St. Clara's-Kirche, O'Fallon, Ill.:
Altar.

Ev. luth. Zions-Kirche, St. Louis:
Kanzel, Altar, Taufstein.

St. Joseph's Schwestern, Kapelle der Taubstummenanstalt, St. Louis:
Altar.

Visitation Convent-Kapelle, St. Louis:
Altar.

St. Alphonsus-Kirche, Chicago:
Altäre.

usw., usw.

Altäre, Kanzeln, Statuen, Kunstdenkmäler, u. s. w., in Marmor und Stein.
Kirchliche Skulptur eine Spezialität.

→ Die neue hl. Dreifaltigkeits-Kirche zu St. Louis wird nach unseren Plänen gebaut. ←

Ecke N. Market und Blair Ave., Offices: 309 und 311 Hagan Gebäude, 10. und Pine Straße, **St. Louis, Mo.**

Reichhaltigstes und gleichzeitig billigstes katholisches Wochenblatt.

Empfohlen von 25 hochw. Erzbischöfen und Bischöfen und die bevorzugte Lektüre des hochw. Clerus.

Direktorium.

Msgr. H. Mühlsiepen,
General-Vikar der Erzdiözese St. Louis.

John J. Ganahl, Präsident.
Präsident der John J. Ganahl Lumber Co.

Philipp A. Kiemann, Vice-Präsident.
Vice-Präsident der Lager Bros. Clothing & Tailoring Co.

J. Gummersbach, Sekretär.
Geschäftsführer und Theilhaber der Firma B. Herder.

Thomas Ferrenbach.

Wm. Schwarz, Redakteur.
L. Blankemeier, Geschäftsführer.

Einladung zum Abonnement

auf den —

Herold des Glaubens

48. Jahrgang 1897—1898.

Preis zwei Dollars das Jahr.

Nach Deutschland und allen Ländern des Weltpostvereins $2.50, bei postfreier Ablieferung.

Der Familienfreund,

Katholischer Wegweiser, als Gratisprämie bei Vorausbezahlung.

Der „Herold des Glaubens" hat acht Seiten größten Formates, bringt regelmäßig eine Rundschau über die Ereignisse im In- und Auslande und beleuchtet in eigenen Original-Artikeln die wichtigeren Vorkommnisse und Tagesfragen unserer bedeutungsvollen Zeit, um den Lesern das richtige Verständniß und Urtheil über dieselben von dem katholischen Standpunkte aus zu vermitteln. Er enthält in jeder Nummer, in den Beiträgen anerkannt tüchtiger Journalisten, geistlichen und weltlichen Standes, eine Fülle des belehrendsten und unterhaltendsten Lesestoffes, wöchentliche Original-Correspondenzen aus den verschiedenen Gegenden Deutschlands, reichhaltige kirchliche und Vereinsnachrichten, die neuesten Produkte katholischer Romanschriftsteller, Besprechungen neu erschienener Bücher, Anekdoten, sowie einen gediegenen Marktbericht.

Die Zeitung enthält anerkannter Maßen mehr Original-Lesestoff als irgend ein anderes katholisches Blatt.

Man sende die Zeitung an die Freunde in der alten Heimath.

Wer jemals in Deutschland gereist, wird wissen, wie freudig eine Zeitung aus Amerika aufgenommen wird. Sie ist viel willkommener als ein Brief. Jede Spalte, jede Zeile wird genau durchgelesen, um auszufinden, was in Amerika passirt, wie die wirthschaftlichen und kirchlichen Verhältnisse hier sind, was Angehörige oder Bekannte machen, was die Lebensmittel kosten u. s. w. Solch eine Zeitung macht im Ort die Runde, bis sie unlesbar wird. Wie oft nicht würde ein draußen reisender Deutsch-Amerikaner den fünffachen Preis für eine hier erscheinende Zeitung zahlen, wenn er sie nur erhalten könnte! — Da doch die Menschen größtentheils träge und nachlässige Schreiber sind, und die draußen oft nicht einmal wissen, ob die Verwandten hier noch am Leben sind oder nicht, sollte man allein schon deswegen hiesige Zeitungen hinübersenden.

Das Blatt erinnert jede Woche daran, daß es in Amerika noch Leute gibt, die ihre alte Heimath nicht vergessen haben.

Der Herold des Glaubens
Ein katholisches Wochen-Blatt.
Zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des hochwürdigen Herrn Generalvikars Heinrich Mühlsiepen.

Doch bezweckt die Zeitung noch mehr. Sie gibt den Leuten einen richtigen Begriff von Amerika. Sie erfahren dadurch viel ausführlicher die wirklichen Verhältnisse dieses Landes, als es durch einzelne Briefe geschehen könnte, und erhalten so ein echtes Bild von dem Leben in Amerika.

Und nicht nur Das. Durch eine „amerikanische" Zeitung erfahren die Leser draußen oft mehr über die Ereignisse in ihrer eigenen Heimath, als durch die kleinen deutschländischen Blätter, die nur wenig Neuigkeiten bringen und — nicht immer Alles sagen dürfen, was das Volk wissen möchte. So ist uns mehr als einmal von Deutsch-Amerikanern versichert worden, die eine Besuchs-Reise nach Deutschland machten und sich den **„Herold des Glaubens"** nachsenden ließen.

Wer das Blatt noch nicht kennt, der wolle gefl. Probenummern, die stets umsonst und frei Jedermann zu Gebote stehen, von uns verlangen.

Bestellungen richte man an

Office "Herold des Glaubens" 309 Convent Street, St. Louis, Mo.

ENE,

L GLASS CO.,

Geistlichkeit und
emeinen zur An=

nstern

für Privatwoh=
geführt nach allen
n und jede ge=
eitwillig frei er=

St. Louis, Mo.
6.

uis, Mo.
No.

haushaltungskursus,
m gute Sitte, Sinn
UT,
St. Louis, Mo.

Reichhaltigstes und gleichzeitig billigstes katholisches Wochenblatt.

Empfohlen von 25 hochw. Erzbischöfen und Bischöfen und die bevorzugte Lektüre des hochw. Clerus.

Direktorium.
Msgr. H. Mühlsiepen,

Einladung zum Abonnement
auf den —
Herold des Glaubens

TAX=PAYER SUPPLEMENT.

To the Electors of Cincinnati.

During the past week the Board of Administration and other Cox officials have, through their organs the Commercial Tribune and Times Star, published figures purporting to be official, as evidence of the efficiency and economy of their administration of your public affairs.

DO NOT BE DECEIVED THEY ARE FALSE AND FRAUDULENT.

The Gang organs refuse to publish our proof of their *falsity* and *fraudulent character.*

Under the head of *"At a Lower Cost," "City's Engineer's Department Expenses Reduced,"* they make the following statement:

"One of the most important departments under control of the Board of Administration is the Engineer's Department. It embraces all engineering, surveying, supervising, platting, record work, etc., in connection with the legislation and construction of streets, sewers, bridges and sidewalks. It also includes the examination of records for notification of all improvements; the verification of signatures in petitions of all kinds, including street railway consents; the preparation of all assessment ordi-

While in 1895 with the salaries as shown, *viz:* **$72,413.15,** the total amount of work completed and projected was but **$556,786.62.**

We have not space to publish the pay rolls of every year, but we take the year 1895, which is the smallest expenditure of any year during their mismanagement (if not something worse), giving the names of the employees, the positions they filled and the amount each drew from the City Treasury:

SALARIES.

H. J. Stanley	Chief Engineer	$ 5,000 00
G. D. Baker	Assistant Engineer	2,000 00
G. E. Nugent	" "	2,000 00
L. F. Boeh	" "	2,000 00
A. E. Tripp	" "	1,871 62
W. E. Sullivan	" "	50 00
F. Springmeier	" "	45 00
C. Rasinsky	" "	42 50
H. F. Shipley	" "	42 50
F. Bertsch	Draughtsman	1,200 00
G. Hertwig	"	1,200 00
A. Ligowski	"	50 00
H. Hobson	"	35 00
T. B. Armstrong	Notice Clerk	1.200 00
H. Dye	"	50 00
M. Holcroft	"	42 50
W. J. Kennedy	"	37 50
C. Henson	"	37 50
J. O'Brien	"	37 50
J. Franken	"	37 50
M. Goldblatt	"	37 50
J. Pentland	"	37 50
E. W. Clingman,	Record Examiner	50 00
C. W. Whiteley	Sidewalk Clerk	1,020 00
D. Donovan	Sidewalk Inspector.	297 50
C. Cornelius	" "	30 00
O. W. Brown	Rodman	720 00
F. Schultz	"	720 00

HOUSE NUMBERING.

E. E. Kellogg	Notice Clerk	1,000 00
M. Miller	"	750 00
C. E. T. Upson	"	750 00
J. Pentland	"	600 00
W. J. Kennedy	"	375 00
C. Curran	"	192 00
W. Taylor	"	187 50
J. Kleine	"	187 50
C. Henson	"	157 26
G. Steinert	"	154 00
H. Taylor	"	94 00
R. Dempster	"	94 00
E. Strubbe	"	94 00
H. Hobson	Draughtsman	105 00
		$4,740 26

TRUNK SEWERS.

T. A. Ridgaway	Assistant Engineer	1,500 00
D. Coldfogle	" "	1,500 00
J. P. Thompson	" "	1,500 00
F. J. Siefert	Draughtsman	1,500 00
J. Zimmerman	"	1,321 27
G. W. Hollingsworth	"	1,200 00
A. Bruck	Record Examiner	1,200 00
F. Finney	"	1,080 00
J. Rauh	Rodman	720
C. H. Roll	"	720
W. Hopkins	"	600
F. Brounstrop	"	600
F. J Reynolds	"	600
E. C. Hess	"	480
		$14,521 27

PAVEMENT.

W.H. Sullivan	Assistant Engineer	1,150 00
F. Springmeier	" "	1,035 00
C. E. Rasinsky	" "	977 50
H. F. Shipley	" "	170 00
A. Likowsky	Draughtsmann	1,150 00
H. Hobson	"	700 00
E. W. Clingman.	Recd'ng Examiner.	1,150 00
H. Dye	"	1,150 00
E. S. Leavit	"	200 00
M. Holcroft	Notice Clerk	977 50
J. O'Brien	"	862 50
L. Franken	"	663 50

nicht einmal wissen, ob die Verdammten hier noch am Leben sind oder nicht, sollte man allein schon deswegen hiesige Zeitungen hinübersenden.

Das Blatt erinnert jede Woche daran, daß es in Amerika noch Leute gibt, die ihre alte Heimath nicht vergessen haben.

Wer das Blatt noch nicht kennt, der wolle gefl. Probenummern, die stets umsonst und frei Jedermann zu Gebote stehen, von uns verlangen.

Bestellungen richte man an

Office "Herold des Glaubens" 309 Convent Street, St. Louis, Mo.

„Johann, das scheint nicht mit rechten Dingen zuzugehen! Mein Weinkeller wird immer leerer und Ihre Nase immer röther!"
„Gnädiger Herr sollten doch nicht so abergläubisch sein!"

WM. HOENE,

—von der—

E. F. KERWIN ORNAMENTAL GLASS CO.,

empfiehlt sich der hochw. Geistlichkeit und dem Publikum im Allgemeinen zur Anfertigung von

Kirchenfenstern

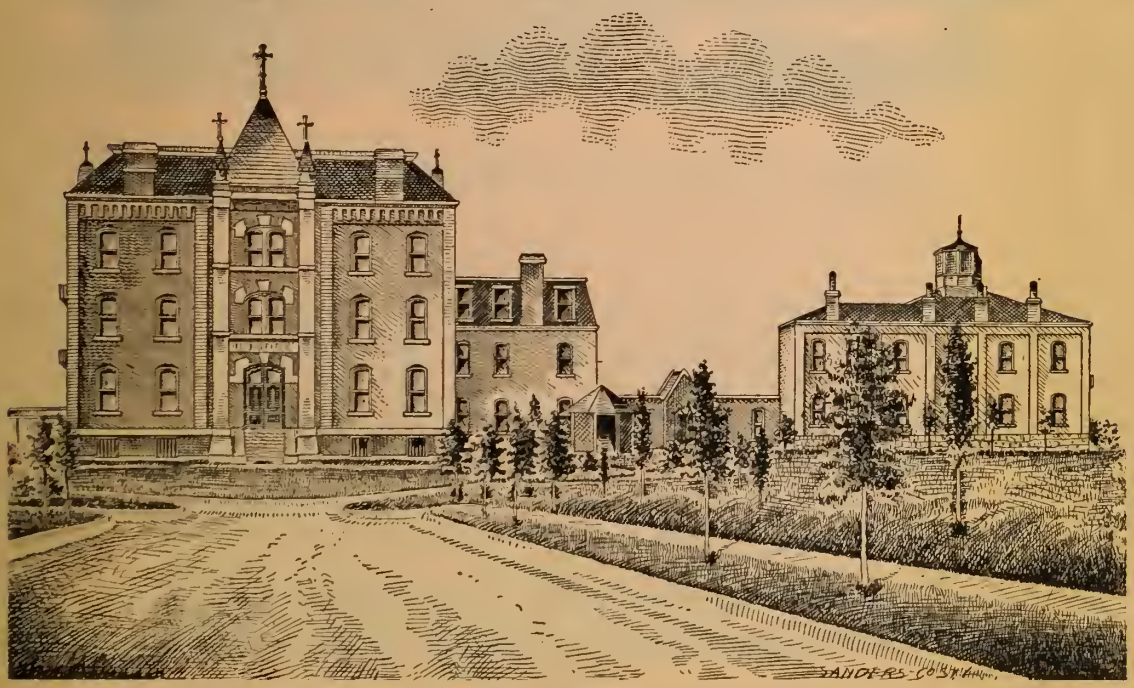
und von Glasarbeiten für Privatwohnungen, künstlerisch ausgeführt nach allen Vorlagen. Zeichnungen und jede gewünschte Auskunft bereitwillig frei ertheilt.

924, 926, 928 N. 6. Str., St. Louis, Mo.

Telephone 2796.

St. Elisabeth's Institut, St. Louis, Mo.

Unter Leitung der Schwestern vom Kostbaren Blute zu O'Fallon, Mo.



Dieses Institut hat eine prachtvolle Lage in der Nähe des schattigen Tower Grove Parkes.
Der Lehrkursus umfaßt die üblichen Fächer einer Akademie, freien Unterricht in der deutschen Sprache, sowie den Haushaltungskursus, der namentlich Nähen und Kochen berücksichtigt.
Keine Anstrengung wird gescheut, um den Zöglingen gediegene Bildung des Geistes und Herzens zu vermitteln, um gute Sitte, Sinn für Ordnung und Reinlichkeit zu begründen.
Für Prospekte und sonstige Auskunft wende man sich an

ST. ELISABETH'S INSTITUT,
Arsenal St. and Arkansas Ave., - - St. Louis, Mo.

Arcadia College.

Unter Leitung der Ursulinerinnen.

Dieses seit 40 Jahren bekannte und berühmte College ist in den Besitz der Ursulinerinnen übergegangen, welche ein vierstöckiges, großes Gebäude errichtet und eine Akademie für junge Damen eröffnet haben. Das Institut hat eine wunderschöne Lage in dem prächtigen Arcadia-Thale, umgeben von den Gipfeln des Ozark-Gebirges, und liegt 700 Fuß höher als St. Louis. Die Luft ist rein und stärkend; die Scenerie bezaubernd und der Gesundheitszustand unübertroffen im ganzen Westen. Arcadia ist der Sommer-Aufenthalt vieler wohlhabender St. Louiser. Diese Vortheile, im Verein mit der tüchtigen Leitung des Instituts unter den Ursulinerinnen machen das Arcadia-College zu einer für die Katholiken des Westens sehr begehrenswerthen Anstalt zur Erziehung ihrer Töchter.

Die Kosten belaufen sich für Unterricht, Kost, Wäsche, Bettzeug ꝛc., sowie für Unterricht in allen möglichen Handarbeiten auf $90.00 für das fünf-monatliche Semester.

Wegen näheren Bedingungen wende man sich an

Mother Marian,

Arcadia, Iron Co., Mo.

Spinnrad-Velociped.

A. H. Wallis,

Zeichen-Entwürfe und Kostenanschlag stehen auf Verlangen zu Diensten.

Zeichen-Entwürfe und Kostenanschlag stehen auf Verlangen zu Diensten.

Kunstverglasung und innere Decoration.

2000 und 2002 Locust Straße,

Telephon 1089. St. Louis, Mo.

C. W. FRIES,

Sodawasser-Fabrik,

806 südl. 2te Straße,

ST. LOUIS, MO.

Erziehungs-Institut für Fräulein,

Unter Leitung der Ursulinerinnen.

12te Straße, zwischen Russell und Ann Avenue, St. Louis, Mo.

Der Erziehungsplan dieses Institutes weist alle Vortheile auf, welche sich von einer pünktlichen und gewissenhaften Pflege der Zöglinge, im Verein mit sorgfältiger Unterrichtung in allen wissenschaftlichen und nützlichen Gegenständen des weiblichen Geschlechts erwarten lassen.

Den Zöglingen wird die größte Aufmerksamkeit gewidmet, um ihnen Reinlichkeit, Ordnung, Anstand, Höflichkeit, Fleiß und gute Sitten anzugewöhnen. Jährliche Auslagen für Kost und Schulunterricht in englischer und deutscher Sprache **$150.00.**

Prospekte, die näheren Bedingungen enthaltend, werden im Institute abgegeben, und an Applikanten versandt.

Alexian Brothers' Hospital

3933 South Broadway, St. Louis, Mo.

Das Hospital steht auf einem fünf Acker großen, freien, in Parkanlagen und schönem Garten ausgelegten Platze, im gesundesten Theile der Stadt und ist eingetheilt in allgemeine und private Zimmer für die Behandlung von medizinischen und chirurgischen Krankheitsfällen; es hat eine besondere Abtheilung für Geistes- und Nervenkranke. In dem jüngst vollendeten Neu-Baue befinden sich die modernsten Einrichtungen. Die Vorzüge der chirurgischen Abtheilung mit aseptischem Operations-Saal, sind unübertroffen.

Der medizinische Stab besteht aus folgenden Aerzten:

FRANZ J. LUTZ, M. D., Chef.

Dr. J. P. HENNERICH, Hausarzt und erster Assistenzarzt. Dr. E. FRIELINGSDORF, Zweiter Assistenzarzt.

Dr. ERNST MUELLER, Arzt im Nervendepartement.

Dr. T. T. O'DELL, Dr. RUTHERFORD, Hausärzte. Dr. JOHN McHALE DEAN, Assistenz Hausarzt.

Dr. J. C. MULHALL, Dr. A. ALT, Consultoren.

Dr. J. B. KEBER, für Hautkrankheiten.

Für nähere Auskunft adressire man:

Bro. Rector Jodocus Schiffer,

3933 S. Broadway, St. Louis, Mo.

„Ja, Herr Wamperl, was machen Sie denn da?" — „Ach, denken Sie nur das Malefizpech! Kauf' ich mir eine Flasche Haarelixir, will's gebrauchen und — paff, liegt die ganze Geschichte am Boden. Jetzt halt' ich nur schnell noch meine Glatze hinein — vielleicht hilft's doch noch a bisserl!"

WM. KLOER,

Kirchen-Maler

928 Allen Avenue,

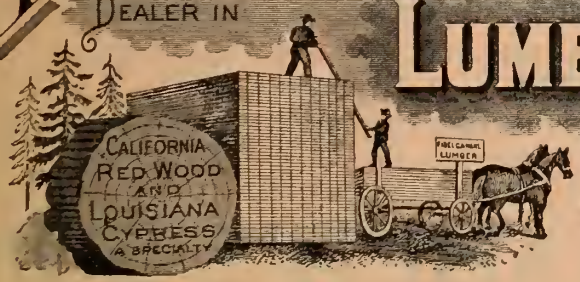
St. Louis, Mo.

Polychromiren und Vergolden von Statuen und Altären.

FIDEL GANAHL,

DEALER IN

LUMBER



LATH, SHINGLES ETC.

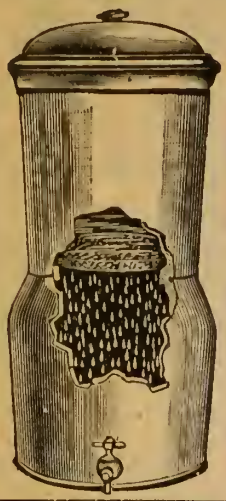
Es ist im Interesse der Leser des Familienfreund-Kalenders, wenn ich hiermit anzeige, daß ich in meinen **zwei Lumber Yards** einen großen Vorrath aller Sorten und Gattungen von **Bauholz und Baumaterial, Schindeln, Latten und Pfosten** beständig vorräthig halte und im Stande bin zu den **allerniedrigsten Preisen** zu verkaufen. Ihr könnt einen guten Theil Eures hart erworbenen Geldes sparen, wenn Ihr Euren Bedarf von mir bezieht.

FIDEL GANAHL,

3339 South Broadway, **Branch Yard:** Gravois Ave. nahe Chippewa Str. ST. LOUIS, MO.

HENRY HEIL CHEMICAL CO.,

Germ-Proof Natural Stone Water Filters.



The best in the market. reliable and simple, at $4.50, $6.00, $7.00 and $8.00.

208-212 South Fourth Street, St. Louis, Mo.

Wholesale Druggists,

—Importers and Manufacturers of—

Chemicals and Chemical Apparatus and Laboratory Supplies.

LARGEST STOCK IN AMERICA.

STEAM STERILIZERS for sterilizing Milk and Babies' Food a Specialty.

WRITE FOR CIRCULARS.

Large Illustrated Catalogue will be mailed on receipt of $2.00.

Wir machen Universitäten, Seminare, Akademien ꝛc., ganz besonders auf dieses altetablirte zuverlässige Geschäft aufmerksam und ersuchen, bei Anfragen und Bestellungen zu erwähnen, daß man die Anzeige in diesem Kalender gelesen.

Alle neuesten und gangbaren Moden, bester Qualität Waaren, sowohl eigenen als fremden Fabrikats und sehr mäßige Preise.

Hüte werden auf Bestellung gemacht und alle Bestellungen von auswärts werden prompt besorgt.

TELEPHONE 3097.

CHAS. NABER'S SONS,

DEALERS IN

WHITE AND YELLOW PINE LUMBER

LATH, SHINGLES AND PICKETS,

3732 North Broadway, St. Louis, Mo.

* * THE * *

HY. STUCKSTEDE BELL FOUNDRY CO.

Deutsche Glockengießer,

1312 and 1314 South Second Street, . . . ST. LOUIS, MO.

Alle unsere Glocken werden aus echtem Glockenmetall (reines Ingot-Kupfer und Banca-Zinn) hergestellt. Wir verarbeiten nur **eine** Rangstufe von Glockenmetall, nämlich die beste. Alle unsere Modelle werden nach einer mathematischen Formel gemacht, die wir aus den Ergebnissen langen Studiums und vieler Erfahrung gezogen haben. Wir dürfen behaupten, daß unsere Glocken die besten des Landes sind.

Wir haben weit mehr vollständige Geläute geliefert, als irgend eine andere Glockengießerei des Landes, nämlich bis 1. Juli 1897 **fast 1000 Geläute.**

Alle Sorten Kirchen- und Schul-Glocken gut und billig stets vorräthig.

Die beste Arbeit garantirt.

1857—1898.

Norddeutscher Lloyd.

Regelmäßige Post-Dampfschifffahrt zwischen

Baltimore und Bremen

durch die neuen und erprobten, mit allen Bequemlichkeiten versehenen Postdampfer I. Klasse:

„Dresden"	„Oldenburg"	„Roland"
„H. H. Meier"	„Weimar"	„Willehad"
„München"	„Aachen"	„Wittekind"

Diese Dampfer sind nach neuesten Plänen aus bestem Siemens Stahl gebaut, und gewähren durch die Vorzüglichkeit ihrer Bauart und durch Abgrenzung der Schiffsräume in wasserdichte Abtheilungen die größtmöglichste Sicherheit gegen Gefahren der See.

Länge der Dampfer 415—435 Fuß, Breite 48—49 Fuß.

☞ Mit Dampfern des Norddeutschen Lloyd reisten bis Ende des Jahres 1897 mehr als

3,500,000 Passagiere.

Cajüten, Salons, Rauchzimmer und Badezimmer sämmtlich auf Deck, und auf's Beste ausgestattet. Geräumiges Promenadendeck. Elektrische Beleuchtung in allen Theilen der Schiffe, gute Küche.

Passage zu niedrigen Raten.

Weitere Auskunft ertheilen:

A. Schumacher & Co., General-Agenten,
No. 5 Süd Gay Straße, Baltimore, Md.

J. Wm. Eschenburg, General-Agent,
Randolph Straße, Chicago, Ills.

oder deren Vertreter im Inlande.

Das liebe Katzerl.

„Aber du bist ein nettes Katzerl!" sagt die alte, halb blinde Lisi, so oft sie Morgens an einer Villa vorbeigeht und das auf dem Fensterbrett der Parterrewohnung liegende Kätzchen erblickt. — —

ANTON SCHMITT,

Sattler,

Fabrikant von und Händler in

Pferdegeschirren, Sätteln, Kummets, Peitschen, Decken, Fliegennetzen usw.

Reparaturen werden prompt besorgt.

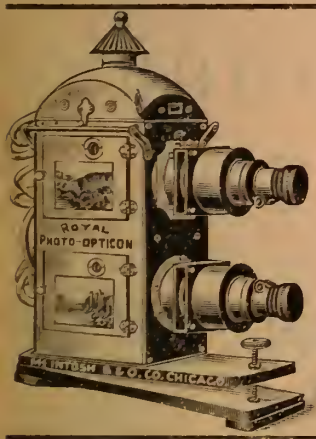
825 südl. 4. Straße, Ecke Lombard, St. Louis, Mo.

WM. HILLEBRAND,

CARPENTER AND BUILDER

926 Allen Avenue, - St. Louis, Mo.

Pläne und Spezifikationen werden angefertigt und alle Aufträge prompt besorgt.



Für Haus, Schule und Kirche. Vergnügen, Belehrung und Verdienst lassen sich erzielen durch den Gebrauch eines . . . . . .

STEREOPTICON,

oder Laterna Magica. Wir fabriciren Apparate aller Größen, Muster und zu allen Preisen. Großes Assortement von einzuschiebenden Bildern aller denkbaren Sujets. Katalog wird gegen Empfang von 10 Cents für Porto gesandt. Man erwähne bei Bestellungen und Anfragen den „Familienfreund-Kalender."

McINTOSH BATTERY AND OPTICAL CO.,

321-331 Wabash Avenue, - - - Chicago, Ill.

Diamanten, Uhren, Gold- und Silberwaaren

in reicher Auswahl stehen meinen Kunden, unter Zusicherung strenger Reellität, zu den niedrigsten Preisen zur Verfügung. ☞ Reparaturen pünktlich und billig besorgt.

WM. LOEFFEL,

Uhrmacher und Juwelier,

1224 südl. Broadway, Frenchmarket, - St. Louis, Mo.

F. W. Biebinger, Präsident. G. A. W. Augst, Cassirer. L. J. Holthaus, Vize-Präsident. Chas. Schmieding, Zweiter Vize-Präsident.

Vierte National-Bank von St. Louis,

Fourth National Bank of St. Louis.

Südostecke 4. und Olive Straße.

Kapital $1,000,000. **Ueberschuß $700,000.**

Europäisches Wechsel-, Passage- und Incasso-Geschäft.

Durch unsere direkten Verbindungen mit Deutschland, England, Frankreich und der Schweiz sind Wechsel und Accreditive in beliebigen Summen zu den billigsten Raten von uns zu beziehen.

Post-Auszahlungen nach allen Theilen Deutschlands schnellstens besorgt.

Einzahlung von Geldern und Erbschaften mittelst Vollmachten besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Alleinige Agenten des Norddeutschen Lloyd von Bremen — New York und Baltimore.

Direktoren:

Christian Peper, F. W. Biebinger, Henry Grone, Jac. Goldman, M. B. O'Reilly, Louis J. Holthaus, Chas. Schmieding, Wm. H. Dittmann, Henry L. Cornet.

German Savings Institution.

F. W. MEISTER, Präsident. JOHN WAHL, Vize-Präsident. RICHARD HOSPES, Kassirer. H. HUNICKE, Assist.-Kassirer.

Incorporirt 1853.

Deutsche Sparkasse.

Im neuen Planter's Hotel,

Südwest-Ecke der Vierten und Pine Straße, St. Louis, Mo.

Einbezahltes Capital: $250,000. **Ueberschuß: $500,000.**

Direktoren:

F. W. Meister, John Wahl, A. Nedderhut, Louis Fusz, Chas. F. Orthwein, Alb. Rassfeld, Chas. A. Stockstrom, Wm. Koenig, Richard Hospes.

☞ Die Deutsche Sparkasse nimmt Depositen an, wofür sie Interessen bezahlt, kollektirt Noten—in der Stadt fällige Wechsel unentgeltlich—kauft und verkauft Wechsel.

Das liebe Katzerl.

Lisi wird krank und kommt nach vierzehn Tagen wieder an der Villa vorbei, in welcher mittlerweile eine andere Partei eingezogen ist. „Ah, da ist es ja wieder", sagt sie erfreut, „mein liebes

TYROLER ❁ HOUSE

Theod. Hemmelmann, Eigenthümer,

SALOON AND BOARDING HOUSE

No. 301 u. 303 Convent Str.,

Ecke 3. Straße, —ST. LOUIS, MO.

CHAS. BLOSER,

WINE AND BEER SALOON,

N. W. Cor. Chouteau Ave. and 7th Street,

ST. LOUIS, Mo.

F. SCHIFFERLE,

Oefen,

Blech-, Kupfer- und Eisenblechwaaren.

Ebenfalls große Auswahl in

Porzellan und Glaswaaren, Gasolinöfen, Eiskisten, Refrigerators, Hausausstattungswaaren aller Art.

1244 südlicher Broadway, = St. Louis, Mo.

Dachrinnen und Blech-Dachdecken und Reparaturen aller Art prompt besorgt zu den niedrigsten Preisen.

Herr: „Der Rock scheint mir start abgetragen—auch ist das Tuch nicht sehr fein!" — Trödler: „Ich versich're Se, es is a feiner Rock! Wenn Se in dem kommen zu mir und verlangen mei' Tochter, krieg'n Se se!"

MUSIC BALMER WEBERS HOUSE ST. LOUIS. MO. ESTABLISHED 1846

Muß ein guter Platz sein, um ein

Piano oder Musik-Instrument

zu kaufen, da wir diese Waaren seit mehr als 50 Jahren in St. Louis und Umgegend verkauft haben.

Aufrechte Pianos

$200, $250, $300, $350.

Violinen $2.50; Guitarren $2.75; Mandolinen $2.50; Banjos $2.50; Zithern $5.00; Autoharps $2.50; Flöten $3.50; Schweizer Musikdosen $2.50; Italienische Darmsaiten; Amerikanische Rollensaiten, u. s. w., u. s. w.

Jedes Instrument wird garantirt von dem alten zuverlässigen

BALMER & WEBER MUSIC HOUSE,

908 Olive Street, St. Louis, Mo.

Wir liefern Sheet Music Music Books die andre nicht haben.

Wenn Sie irgend etwas in der

Eisenwaaren-Branche

benöthigen, so gehen Sie gefälligst zu der

EMIL WACHTER & SON HARDWARE CO.,

1402 südl. Broadway, - St. Louis, Mo. - Telephon 2076.

Werkzeuge, Eisenwaaren für Gebäude, Messerwaaren, Gartenwerkzeuge, sowie alle einschlägigen Artikel für Hausgebrauch.

Oefen und Heerde, Gas- und Gasolinöfen,

Refrigerators,

Heizöfen für harte und weiche Kohlen.

FRED. S. BOLTE & CO., Kitchen Outfitters,

915 — 917 nördl. Broadway, - St. Louis, Mo.

Granit-Kochgeschirr, Vogelkäfige, Waschmaschinen, Wringers, Gartenschläuche, Metallkränze.

Das liebe Katzerl.

nettes Katzerl!"

L. LINGENBRINK,

Nachfolger von Gerh. Brüggemann,

1416 südl. Broadway, - St. Louis, Mo.

Weine und Liqueure.

Familienkundschaft eine Spezialität.

LOUIS HORMANN,

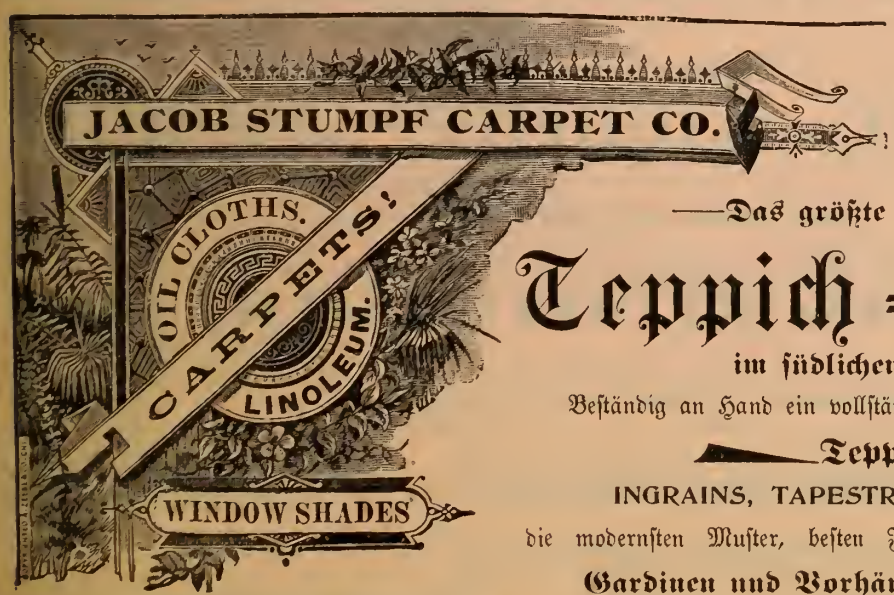
Architect und Superintendent.

Pläne angefertigt für Gebäude jeder Art, einschließlich Kirchen und Schulen in und außerhalb der Stadt. Office und Wohnung:

2121 südl. 12. Straße,

zwischen Russell und Ann Ave., dem Ursulinerinnen-Kloster gegenüber.

Telephon 2400. = = St. Louis, Mo.



JAC. STUMPF, President and Treasurer.
GUST. KOESSEL, Vice-President.
PHIL. STELLER, Secretary.

—Das größte und billigste—

Teppich = Geschäft

im südlichen Stadttheil.

Beständig an Hand ein vollständiges, ausgewähltes Lager von

Teppichen,

INGRAINS, TAPESTRY, BODY BRUSSELS,

die modernsten Muster, besten Fabrikate und haltbarsten Farben.

Gardinen und Vorhänge in vorzüglichster Auswahl.

Wir laden zur Besichtigung unseres Waarenvorrathes ein.

1300 Süd Broadway, = Ecke von Rutger Straße, = St. Louis, Mo.

Poesie und Prosa.

Pessimist: „Es ist doch ein Jammer auf dieser Welt! Nichts wirklich Erhabenes, Schönes! Nichts, was uns Armen eine reine, ungemischte Freude gewährt!"
Materialist: „Ja haben denn Sie noch nie eine gebratene Spanfau gegessen?"

H. L. GRIESEDICK & Co.

Wholesale Liqueur = Händler

und Importeure von feinen

Weinen, Brandies, Etc.

Californier Weine eine Spezialität.

713 u. 715 nördliche 6te Straße, = St. Louis, Mo.

Meßweine empfohlen von mehreren Bischöfen und verschiedenen hochgestellten Geistlichen. Auf hohe Empfehlungen gestützt, und somit zur **Meßwein**=Lieferung autorisirt, beehren wir uns, den hochwürdigen Klerus höflichst um dessen Vertrauen und Bestellungen unserer **Meß**= und **Tischweine** (und zwar jeden beliebigen Quantums im Faß oder Flaschen) zu bitten. Wir versprechen gute und gewissenhafte Bedienung.

Bescheidenes Hochgefühl. Schauspieler (einer Schmiere, zum Director): „Herr Director, ich bitte um 20 Pfennig Vorschuß!" — Director: „Wozu brauchen Sie 20 Pfennig?" — Schauspieler: „Ich hab' ja heut' den König zu spielen, und da hat man gleich ein ganz anderes Bewußtsein, wenn man eine größere Summe Geld bei sich führt!"

ECLIPSE

Electrical Company

Electrische Einrichtungen jeglicher Art.

Dynamos, Motoren für Kühlungsfächer, electrische Glocken, Motoren und Sprachröhren.

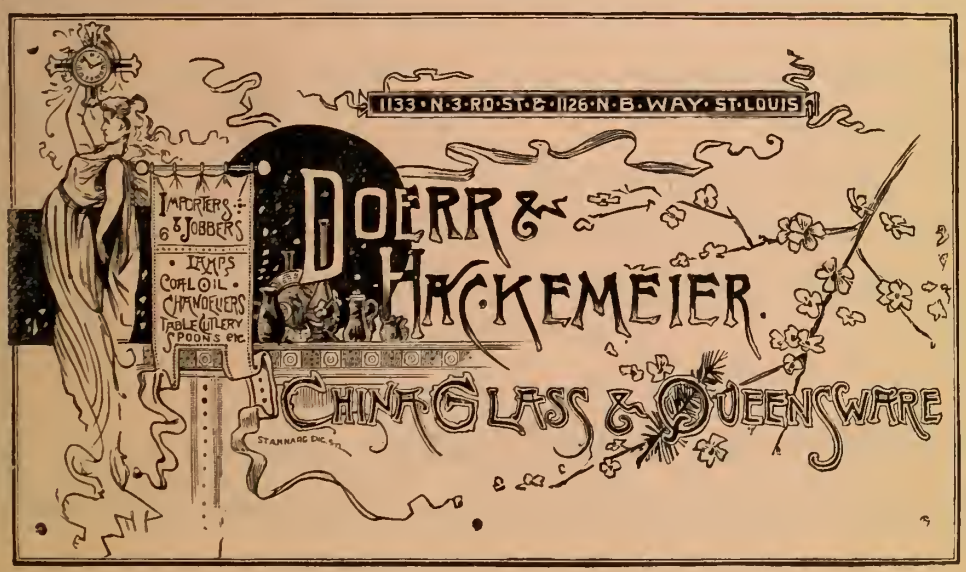
☞ Unübertroffene und in jeder Hinsicht garantirte Arbeit. ☜

Große Erfahrung in electrischen Einrichtungen für Kirchen, Klöster 2c.

☞ Kostenanschläge werden bereitwilligst geliefert.

209 N. 11. Straße,

Telephon 4138. = = St. Louis, Mo.



Die neuesten und modernsten

Thee- und Dinnerservice, Bankett- und Piano-Lampen, Kronleuchter.

Sprechet vor und besichtigt unsere Auswahl ehe Ihr kauft.

Bestellungen von auswärts erhalten prompte Beachtung.

Große Auswahl für Kirchen- und Schul-Fairs.

Gründliche Geschäftsbildung

und wo dieselbe zu erhalten.

Der vollständige Geschäftscursus

**Stenographiren,
Maschinenschreiben,
Telegraphiren,
Schönschreiben,
Kaufmännische
Arithmetik,
Beredtsamkeit
und alle englischen
Zweige werden
gründlich gelehrt.**

Telephone No. 4040.

**Wirkliche
Geschäfts-
Praxis
und praktische
Buchführung
mit Bankgeschäft,
Ornament-
und
Kunstschreiben 2c.**

Wichtige Vortheile im Vergleich mit den alten Text-Bücher-Systemen.

Geschäftsleute, Banken, Eisenbahnen, sowie professionelle Leute werden mit competenten Buchführern, Clerks, Stenographen und Telegraphisten versorgt.

Wir verweisen auf viele der tonangebenden Geschäftshäuser und auf Geschäftsmänner, die zahlreiche Graduirte dieses Institutes angestellt haben und die selbst Graduirte von Jones Commercial College sind.

Deutschen, welche die englische Sprache rasch und gründlich zu erlernen wünschen, wird ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Wir sind Graduirten behülflich, lohnende Stellen zu erhalten.

Tagschule das ganze Jahr hindurch; Abendschule von September bis April.

Schüler können zu jeder Zeit eintreten und sich die ihnen zusagenden Fächer auswählen.

Wegen Näherem, Katalogen, u. s. w., spreche man auf der Office vor oder adressire:

J. G. BOHMER, President,

JONES COMMERCIAL COLLEGE,

307, 309, 311 North Broadway, ST. LOUIS, MO.

DIE HEILIGE FAMILIE

* * Der * *

Familienfreund.

Katholischer Wegweiser

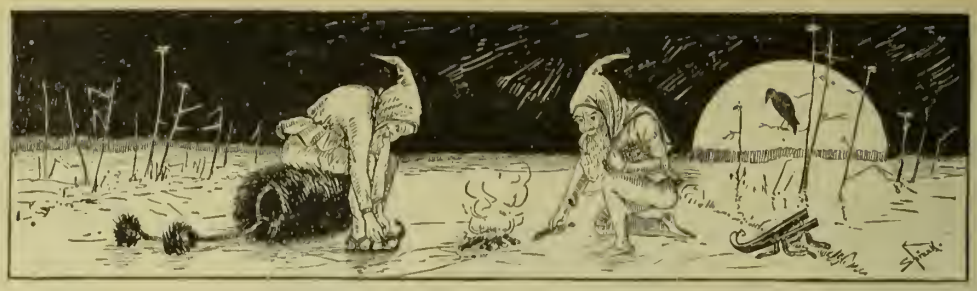
für das Jahr

1898.

Mit zahlreichen Illustrationen.

St. Louis, Mo. — Herold des Glaubens.

Im Buchhandel zu beziehen durch B. HERDER, St. Louis, Mo.



Kalender für 1898.

1. Christliche Zeitrechnung.

Das Jahr 1898 ist ein gewöhnliches Jahr von 365 Tagen, und zählt von der Geburt Christi an. Es ist ferner:

Das 7406. Jahr der Byzantinischen Rechnung;
„ 5658. „ „ Juden;
„ 2651. „ seit der Erbauung Roms;
„ 1316. „ der Muhamedaner (Hagira);
„ 406. „ „ Entdeckung Amerikas;
„ 122. „ „ Unabhängigkeit der Ver. Staaten;
„ 20. „ „ Regierung Leo XIII.

2. Chronologische Zahlen.

Goldene Zahl (Mondcyklus) 18,	Sonnencyklus 3,
Epakten 7,	Julianische Periode 6611
Römische Indiktion 11.	Sonntagsbuchstabe B.

3. Die vier Jahreszeiten.

Frühlingsanfang, den 20. März, Vormittags 8 Uhr.
Sommeranfang, den 21. Juni, Vormittags 4 Uhr.
Herbstanfang, den 22. September, Nachmittags 6 Uhr.
Winteranfang, den 21. Dezember, Nachmittags 1 Uhr.

4. Finsternisse.

Im Jahre 1898 werden drei Sonnenfinsternisse und ebenfalls drei Mondfinsternisse stattfinden. Drei Monfinsternisse in einem Jahre sind etwas so seltenes, daß es seit 1852, also seit 46 Jahren das erste Mal wieder stattfindet. Von diesen drei Mondfinsternissen des Jahres 1898 sind jedoch nur zwei bei uns sichtbar; die zweite Mondfinsterniß und alle drei Sonnenfinsternisse sind in unserer Weltgegend unsichtbar.

1. Am 7. Januar, Abends von 5 Uhr 48 Min. bis 7 Uhr 23 M., findet eine theilweise Verfinsterung des Mondes statt; sie wird in den östlichen Theilen der Ver. Staaten sichtbar sein.

2. In unserer Nacht vom 21. zum 22. Januar wird im östlichen Europa und Afrika und in fast ganz Asien eine Sonnenfinsterniß sichtbar sein. Sie beginnt am 21. Januar, Nachmittags 11 Uhr, und dauert bis gegen 4 Uhr des folgenden Morgens. Als totale Sonnenfinsterniß wir sie sichtbar sein auf einem schmalen Streifen der Erdoberfläche, welcher mitten in Afrika beginnt, dann über den nordwestlichen Theil des indischen Ozeans nach Ostindien, dann über das Himalaja-Gebirge nach China sich erstreckt und weit oben in der Mongolei aufhört.

3. Die am 3. Juli, Nachmittags 3 Uhr, stattfindende theilweise Mondfinsterniß wird bei uns ganz unsichtbar sein.

4. Am Nachmittag des 18. Juli findet eine ringförmige Sonnenfinsterniß statt. Sie beginnt Vormittags um 11 Uhr und dauert bis gegen 4 Uhr Nachmittags; allein sie ist nur in der südlichen Hälfte des stillen Ozeans sichtbar; auch der Streifen, wo sie ringförmig erscheint, liegt ganz im Meere zwischen Australien und der Südspitze von Südamerika.

5. Am 23. Dezember, Morgens früh zwischen 4 und 7 Uhr, findet die letzte von den drei bei uns unsichtbaren Sonnenfinsternissen statt; sie ist überdies nur eine theilweise.

6. Die letzte Mondfinsterniß ist eine totale und kann in ganz Nord- und Südamerika gesehen werden. Sie beginnt am 27. Dezember, Nachmittags 3 Uhr, und dauert bis gegen 9 Uhr in der Nacht.

5. Bewegliche Feste.

Septuagesima, den 6. Februar.
Aschermittwoch, den 23. Februar.
Ostersonntag, den 10. April.
Christi Himmelfahrt, den 19. Mai.
Pfingstsonntag, den 29. Mai.
Frohnleichnamsfest, den 9. Juni.
Herz Jesu Fest, den 17. Juni.
Erster Adventsonntag, den 27. November.

6. Gebotene Feiertage.

(In den Ver. Staaten.)

Neujahr, den 1. Januar.
Christi Himmelfahrt, den 19. Mai.
Mariä Himmelfahrt, den 15. August.
Allerheiligen, den 1. November.
Mariä Empfängniß, den 8. Dezember.
Weihnachten, den 25. Dezember.

7. Fast- und Abstinenztage.

1. Alle Freitage des Jahres sind Abstinenztage (Weihnachten ausgenommen).

2. Die Quatemberzeiten, d. h. Mittwoch, Freitag und Samstag
in der I. Fastenwoche, den 2., 4., 5. März,
in der I. Pfingstwoche, den 1., 3., 4. Juni,
in der III. Septemberwoche, den 21., 23., 24. September,
in der III. Adventwoche, den 14., 16., 17. Dezember,
sind Fast- und Abstinenztage.

3. Die Vigilien, oder Tage vor den folgenden Festen:
vor Ostern, den 9. April,
vor Pfingsten, den 28. Mai,
vor Mariä Himmelfahrt, den 13. August,
vor Allerheiligen, den 31. Oktober,
vor Weihnachten, den 24. Dezember,
sind ebenfalls Fast- und Abstinenztage.

4. Die 40 Wochentage von Aschermittwoch bis Charsamstag sind ganze Fasttage und halbe Abstinenztage, mit Ausnahme der Mittwoche und Freitage, welche ganze Fast- und Abstinenztage sind. Sonntag ist weder Fast- noch Abstinenztag.

8. Zeitrechnung der Juden, Russen, Muhamedaner, Chinesen und Japanesen.

Die Juden feiern den Anfang ihres 5659. Jahres im Augenblick des Sonnenunterganges am 16. September unseres Jahres 1898.

Die Russen haben noch den alten Styl, d. h. den sog. Julianischen Kalender, und deshalb ist ihr Monatsdatum um 12 Tage hinter dem unsrigen (Gregorianischen) zurück. Sie feiern Neujahr, wenn wir schon den 13. Januar haben. Um Mißverständnisse zu verhüten, schreiben sie in öffentlichen und internationalen Urkunden, in geschichtlichen und wissenschaftlichen Werken beide Daten in der Form eines Bruches; über dem Bruchstrich schreiben sie ihr eigenes russisches Datum, und unter demselben das gregorianische; z. B. unsern 20. Januar schreiben sie: Januar $\frac{8}{20}$, und unsern 5. Februar schreiben sie: Januar 24. / Februar 5.

Die Muhamedaner beginnen ihr 1316. Jahr der Hegira am 22. Mai 1898. Sie haben ein sogenanntes Mondjahr mit 12 Mondescyklen, welches abwechselnd 354 und 355 Tage hat.

Die Chinesen sind im 59. Jahre des 76. Cyklus von je 60 Jahren, anfangend 2637 Jahre vor Christus.

Die Japanesen sind im 31. Jahre ihrer Periode „Mejdschi," und im 2558. Jahre ihrer Zeitrechnung.

9. Erklärungen.

Die sogenannten Himmelszeichen sind östliche Winkeldistanzen von je 30 Graden, so daß die zwölf Zeichen zusammengenommen einen vollen Kreis von 360 Graden ausmachen. Das erste Zeichen (Widder) beginnt mit dem Himmelsmeridian, welcher durch den Aequinoctialpunkt des Frühlings geht, d. h. durch jenen Punkt des Himmelsäquators, wo die Sonne den Aequator bei der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings überschreitet. Dieser Aequinoctialpunkt schreitet jedes Jahr etwas westlich weiter, und daher kommt es, daß jetzt diese „Zeichen" nicht mehr jenen Sterngruppen (Constellationen) entsprechen, von welchen sie vor mehr als 2000 Jahren ihre Benennung erhielten. Die Zeichen, in welchen die Sonne sich befindet, sind folgende:

Frühling: ♈ Widder, ♉ Stier, ♊ Zwillinge.
Sommer: ♋ Krebs, ♌ Löwe, ♍ Jungfrau.
Herbst: ♎ Waage, ♏ Skorpion, ♐ Schütze.
Winter. ♑ Steinbock, ♒ Wassermann, ♓ Fische.

Die Sternbilder (Himmelszeichen) in unserm Kalender zeigen an, in welchem Zeichen sich der Mond zur Mittagszeit des betreffenden Tages befindet.

☌ Conjunktion findet statt, wenn irgend zwei Himmelskörper, besonders aber, wenn die Sonne oder der Mond mit einem Stern (Planeten) zusammenkommen (wenigstens in ost-westlicher, jedoch nicht nothwendig in nord-südlicher Richtung). Untere Conjunktion entsteht, wenn ein Planet (Venus oder Merkur) in ost-westlicher Richtung gerade zwischen die Erde und Sonne kommt; obere Conjunktion hingegen, wenn diese beide Planeten gerade hinter der Sonne stehen, so daß die Sonne sich zwischen der Erde und dem Planeten befindet.

□ Quadratur, wenn zwei Himmelskörper in ost-westlicher Richtung um 90 Grade, d. h. um einen rechten Winkel von einander entfernt sind.

☍ Opposition oder Gegenschein, wenn zwei Himmelskörper in ost-westlicher Richtung um 180 Grade von einander entfernt sind und folglich in entgegengesetzten Himmelsgegenden stehen, so daß der eine im Osten aufgeht, während der andere im Westen untergeht.

Elongation ist die Winkelentfernung von der Sonne, welche Merkur und Venus zeigen. Zur Zeit ihrer westlichen Elongation gehen diese beiden Planeten vor der Sonne auf und unter, und sind alsdann Morgensterne; bei ihrer östlichen Elongation gehen sie nach der Sonne auf und unter, und sind nun Abendsterne.

Die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne beträgt in runder Zahl 92,897,000 Meilen, diese Entfernung ändert sich im Verlaufe eines Jahres, weil die Erde um die Sonne nicht einen Kreis, sondern eine Ellipse beschreibt; gegen Ende Dezember sind wir der Sonne am nächsten; wir haben dann Sonnennähe, aber Anfangs Juli sind wir etwa drei Millionen Meilen weiter von der Sonne entfernt; diese Zeit heißt Sonnenferne.

Auch der Mond beschreibt in je 27½ Tagen eine Ellipse um unsere Erde. Die mittlere Entfernung des Mondes beträgt 238,840 Meilen; aber seine größte Entfernung, Erdferne genannt, kann 253,000 Meilen erreichen, während seine geringste Entfernung, oder „Erdnähe", nur 222,000 Meilen beträgt.

10. Zeitangaben.

In diesem Kalender sind alle Zeitangaben Centralzeit, d. h. Central Standard Time. Nur die Angabe des Auf- und Untergangs der Sonne machen eine Ausnahme, weil die Zeit des Auf- und Untergangs der Sonne von lokaler Natur und folglich nur durch lokale Zeitangaben genau bestimmt wird. Für Orte, welche Ostzeit (Eastern Time) haben, muß man der im Kalender angegebenen Zeit gerade eine Stunde hinzufügen; so z. B. Januar 28., Nm. 10 Uhr 15 Min. Centralzeit, ist dasselbe wie Januar 28., Nm. 11 Uhr 15 Min. Ostzeit. Ebenso ist Februar 3., Nm. 11 Uhr 31 Min. Centralzeit, dasselbe wie Februar 4., Vm. 0 Uhr 31 Min. Ostzeit.

Vm. oder Vormittag ist die erste Hälfte des Tages, von Mitternacht bis Mittag.

Nm. oder Nachmittag ist die zweite Hälfte des Tages, von Mittag bis Mitternacht.

11. Das Alter des Mondes.

Für jeden Tag des Jahres gibt der Kalender an, wie alt der Mond um Mittag 12 Uhr ist, d. h. wie viele Tage und Stunden seit dem letzten Neumond verflossen sind. Orte, welche nach Ostzeit rechnen, haben eine Stunde früher Mittag, und darum ist der Mond zur Mittagszeit dieser Orte gerade um eine Stunde weniger alt. — Aus dem Alter des Mondes kann man wenigstens annähernd berechnen, wann der Mond auf- und untergeht. Zur Zeit des Neumondes geht er nämlich zugleich mit der Sonne auf und unter (abgesehen von einer stets wechselnden Differenz in Folge der verschiedenen Deklination der Sonne und des Mondes). Von da an verspätet sich der Aufgang des Mondes jeden Tag durchschnittlich um 50 Minuten. Daher kommt es, daß der Mond zur Zeit des ersten Viertels (d. h. wenn er sieben bis acht Tage alt ist), um Mittag aufgeht und um Mitternacht untergeht; ebenso, daß der 14 bis 15 Tage alte Vollmond aufgeht, wenn die Sonne untergeht; und endlich auch, daß der Mond im letzten Viertel, wenn er etwa 22 Tage alt ist, erst um Mitternacht aufgeht, und am Mittag untergeht.

Anmerkung. Die oben erwähnte Verspätung des Mondaufganges beträgt durchschnittlich 50 Minuten; sie ist jedoch zu gewissen Zeiten bedeutend größer oder kleiner. Am kleinsten ist sie z. B. einige Tage vor und nach jenen Vollmonden, welche in den Monaten September und Oktober, also um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche des Herbstes stattfinden. Zu dieser Zeit verspätet sich der Mondaufgang in unseren Breitegraden nur noch um etwa 20 Minuten. Daher kommt es, daß im September und Oktober der helle, fast oder ganz volle Mond an mehreren aufeinander folgenden Abenden fast zur selben Abendstunde aufzugehen scheint, und gerade wegen des schönen und langen Mondscheines sind diese Vollmonde bei dem Landvolke so bekannt als die „Ernte-Monde" und „Jäger-Monde". Zur Zeit eines Vollmondes im März und April verspätet sich der Mond sehr viel für jeden Abend; diese Verspätung kann sich bis 75 Minuten und noch mehr verlängern. Im März und April hat man daher niemals so viele schöne Mond-Abende, wie im September und Oktober. — In höheren Breitegraden sind diese Verspätungen noch größeren Veränderungen unterworfen.

12. Planetenlauf im Jahre 1898.

☿ **Merkur** ist jener Planet, welcher der Sonne am nächsten ist; seine mittlere Entfernung von der Sonne ist 36 Millionen Meilen. In 88 Tagen macht er seine Reise um die Sonne; aber von einer unteren Conjunktion mit der Sonne bis zur nächst folgenden vergehen durchschnittlich 116 Tage. Seine Haupterscheinungen im Jahre 1898 sind folgende:

Untere Conjunktion: 6. Jan., 30. April, 5. Sept., 21. Dez.
Obere Conjunktion: 15. März, 29. Juni, 19 Okt.
Zu diesen Zeiten ist Merkur unsichtbar.

Größte westliche Elongation zeigt er: 29. Jan., 28. Mai, 21. Sept., und in diesen Zeiten geht er etwa eine Stunde vor der Sonne auf und ist folglich als Morgenstern sichtbar.

Größte östliche Elongation hat er: 10. April, 8. August, 3. Dez., und alsdann geht er als Abendstern etwa eine Stunde nach der Sonne unter.

♀ **Venus** erscheint wegen ihres blendend weißen Lichtes als der schönste Stern am Himmel; zur Zeit ihres größten Glanzes kann man

366949

sie wohl mit bloßem Auge bei Tage sehen, wenn man sonst ihre Stellung kennt und weiß, wo man sie zu suchen hat. Ihre mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 67 Millionen Meilen, und sie macht ihren Weg um die Sonne in 225 Tagen. Ihre synodische Periode (=Zeit von einer untern Conjunktion bis zur nächsten) beträgt 584 Tage, d. h. ein Jahr und sieben Monate. Ihren größten Glanz als Abendstern erreicht sie ungefähr 36 Tage vor ihrer untern Conjunktion und als Morgenstern 36 Tage nach ihrer untern Conjunktion. Im Januar und Februar dieses Jahres ist Venus unsichtbar; am 15. Februar erreicht sie die obere Conjunktion mit der Sonne; erst gegen Ende März wird sie als Abendstern sichtbar, geht anfangs kurz nach der Sonne unter, entfernt sich jedoch nach und nach mehr von der Sonne, bis sie am 21. September am weitesten von der Sonne weg ostwärts steht, d. h. ihre größte östliche Elongation erreicht. Zu dieser Zeit ist sie schon recht hell; aber ihren größten Glanz als Abendstern erreicht sie erst am 27. Oktober; am 10. November wird sie „stationär", d. h. scheint zwischen den Fixsternen stille zu stehen. Von da an nimmt ihr Glanz sehr schnell ab; gegen Ende November wird sie unsichtbar, da sie sich am 1. Dezember in unterer Conjunktion mit der Sonne befinden wird. Gegen Mitte Dezember wird sie schon wiederum sichtbar und zwar als Morgenstern; am 20. Dezember ist sie stationär und ihr Glanz nimmt beständig zu, ohne jedoch in diesem Jahre noch einmal ihren größten Glanz zu erreichen.

Wenn man die Planeten nach ihrer Entfernung von der Sonne in eine Reihe ordnet, so ist nach Venus unsere **Erde** der nächstfolgende Planet. Ihre mittlere Entfernung von der Sonne ist beinahe 93 Millionen Meilen. Um uns einen Begriff zu machen von der wirklichen Größe einer solchen Distanz, so stellen wir uns einen Eisenbahnzug vor, der ohne je zu halten, mit einer Schnelligkeit von 42 Meilen in der Stunde oder 1000 Meilen per Tag in gerader Linie auf die Sonne geht. Dieser Zug würde erst nach 254 Jahren auf der Sonne ankommen. — Der nächste Planet ist Mars.

♂ **Mars** erscheint dem Auge in auffallend röthlichem Lichte. Seine Entfernung von der Sonne beträgt 141 Millionen Meilen. Zur Zeit seiner Conjunktion mit der Sonne, d. h. wenn Sonne und Mars von der Erde aus in derselben Richtung gesehen werden, ist Mars von der Erde um 234 Millionen Meilen entfernt, aber zur Zeit seines Gegenscheines, wenn die Erde sich zwischen Mars und Sonne befindet, beträgt seine Entfernung von uns nur noch 48 Millionen Meilen. Alsdann sieht man Mars als schönen, röthlichen Stern am Himmel glänzen, und zwar die ganze Nacht hindurch. Am Anfang dieses Jahres ist Mars noch nicht weit östlich von der Sonne entfernt; man kann ihn nur für kurze Zeit nach Sonnenuntergang sehen; überdies entfernt er sich östlich von der Sonne nur sehr langsam, so zwar, daß er erst am 17. Oktober seine östliche Quadratur erreicht und am 10. Dezember stationär wird. Die Opposition aber erreicht Mars dieses Jahr gar nicht.

Zwischen Mars und dem nächstfolgenden Planeten (Jupiter) existirt ein ganzer Schwarm von ganz kleinen Planeten. Wegen ihrer Kleinheit hat man sie **Asteroiden** genannt. Man kennt jetzt schon über 300, und fast jedes Jahr findet man neue. Ihre Entfernungen von der Sonne sind verschieden, zwischen 198 und 400 Millionen Meilen. Mit bloßem Auge kann man sie überhaupt nicht sehen.

♃ **Jupiter** glänzt in ruhigem, gelblichem Lichte. Er ist bei weitem der größte Planet und ist 483 Millionen Meilen von der Sonne entfernt. Im Januar geht er schon etwas vor Mitternacht auf, und dann immer früher und früher, bis er am 25. März in Opposition zur Sonne steht und somit die ganze Nacht hindurch als herrlicher Stern glänzt. Von da an geht er am Morgen immer früher unter; am 22. Juni ist er in Quadratur mit der Sonne und geht somit schon um Mitternacht unter; unsere Erde entfernt sich dann mehr und mehr von ihm, und sein Glanz nimmt bedeutend ab. Gegen Ende des Septembers kommt er der Sonne so nahe, daß er unsichtbar wird. Am 13. Oktober ist er in Conjunktion mit der Sonne, und wird dann im Anfang November als Morgenstern sichtbar, indem er sich westlich von der Sonne entfernt; er geht also am Morgen immer früher auf, ohne jedoch in diesem Jahre noch seine westliche Quadratur zu erreichen.

♄ **Saturn** ist von den im Alterthum bekannten Planeten derjenige, welcher am weitesten von der Sonne entfernt ist. Diese Entfernung beträgt nicht weniger als 886 Millionen Meilen. Er erscheint in etwas röthlichem, aber ruhigem Glanze. Seine Ringe, welche zu gewissen Zeiten mit einem guten Fernrohre sichtbar sind, machen ihn zu einem der interessantesten Sterne am Himmel. Am 2. März ist er in seiner westlichen Quadratur und geht somit um Mitternacht auf. Von da an geht er immer früher auf bis zum 29. Mai. Er ist dann im Gegenschein zur Sonne und folglich die ganze Nacht hindurch sichtbar. Am 28. August ist er in seiner östlichen Quadratur mit der Sonne, ist somit in den Abendstunden im Westen zu sehen und geht um Mitternacht unter. In der zweiten Hälfte des Novembers wird er unsichtbar, da er am 6. Dezember seine Conjunktion mit der Sonne erreicht. Am Ende des Jahres ist er noch kaum wiederum sichtbar im Osten ganz kurz vor Sonnenaufgang.

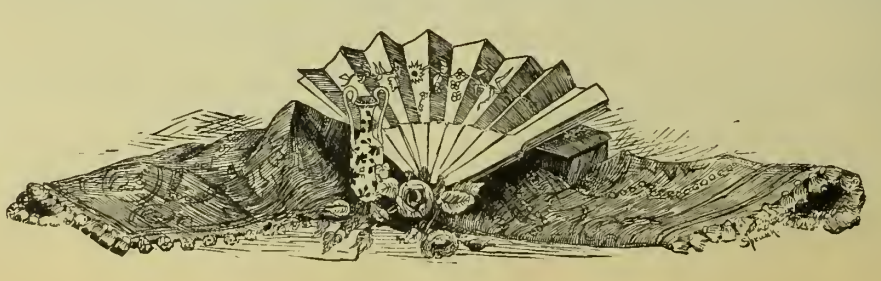
♅ **Uranus** ist 1782 Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt. Am 22. Mai ist er in Opposition, also im Gegenschein zur Sonne. Eine Woche vor und nach dieser Zeit kann ein gutes Auge bei klarem Himmel ihn als Stern sechster Größe sehen.

♆ **Neptun** ist sogar 2792 Millionen Meilen von der Sonne entfernt. Hätte der oben erwähnte Eisenbahnzug zum Neptun zu fahren, so würde er diese Station erst nach 7649 Jahren erreichen. Wegen dieser großen Entfernung kann der sonst ordentlich große Planet selbst zur Zeit seiner Opposition, die am 14. Dezember stattfindet, nur mit Hülfe eines guten Fernrohres gesehen werden.

13. Die muthmaßliche Witterung.

Dieser Kalender gibt für jeden Monat des Jahres die sogenante muthmaßliche Witterung an. Diese Witterungsangaben sind aus dem hundertjährigen Kalender genommen und sind auf folgende Weise entstanden:

In früheren Jahrhunderten kannte man nur sieben Planeten: Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Die Erde galt damals als Centralkörper der ganzen erschaffenen Welt, und nicht als Planet, während die Sonne und der Mond als eigentliche Planeten betrachtet wurden, die um die Erde kreisen. Diesen sieben als Planeten betrachteten Himmelskörpern gab man nun der Reihe nach für je ein Jahr die Herrschaft über das Wetter auf unserer Erde, und man glaubte, daß der durchschnittliche Charatter der Witterung während eines Jahres dem Charatter seines „Regenten" entsprechen müsse. Nun galt z. B. Saturn als kalt und feucht; daher sollten auch die unter ihm stehenden Jahre ebenfalls kalt und feucht sein. Jupiter galt als ein vornehmer, würdevoller, den Menschen wohlgesinnter Charakter; daher sollten die unter seiner Regentschaft stehenden Jahre den Menschen günstig, also angenehm, warm und fruchtbar sein. Die Sonne hielt man für trocken und warm; also erwartete man, daß jene Jahre, die unter ihrer Herrschaft stehen, mehr als gewöhnlich trocken und warm sein müßten. Auf ähnliche Weise hatte man für die unter Mond, Mars, Venus und Merkur stehenden Jahre einen bestimmten Witterungscharakter erdichtet. Im Laufe der Zeit hat sich dann für jede der sieben Jahresklassen eine Art von Witterungstabelle gebildet, und man glaubte sicher, daß man auf diese Weise das Wetter für alle Zukunft voraussagen könne. Diese ganze Theorie beruht nun auf ganz unbegründeten Voraussetzungen. Dennoch haben viele Kalender den Gebrauch beibehalten, diese sogenannte muthmaßliche Witterung aus dem hundertjährigen Kalender anzugeben. Sie wollen damit nicht das wirklich stattfindende Wetter voraussagen, sondern nur ihren Lesern Gelegenheit bieten, Vergleiche anzustellen zwischen dem wirklich stattfindenden Wetter und den Angaben des alten hundertjährigen Kalenders. Das Jahr 1898 steht jener Anschauung zufolge unter der Herrschaft der Sonne. Dem entsprechend sollte es die in diesem Kalender angegebene Witterung haben.



Januar.

St. Petrus

Monatstag.	Wochentag.	Kalender der Heiligen und Feste.	Sonnen-Aufgang U.	Sonnen-Aufgang M.	Sonnen-Untergang U.	Sonnen-Untergang M.	Mondes-Zeichen.	Mondes-Alter Tg.	Mondes-Alter Std.	Aspecten und Daten.
1	S.	**Neujahr. Beschneidung Christi.**	7	19	4	48	♑	8	22	**Glückseliges Neues Jahr.**
1. W.		**Octave des hl. Stephanus.** Jerusalem tödtet die Propheten. Matth. 23, 34.								
2	S.	Makarius, Eins. † 394.	7	19	4	49	♒	9	22	Größte Sonnähe, Vm. 2 U.
3	M.	Genovefa, J. u. M. † 512.	7	20	4	50	♒	10	22	Schl. bei Princeton, 1777.
4	D.	Rigobertus, B. † 743.	7	20	4	51	♓	11	22	Mond in Erdf., Vm. 10 U.
5	M.	Telesphorus, P. u. M. † 154.	7	20	4	52	♓	12	22	Merkur in unt. Conj. mit ☉
6	D.	**Epiphania. Heil. drei Könige.**	7	20	4	53	♈	13	22	Franklin geb., 1706.
7	F.	Lucian, Priester. † 312.	7	20	4	54	♈	14	22	☽ Nm. 6 U. 24 M.
8	S.	Severin, Abt. † 482.	7	20	4	55	♈	15	22	(7) Sichtb. Mondf. Nm. 7 U.
2. W.		**1. Sonntag nach hl. drei Könige.** Jesus zwölf Jahre alt. Luk. 2, 42.								
9	S.	Julianus u. Basilissa, M.	7	20	4	56	♉	16	22	Napoleon III., † 1873.
10	M.	Agathon, Papst. † 682.	7	19	4	57	♉	17	22	(8) Schl. b. N. Orleans, 1815
11	D.	Hyginus, Papst. † 142.	7	19	4	58	♊	18	22	(11) Pestalozzi geb., 1746.
12	M.	Arkadius, M.	7	19	4	59	♊	19	22	Vicksburg belagert, 1861.
13	D.	Gottfried, Abt. † 1127.	7	18	5	0	♊	20	22	(12) Herzog Alba, † 1582.
14	F.	Hilarius, B. u. Kirchl. † 367.	7	18	5	1	♋	21	22	(18) D. Webster geb., 1782.
15	S.	Paulus, Einsiedler. † 346.	7	18	5	2	♋	22	22	☾ Vm. 9 U. 44 M.
3. W.		**2. Sonntag nach hl. drei Könige.** Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1.								
16	S.	**Namensfest Jesu.** Marcellus.	7	17	5	3	♌	23	22	Gr. Fluth i. Dänemark, 1300
17	M.	Antonius, Einsiedler. † 356.	7	17	5	4	♌	24	22	Schlacht b. Cowpens, 1781.
18	D.	**Stuhlfeier Petri zu Rom.**	7	17	5	5	♌	25	22	Wilh. I., Kais. v. Dschl. 1871
19	M.	Kanut, König u. M. † 1086.	7	16	5	6	♍	26	22	☉ geht in das Zeichen ♍
20	D.	Fabian u. Sebastian, M.	7	16	5	7	♍	27	22	Mond in Erdn., Vm. 6 U.
21	F.	Agnes, J. u. M. † 304.	7	15	5	8	♍	28	22	(22) Sonnenf., unsichtb. in
22	S.	Vincentius u. Anastasius, M.	7	15	5	9	♎	0	11	☽ Vm. 1 U. 24 M. [V. S.
4. W.		**3. Sonntag nach hl. drei Könige.** Vom Knecht des Hauptmannes. Matth. 8, 1.								
23	S.	**Mariä Vermählung.**	7	14	5	10	♎	1	11	Erdbeb. i. Neuseeland, 1855.
24	M.	Timotheus, Schül. Pauli. † 97.	7	13	5	11	♓	2	11	Jupiter stationär. [1077.
25	D.	Pauli Bekehrung.	7	13	5	12	♓	3	11	Heinrich IV. in Canossa,
26	M.	Polycarpus, B. u. M. † 166.	7	12	5	13	♏	4	11	Dr. Jenner, † 1823.
27	D.	Joh. Chrysostomus, B. u. Kirchl.	7	12	5	14	♏	5	11	Kais. Wilh. II. geb., 1859.
28	F.	Valerius, B. Karl d. Große.	7	11	5	15	♏	6	11	Paris capitulirt, 1871.
29	S.	Franz v. Sales, B. u. Kirchl. †1622.	7	10	5	16	♐	7	11	☽ Vm. 8 U. 32 M.
5. W.		**4. Sonntag nach hl. drei Könige.** Sturm auf dem Meere. Matth. 8, 23.								
30	S.	Martina, J. u. M. † 226.	7	10	5	17	♐	8	11	Karl I. v. Engl. enthauptet.
31	M.	Petrus v. Nola. † 1256.	7	9	5	18	♑	9	11	Vulkan Santorin, 1866.

Mondeswechsel. **Vollmond** den 7., Nm. 6 U. 24 M. **Letztes Viertel** den 15., Vm. 9 U. 44 M. **Neumond** den 22., Vm. 1 U. 24 M. **Erstes Viertel** den 29., Vm. 8 U. 32 M.

Muthmaßliche Witterung: 1. bis 3. trüb und mäßig kalt; 4. bis 6. starke Regengüsse; 7. bis 10. mäßig kalt. 11. starker Regen; 23. bis Ende unbeständig mit Wind, Schnee und Nebel.

Februar.

St. Paulus

Monatstag.	Wochentag	Kalender der Heiligen und Feste.	Sonnen-Aufgang. U.	Sonnen-Aufgang. M.	Sonnen-Untergang. U	Sonnen-Untergang. M.	Mondes-Zeichen.	Mondes-Alter. Tg.	Mondes-Alter. Std.	Aspecten und Daten.
1	D.	Ignatius, B. u. M. † 107.	7	8	5	19	♍	10	11	Mond in Erdf., Vm. 3 U.
2	M.	**Mariä Reinigung. Lichterweihe.**	7	7	5	20	♍	11	11	Palästrina, † 1594.
3	D.	Blasius, B. u. M. † 316.	7	6	5	21	♎	12	11	Griechenland frei, 1830.
4	F.	Andreas Corsini. † 1373.	7	5	5	22	♎	13	11	Venus in Sonnenferne.
5	S.	Agatha, J. u. M. † 251.	7	4	5	23	♏	14	11	Kard. Geissel geb., 1796.
6. W.		**Septuagesima.** Von den Arbeitern im Weinberg. Matth. 20, 1.								
6	S.	Titus, B. † 98. Dorothea, M.	7	3	5	24	♏	15	11	☽ Nm. 0 U. 24 M.
7	M.	Romualdus, Abt. † 1027.	7	2	5	26	♐	16	11	Pius IX., † 1878.
8	D.	**Fest vom Gebete des Herrn.**	7	1	5	27	♐	17	11	Erdb. v. Guadeloupe, 1843.
9	M.	Apollonia, J. u. M. † 249.	7	0	5	29	♐	18	11	Dittmar (Chem.), † 1892.
10	D.	Scholastika, Schw. d. hl. Bened.	6	59	5	30	♑	19	11	Florida entdeckt, 1663.
11	F.	7 Gründer des Servitenordens.	6	58	5	31	♑	20	11	1. Erschein. i. Lourdes, 1858.
12	S.	Gaudentius, B.	6	57	5	33	♒	21	11	Abr. Lincoln geb., 1809.
7. W.		**Sexagesima.** Vom fruchtbaren Acker. Luk. 8, 4.								
13	S.	Katharina v. Ricci, J. † 1522.	6	56	5	34	♒	22	11	☾ Nm. 6 U. 35 M.
14	M.	Valentinus, B.	6	55	5	35	♓	23	11	Cook, † 1779.
15	D.	**Fest des bittern Leidens Christi.**	6	54	5	36	♓	24	11	Venus in ob. Conj. mit ☉
16	M.	Onesimus, B. u. M. † 109.	6	53	5	38	♓	25	11	☉ geht in das Zeichen ♓
17	D.	Cyrill. v. Alex., B. u. Kirchl. † 444.	6	52	5	39	♓	26	11	Mond in Erdn., Vm. 1 U.
18	F.	Simeon, B. u. M. † 107.	6	51	5	40	♈	27	11	Mar. Stuart hinger., 1587.
19	S.	Konrad v. Piacenza. † 1361.	6	50	5	41	♈	28	11	Transvaal-Explos., 1896.
8. W.		**Quinquagesima.** Jesus verkündet sein Leiden. Luk. 18, 31.								
20	S.	Eleutherius, B. † 531.	6	49	5	42	♓	29	11	☽ Nm. 1 U. 41 M.
21	M.	Paternus, B. v. Brixen.	6	48	5	44	♓	0	22	(20) Leo XIII., P., 1878.
22	D.	**Stuhlfeier Petri zu Antiochien.**	6	47	5	45	♓	1	22	Washington geb., 1732.
23	M.	**Aschermittwoch.** Fasten.	6	45	5	46	♈	2	22	Vulkan Jsalco, 1770.
24	D.	**Mathias, Apostel.**	6	43	5	47	♈	3	22	Franz I. gefangen, 1525.
25	F.	**Fest d. Dornenkrone Christi.**	6	41	5	48	♈	4	22	Wallenstein, † 1634.
26	S.	Alexander, B. † 326.	6	39	5	49	♉	5	22	Gautier (Astron.), † 1891.
9. W.		**Invocabit. 1. Sonntag in der Fasten.** Versuchung in der Wüste. Matth. 4, 1.								
27	S.	Leander, B. † 596.	6	38	5	50	♉	6	22	(28) Md. in Erdf., Nm. 11 U.
28	M.	Romanus, Abt. † 460.	6	36	5	52	♊	7	22	☽ Vm. 5 U. 13 M.

Mondeswechsel.

Vollmond den 6., Nm. 0 U. 24 M. **Letztes Viertel** den 13., Nm. 6 U. 35 M.
Neumond den 20., Nm. 1 U. 41 M. **Erstes Viertel** den 28., Vm. 5 U. 13 M.

Muthmaßliche Witterung: 1. bis 6. trüb, Nebel und Wind; 8. hell und kalt; 9. bis 12. trüb, Regen und Schnee; 18. Regen und Schnee; 19. bis 20. kalter Wind; 22. bis 26. hell mit sehr kalten Nächten, darauf frostiger Regen.

März.

St. Andreas

Monatstag.	Wochentag.	Kalender der Heiligen und Feste.	Sonnen-Aufgang. U. M.	Sonnen-Untergang. U. M.	Mondes-Zeichen.	Mondes-Alter. Tg. Std.	Aspecten und Daten.
1	D.	Suibertus, B. † 713.	6 34	5 53	♍	8 22	Mailand deutsch, 1162.
2	M.	O.T.Fast. Simpli., P. † 483.	6 32	5 54	♎	9 22	Saturn in □ mit ☉
3	D.	Kunegunda, Kaiserin. † 1040.	6 31	5 55	♎	10 22	Leo XIII. gekrönt, 1878.
4	F.	O.T.Fast. **F d.Lanze u.Näg.**	6 30	5 56	♏	11 22	Herschel's Fernr. fert., 1774.
5	S.	O.T.Fast. Kasimir, König.	6 28	5 57	♏	12 22	(4) Emmet geb, 1780.
10.	W.	**Reminiscere. 2. Sonntag in der Fasten.**					Verklärung Christi. Matth. 17, 1.
6	S.	Fridolin, Abt. † 540.	6 26	5 58	♐	13 22	Erdbeb. in Deutschl., 1872.
7	M.	Thomas v. Aquin, Kirchl. † 1273.	6 25	5 59	♐	14 22	Geogr. Tolmen, † 1890.
8	D.	Johannes v. Gott. † 1550.	6 23	6 0	♑	15 22	☽ Vm. 3 U. 29 M.
9	M.	Franziska, W. † 1440.	6 21	6 1	♑	16 22	Rizzio ermordet, 1566.
10	D.	40 Martyrer v. Sebaste.	6 20	6 2	♒	17 22	Mazarini, † 1661.
11	F.	**Fest des hl. Leintuches.**	6 18	6 3	♒	18 22	Davis, südl. Präsid., 1861.
12	S.	Gregor, P. u. Kirchl. † 604.	6 16	6 4	♓	19 22	Erdbeben in Rom, 604.
11.	W.	**Oculi. 3. Sonntag in der Fasten.**					Jesus treibt Teufel aus. Luk. 11, 14.
13	S.	Nicephorus, B. u. M. † 828.	6 14	6 5	♓	20 22	Uranus entdeckt, 1781.
14	M.	Mathildis, Kaiserin. † 968.	6 12	6 6	♈	21 22	Mond in Erdn., Vm. 9 U.
15	D.	Longinus, Hauptmann.	6 10	6 7	♈	22 22	☾ Vm. 1 U. 48 M.
16	M.	Heribert, B. † 1021.	6 8	6 8	♉	23 22	Merkur in ob. Conj. mit ☉
17	D.	Patricius, Apost. Irlands. † 493.	6 6	6 9	♉	24 22	Bessel (Astron.), † 1846.
18	F.	**F. d. hl. 5 Wunden. Gabriel.**	6 4	6 10	♊	25 22	Ende der Templer, 1314.
19	S.	**Joseph, Nährvater Jesu.**	6 3	6 11	♊	26 22	☉ geht in das Zeichen ♈
12.	W.	**Lätare. 4. Sonntag in der Fasten.**					Jesus speiset 5000 Menschen. Joh. 6, 1.
20	S.	Kuthbert, B. † 687.	6 1	6 12	♋	27 22	**Frühlingsanf., Vm. 8 U.**
21	M.	Benedict., Ordensst. † 534.	6 0	6 13	♋	28 22	Saturn stat. Tag u. Nacht
22	D.	Katharina v. Genua. † 1510.	5 59	6 14	♌	0 9	☽ Vm. 2 U. 37 M. [gleich.
23	M.	Nikolaus v. d. Flüe. † 1487.	5 57	6 15	♌	1 9	K. Paul v. Rußl. erm., 1801.
24	D.	Bertha, W. † 1163.	5 55	6 16	♌	2 9	Agricola geb., 1494.
25	F.	**Mariä Verkündigung.**	5 54	6 17	♍	3 9	Jupiter in Oppos. mit ☉
26	S.	Ludgerus, B. † 809.	5 52	6 18	♍	4 9	Caracas (Venez.) zerst. 1812.
13.	W.	**Judica. 5. Sonntag in d. Fasten. Passionssonntag.**					Jesu Tod beschlossen. Joh. 8, 46.
27	S.	Joh. v. Damaskus, Kirchl. † 780.	5 50	6 19	♎	5 9	Torn. in Louisville, 1890.
28	M.	Joh. v. Kapistrano. † 1456.	5 49	6 20	♎	6 9	Kl. Planet Vesta entd., 1807.
29	D.	Eustasius, Abt. † 625.	5 48	6 21	♏	7 9	Mond in Erdf., Vm. 8 U.
30	M.	Zosimus, B. † 660.	5 46	6 22	♏	8 9	☽ Vm. 1 U. 40 M.
31	D.	Balbina, J. u. M. † 130.	5 45	6 23	♏	9 9	Niagara fast trocken, 1848.

Mondeswechsel. **Vollmond** den 8., Vm. 3 U. 29 M. **Neumond** den 22., Vm. 2 U. 37 M. **Letztes Viertel** den 15., Vm. 1 U. 48 M. **Erstes Viertel** den 30., Vm. 1 U. 40 M.

Muthmaßliche Witterung: 1. bis 6. rauh, kalt und windig; 8. bis 17. trocken und kalt; 19. Wind, Schnee und Regen; 20. bis 23. Regen und kalt, Nachmittags hell; 26. bis Ende jeden Morgen Eis.

April.

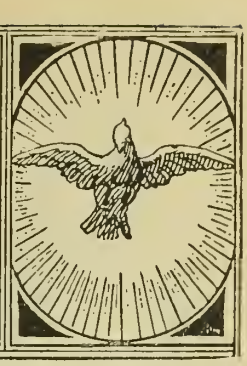
St. Jakob. d. J.

Monatstag.	Wochentag.	Kalender der Heiligen und Feste.	Sonnen Aufgang. U.	M.	Untergang. U.	M.	Mondes Zeichen.	Alter. Tg.	Std.	Aspecten und Daten.
1	F.	**Sieben Schmerzen Mariä.**	5	44	6	24		10	9	Bismarck geb., 1815.
2	S.	Franziskus v. Paula. † 1508.	5	43	6	25		11	9	1. Photogr. d. Sonne, 1845
14. W.		**Palmsonntag. Charwoche.** Einzug Jesu in Jerusalem. Matth. 21, 1.								
3	S.	Richard, B. † 1253.	5	41	6	26		12	9	Ende d. Bürgerkrieg., 1865.
4	M.	Isidor, B. u. Kirchl. † 636.	5	40	6	27		13	9	Grote (Chem.), † 1889.
5	D.	Vinzentius Ferrerius. † 1418.	5	38	6	28		14	9	De Candolle (Bot.), † 1893.
6	M.	Cölestin I., P. † 432.	5	37	6	29		15	9	☽ Nm. 3 U. 20 M.
7	D.	**Gründonnerstag.** Hermann.	5	35	6	30		16	9	Du Bois Raymond, † 1889.
8	F.	**Charfreitag.** Albert.	5	34	6	31		17	9	Lemoro (Zool.) † 1892.
9	S.	**Charsamstag.** Vig. Geb. Fast.	5	32	6	32		18	9	Mond in Erdn., Vm. 6 U.
15. W.		**Ostern. Auferstehung Christi. Alleluja.** Markus 16, 1.								
10	S.	**Ostersonntag.**	5	31	6	33		19	9	De La Rue (Phys.), † 1889.
11	M.	**Ostermontag.** Leo.	5	29	6	34		20	9	Astron. Schwabe, † 1875.
12	D.	Zeno, B. † 380.	5	28	6	35		21	9	Loth. Mayer (Chem.), † 1895
13	M.	Hermenegild, M. † 586.	5	26	6	36		22	9	♌ Vm. 8 U. 28 M.
14	D.	Tiburtius, M.	5	25	6	37		23	9	(13) T. Jefferson geb., 1743.
15	F.	Maro u. Eutyches, M.	5	23	6	38		24	9	Ft. Sumter genom., 1861.
16	S.	Lambertus, M.	5	22	6	39		25	9	Erdb. i. S. Salvador, 1854.
16. W.		**Quasi modo. Weißer Sonntag.** Einsetzung der Buße. Joh. 20, 19.								
17	S.	Anicetus, P. u. M. † 173.	5	20	6	40		26	9	Geogr. Weber, † 1890.
18	M.	Apollonius, M. † 185.	5	19	6	41		27	9	Luther in Worms, 1521.
19	D.	Leo IX., P. † 1054.	5	17	6	42		28	9	Sternschnuppen (Lyriden).
20	M.	Sulpicius, M.	5	16	6	43		29	9	☽ Nm. 4 U. 21 M.
21	D.	Anselm, B. u. Kirchl. † 1109.	5	15	6	44		0	20	Merkur stationär.
22	F.	Soter u. Cajus, M. † 177.	5	13	6	45		1	20	(21) ☉ geht in d Zeichen ♋
23	S.	Georgius, M. † 303.	5	12	6	46		2	20	Shakespeare, † 1616.
17. W.		**Misericordia. 2. Sonntag nach Ostern.** Vom guten Hirten. Joh. 10, 11.								
24	S.	Fidelis v. Sigmaring., M. † 1622.	5	11	6	47		3	20	Erste Zeitung in Am., 1701.
25	M.	**Markus, Evangelist.**	5	9	6	48		4	20	Mond in Erdf., Nm. 1 U.
26	D.	**Maria vom Guten Rath.**	5	7	6	49		5	20	(27) Grant geb., 1822.
27	M.	Sel. Petrus Canisius. † 1597.	5	6	6	50		6	20	Ausbruch d. Vesuv., 1872.
28	D.	Paulus v. Kreuz. † 1775.	5	5	6	51		7	20	☽ Nm. 8 U. 5 M.
29	F.	Petrus, M. † 1252.	5	4	6	52		8	20	Baily (Astron.) geb., 1774.
30	S.	Katharina v. Siena. † 1380.	5	3	6	53		9	20	Merkur i. unt. Conj. m. ☉

Mondeswechsel. **Vollmond** den 6., Nm. 3 U. 20 M. **Neumond** den 20., Nm. 4 U. 21 M. **Letztes Viertel** den 13., Vm. 8 U. 28 M. **Erstes Viertel** den 28., Nm. 8 U. 5 M.

Muthmaßliche Witterung: Bis 6. kalt und rauh; 7. schön warm; 8. windig und Platzregen; 9. bis 11. schön warm; 16. Ungewitter und Regengüsse; 19. schön, darauf Ungewitter mit Donner bis 23.; dann rauh und unbeständig bis 25.; kalt und trüb bis Ende.

Mai.



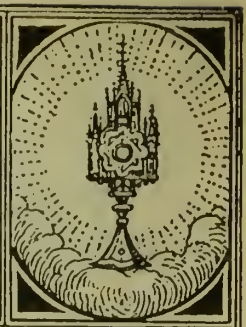
St. Johannes.

Monatstag.	Wochentag.	Kalender der Heiligen und Feste.	Sonnen-Aufgang. U. M.	Sonnen-Untergang. U. M.	Mondes-Zeichen.	Mondes-Alter. Tg. Std.	Aspecten und Daten.
18.	W.	**Jubilate. 3. Sonntag nach Ostern.** Ueber eine kleine Weile. Joh. 16, 16.					
1	S.	**Schutzf.d.hl.Jos. Phil.u.Jakob.**	5 2	6 54	♌	11 20	Schottland englisch, 1707.
2	M.	Athanasius, B. u. Kirchl. † 371.	5 1	6 55	♌	12 20	Leonardo da Vinci, † 1519.
3	D.	**Kreuzauffindung.**	5 0	6 56	♌	13 20	Jamaika entdeckt, 1494.
4	M.	Monika, Mutt. d. hl. Aug. † 387.	4 59	6 57	♌	14 20	(6) Alex. v. Humb., † 1859.
5	D.	Pius V., P. † 1572.	4 58	6 58	♋	15 20	Napoleon I., † 1821.
6	F.	Johannes an d. lat. Pforte.	4 57	6 59	♋	16 20	☽ Vm. 0 U. 34 M.
7	S.	Stanislaus, B. u. M. † 1079.	4 56	7 0	♌	17 20	Mond in Erdn., Nm. 3 U.
19.	W.	**Cantate. 4. Sonntag nach Ostern.** Verheißung des Tröfters. Joh. 16, 5.					
8	S.	Erscheinung des Erzeng. Michael.	4 55	7 1	♌	18 20	(7) Otto I., † 973.
9	M.	Gregor v. Nazianz, B. u. Kirchl.	4 54	7 2	♍	19 20	Schiller, † 1805.
10	D.	Antoninus, B. † 1459.	4 53	7 3	♍	20 20	Polen Republik, 1794.
11	M.	Franziskus v. Hieronymo. † 1716.	4 52	7 4	♍	21 20	J. Herschel (Astron.) † 1871.
12	D.	Pancratius, M. † 98.	4 51	7 5	♎	22 20	☾ Nm. 3 U. 36 M.
13	F.	Servatius, B. † 383.	4 50	7 6	♎	23 20	(11) Otto v. Guerike, † 1686.
14	S.	Bonifacius, M. † 290.	4 49	7 7	♎	24 20	Erste Impfung, 1796.
20.	W	**Rogate. 5. Sonntag nach Ostern.** Vom Gebete. Joh. 16, 23.					
15	S.	**Bittwoche.** Isidor.	4 48	7 7	♏	25 20	O'Connel, † 1847.
16	M.	Ubaldus, B. † 1160.	4 47	7 8	♏	26 20	Neuer Stern, 1866.
17	D.	Paschalis Baylon. † 1592.	4 46	7 9	♏	27 20	P. Roh, † 1872.
18	M.	Venantius, M. † 254.	4 45	7 10	♐	28 20	Napoleon I., Kaiser, 1804.
19	D.	**Christi Himmelfahrt.**	4 44	7 11	♐	29 20	(20) Erdb. in Engl., 1202.
20	F.	Bernardinus. † 1444.	4 43	7 12	♐	0 5	☽ Vm. 6 U. 58 M. [1618.
21	S.	Felix v. Cantalicio. † 1587.	4 42	7 13	♑	1 5	(23) Anf. d. 30jähr. Krieges,
21.	W.	**Exaudi. 6. Sonntag nach Ostern.** Vom hl. Geist. Joh. 15, 26.					
22	S.	Joh. v. Nepomuk, M. † 1383.	4 41	7 13	♑	2 5	☉ geht in das Zeichen ♒
23	M.	Desiderius, B. † 608.	4 40	7 14	♒	3 5	Mond in Erdf., Vm. 3 U.
24	D.	**Mariä Hilf.**	4 40	7 14	♒	4 5	Rückk. v. Enke's Kom. 1822.
25	M.	Gregor VII., P. † 1085.	4 39	7 15	♓	5 5	(27) Torn. i. St. Louis, 1896
26	D.	Philippus Neri. † 1595.	4 39	7 16	♓	6 5	(27) Sternschn. (Perseiden).
27	F.	Mar. Magdal. v. Pazzis. † 1607.	4 39	7 16	♓	7 5	Jupiter stationär.
28	S.	Augustin, Ap. Engl. V. G. Fast	4 38	7 17	♈	8 5	☽ Vm. 11 U. 14 M.
22.	W.	**Pfingsten. Sendung des hl. Geistes.** Gründung der Kirche. Joh. 14, 23.					
29	S.	**Pfingstsonntag.**	4 38	7 17	♈	9 5	Saturn in Opposit. mit ☉
30	M.	**Pfingstmontag.** Ferdinand.	4 37	7 18	♉	10 5	Rutherford (Phot.), † 1892.
31	D.	Angela Merici, J. † 1540.	4 37	7 18	♉	11 5	Johnstown, Pa. überf. 1889

Mondeswechsel. **Vollmond** den 6., Vm. 0 U. 34 M. **Letztes Viertel** den 12., Nm. 3 U. 36 M.
Neumond den 20., Vm. 6 U. 58 M. **Erstes Viertel** den 28., Vm. 11 U. 14 M.

Muthmaßliche Witterung: 1. und 2. rauh, windig und kalt; 4. bis 15. schönes, warmes Wetter mit etwas Donner und Regen; 24. Eis; 27. schön; 28. und 29. kalt und Regen; 30. und 31. Reif, Regen und Schnee.

Juni.



St. Thomas.

Monatstag.	Wochentag.	Kalender der Heiligen und Feste.	Sonnen- Aufgang. U. M.	Sonnen- Untergang. U. M.	Mondes- Zeichen.	Mondes- Alter. Tg.	Mondes- Alter. Std.	Aspecten und Daten.
1	M.	Q.T.Fast. Simeon. † 1035.	4 36	7 19		12	5	Asteroid Hebe entd., 1847.
2	D.	Marcellinus, M. † 304.	4 36	7 20		13	5	Donati's Komet entd., 1858
3	F.	Q.T.Fast. Clotild., K. † 540.	4 35	7 20		14	5	(4) Md. in Erdn., Nm. 10 U.
4	S.	Q.T.Fast. Fr. Car. † 1608.	4 35	7 21		15	5	☽ Vm. 8 U. 11 M.
23. W.		**Heiligste Dreifaltigkeit.** Einsetzung der Taufe. Matth. 28, 18.						
5	S.	**Dreifaltigkeitsfest.** Bonifacius.	4 35	7 21		16	5	v. Weber, † 1826.
6	M.	Norbert, B. † 1134.	4 35	7 22		17	5	Kosaken russisch, 1654.
7	D.	Robertus, Abt. † 1159.	4 34	7 22		18	5	Ungarn Königreich, 896.
8	M.	Medardus, B. † 1153.	4 34	7 23		19	5	(10) Friedrich I., † 1190.
9	D.	**Frohnleichnamsfest.**	4 34	7 23		20	5	Rother Fleck auf ♃, 1878.
10	F.	Margarita, Königin. † 1093.	4 34	7 23		21	5	Graham Insel entst., 1831.
11	S.	**Barnabas, Apostel.**	4 34	7 24		22	5	☾ Vm. 0 U. 4 M.
24. W.		**2. Sonntag nach Pfingsten.** Vom großen Gastmahl. Luk. 14, 16.						
12	S.	**Frohnleichnamsfeier.**	4 34	7 24		23	5	(11) Frst. Metternich, † 1859
13	M.	Antonius v. Padua. † 1231.	4 34	7 24		24	5	Barometer erfunden, 1644.
14	D.	Basilius, B. u. Kirchl. † 379.	4 33	7 25		25	5	Krakau preußisch, 1794.
15	M.	Vitus, Modestus, Crescentia, M.	4 33	7 25		26	5	Gr. Seewelle i. Japan, 1896
16	D.	Franziskus Regis. † 1640.	4 34	7 25		27	5	Jos. Piazzi (Astr.) geb., 1746
17	F.	**Herz Jesu-Fest.**	4 34	7 25		28	5	Mississippi entdeckt, 1673.
18	S.	Markus u. Marcellian., M. † 286.	4 34	7 26		29	5	☽ Nm. 10 U. 19 M.
25. W.		**3. Sonntag nach Pfingsten.** Vom verlorenen Schafe. Luk. 15, 1.						
19	S.	Juliana v. Falcon., J. † 1341.	4 34	7 26		0	14	Mond in Erdf., Nm. 8 U.
20	M.	Silverius, P. u. M. † 538.	4 34	7 26		1	14	(21) **Sommerauf. Vm. 4 U.**
21	D.	Aloysius Gonzaga. † 1591.	4 35	7 27		2	14	☉ geht in das Zeichen ♋
22	M.	Paulinus, B. † 431.	4 35	7 27		3	14	Jupiter in □ mit ☉
23	D.	Edeltrud, J. † 679.	4 35	7 27		4	14	Merkur in ♂ mit Neptun.
24	F.	**Geburt d. hl. Joh. d. Täufers.**	4 35	7 27		5	14	Schl. bei Solferino, 1859.
25	S.	Wilhelm, Abt. † 1142.	4 35	7 27		6	14	Gen. Custer geschlag., 1876.
26. W.		**4. Sonntag nach Pfingsten.** Petrus Oberhaupt der Kirche. Luk. 5, 1.						
26	S.	Johannes u. Paulus, M. † 362.	4 36	7 28		7	14	☽ Nm. 10 U. 54 M.
27	M.	Ladislaus, König. † 1095.	4 36	7 28		8	14	(28) Krim russisch, 1783.
28	D.	Leo II., P. † 683.	4 36	7 28		9	14	Schl. b. Fort Moultrie, 1776
29	M.	**Petrus u. Paulus, Apostel.**	4 37	7 28		10	14	Merkur in ob. Conj. mit ☉
30	D.	Pauli Gedächtniß.	4 37	7 28		11	14	Meteore, 1732.

Mondeswechsel. **Vollmond** den 4., Vm. 8 U. 11 M. **Letztes Viertel** den 11., Vm. 0 U. 4 M. **Neumond** den 18., Nm. 10 U. 19 M. **Erstes Viertel** den 26., Nm. 10 U. 54 M.

Muthmaßliche Witterung: 2. schön; 3. starker Regen; 4. und 5. rauh; 9. schön warm; 11. bis 14. kühl, Abends wärmer; 15. Regen; 19. Reif; 22. und 23. schön warm; 24. starker Regen; 25. recht kalt; vom 26. bis Ende regnerisch und unfreundlich.

Juli.

St. Jakobus d. Ä.

Monatstag.	Wochentag.	Kalender der Heiligen und Feste.	Sonnen-Aufgang. N. M.	Sonnen-Untergang. N. M.	Mondes-Zeichen.	Mondes-Alter. Tg. Std	Aspecten und Daten.
1	F.	Irenäus, B. † 205.	4 38	7 29	♌	12 14	(2)Größte Sonnenf.,V.5U.
2	S.	**Mariä Heimsuchung.**	4 38	7 29	♌	13 14	Mond in Erdnähe, V. 8 U.
27. W.		**5. Sonntag nach Pfingsten.** Von der Gerechtigkeit. Matth. 5, 20.					
3	S.	**Kostbares Blut Jesu.**	4 39	7 29	♌	14 14	☽ Nm. 3 U. 12 M.
4	M.	Ulrich, B. † 972.	4 39	7 28	♌	15 14	1776 Am. frei. **Unionsfest.**
5	D.	Cyrillus u. Methodius, B.	4 39	7 28	♌	16 14	(3)Mondfinst. uns. in V. S.
6	M.	Isaias, Proph. Goar, Pr.u.M.	4 39	7 28	♌	17 14	Kenrik, Erzb.v.Balt.†1863.
7	D.	Pulcheria, J. u. Kaiserin. † 453.	4 40	7 27	♍	18 14	(8) Jules Simon, † 1896.
8	F.	Elisabeth v. Portugal. † 1336.	4 40	7 27	♍	19 14	V. di Gama n.Ostind.1497
9	S.	**Schutzfest Mariä.**	4 40	7 26	♍	20 14	Schlacht b. Sempach,1386.
28. W.		**6. Sonntag nach Pfingsten.** Jesus speiset 4000 Menschen. Mark. 8, 1.					
10	S.	Felicitas u. 7 Söhne, M. † 150.	4 41	7 26	♍	21 14	☾ Vm. 10 U. 43 M.
11	M.	Pius I., P. u. M. † 167.	4 41	7 25	♍	22 14	Columbus geb., 1447.
12	D.	Johannes Gualbertus. † 1073.	4 42	7 25	♎	23 14	Erasmus, † 1536.
13	M.	Anakletus, P. u. M. † 107.	4 42	7 24	♎	24 14	(14) Französ.Revol.1789.
14	D.	Bonaventura, B. u. Kl. † 1274.	4 43	7 24	♎	25 14	Krupp (Eisenw.), † 1887.
15	F.	Heinrich, Kaiser. † 1024.	4 44	7 23	♎	26 14	Pfaff (Geolog), † 1886.
16	S.	**Skapulirfest.**	4 44	7 23	♏	27 14	Mond in Erdf., Nm. 0 U.
29. W.		**7. Sonntag nach Pfingsten.** Von den falschen Propheten. Matth. 7, 15.					
17	S.	Alexius. † 417.	4 45	7 22	♏	28 14	Mahomed, † 622.
18	M.	Camillus v. Lellis. † 1614.	4 46	7 22	♏	29 14	☽ Nm. 1 U. 47 M. [V.S.
19	D.	Vinzentius v. Paula. † 1659.	4 47	7 21	♐	0 22	(18) Sonnenfinst.unsichtb.i.
20	M.	Hieronymus Aemil. † 1537.	4 48	7 20	♐	1 22	☉ geht in das Zeichen ♐
21	D.	Arbogast, B. † 678.	4 49	7 20	♑	2 22	Schl. bei Bull Run, 1861.
22	F.	Maria Magdalena.	4 50	7 19	♑	3 22	Bessel (Astron.), geb.1784.
23	S.	Apollinaris, B. u. M. † 75.	4 51	7 18	♑	4 22	1. Olympiade, —777.
30. W.		**8. Sonntag nach Pfingsten.** Vom ungerechten Verwalter. Luk. 16, 1.					
24	S.	Christina, J. u. M. † 300.	4 52	7 17	♑	5 22	(25)K. Ferdinand I.,†1564
25	M.	**Jakobus, Apostel.**	4 53	7 16	♒	6 22	Anfang der Hundstage.
26	D.	**Anna, Mutter Mariä.**	4 54	7 15	♒	7 22	☽ Vm. 7 U. 40 M.
27	M.	Pantaleon, Arzt u. M. † 303.	4 55	7 14	♒	8 22	Airy (Astron.), † 1892.
28	D.	Nazarius, Celsus, Victor, M.	4 56	7 13	♓	9 22	Revolution in Paris,1830.
29	F.	Martha, Schw. d. Lazarus.	4 57	7 12	♓	10 22	Peters (Astron.), † 1890.
30	S.	Abdon u. Sennen, M. † 250.	4 58	7 11	♓	11 22	Gr. Komet, 515.
31. W.		**9. Sonntag nach Pfingsten.** Jesus weint über Jerusalem. Luk. 19, 41.					
31	S.	Ignatius v. Loyola. † 1556.	4 59	7 10	♓	12 22	Mond in Erdn., Nm. 5 U.

Mondeswechsel. **Vollmond** den 3., Nm. 3 U. 12 M. **Letztes Viertel** den 10., Vm. 10 U. 43 M.
Neumond den 18., Nm. 1 U. 47 M. **Erstes Viertel** den 26., Vm. 7 U. 40 M.

Muthmaßliche Witterung: 1. bis 3. kalt und trüb; 4. warm; 6. recht kalt; 7. bis 18. schön warm; 19. bis 21. Regen; 23. bis Ende schön warm und heiß.

August.

St. Philippus.

Monatstag.	Wochentag.	Kalender der Heiligen und Feste.	Sonnen: Aufgang. U.	Sonnen: Untergang. U.	Mondes: Zeichen.	Mondes: Alter. Tg.	Mondes: Alter. Std.	Aspecten und Daten.
1	M.	**Petri Kettenfeier.**	5 0	7 9		13	22	☽ Nm. 10 U. 29 M.
2	D.	Alphons v. Lig. B. u. Kirchl. † 1787	5 1	7 8		14	22	(1) Festland Am. entd., 1498
3	M.	Reliquien des hl. Stephanus.	5 2	7 7		15	22	Columbus Abfahrt, 1492.
4	D.	Dominikus, Ordensst. † 1221.	5 3	7 6		16	22	Gen. Steinmetz, † 1877.
5	F.	**Mariä Schneefeier zu Rom.**	5 4	7 5		17	22	Columb. entd. Südam. 1497
6	S.	**Verklärung Christi.**	5 5	7 4		18	22	Corinth Canal eröffn., 1893
32. W.		**10. Sonntag nach Pfingsten.** Vom Pharisäer und Zöllner. Luk. 18, 9.						
7	S.	Cajetanus. † 1547.	5 6	7 3		19	22	Loomis (Math.), † 1889.
8	M.	Cyriacus, M. † 303.	5 7	7 2		20	22	(9) Saturn stationär.
9	D.	Romanus, M. † 258.	5 8	7 1		21	22	☾ Vm. 0 U. 13 M.
10	M.	**Laurentius, Erzmartyrer.**	5 9	7 0		22	22	Sternschnupp. (Perseiden).
11	D.	Tiburtius u. Susanna, M.	5 10	6 58		23	22	Luray Höhle entd., 1876.
12	F.	Clara, J. † 1253.	5 11	6 57		24	22	Mond in Erdf., Nm. 11 U.
13	S.	Hippolitus. Vig. Geb. Fast.	5 12	6 56		25	22	Iquiqua in Peru zerst., 1868
33. W.		**11. Sonntag nach Pfingsten.** Vom Taubstummen. Mark. 7, 31.						
14	S.	Eusebius.	5 13	6 54		26	22	Ver. Stern Mira entd., 1596
15	M.	**Mariä Himmelfahrt.**	5 14	6 53		27	22	Asteroid Iris entd., 1847.
16	D.	Hyacinthus. † 1257.	5 15	6 51		28	22	Monde d. Mars entd., 1877.
17	M.	Liberatus, Abt. † 483.	5 16	6 50		0	7	☽ Vm. 4 U. 34 M.
18	D.	Agapitus, M. † 270.	5 17	6 48		1	7	Venus in Conj. m. Jupiter.
19	F.	Helena, Kais. W. † 328.	5 18	6 47		2	7	Paskal, † 1662.
20	S.	Bernardus, Abt u. Kirchl. † 1153	5 19	6 45		3	7	Brünow (Astr.), † 1891.
34. W.		**12. Sonntag nach Pfingsten.** Vom barmherzigen Samaritan. Luk. 10, 23.						
21	S.	**Joachim, Vater Mariä.**	5 20	6 44		4	7	☉ geht in das Zeichen ♎
22	M.	Timotheus, M. † 311.	5 21	6 43		5	7	Dumas (Math.), † 1886.
23	D.	Philippus Benitius. † 1285.	5 22	6 41		6	7	Pompeji verschüttet, 79.
24	M.	**Bartholomäus, Apostel.**	5 23	6 40		7	7	☽ Nm. 2 U. 32 M.
25	D.	Ludwig, König. † 1270.	5 24	6 39		8	7	W. Herschel (Astr.), † 1822.
26	F.	Zephyrinus, P. u. M. † 217.	5 25	6 37		9	7	Vulkan Krakatoa, 1883.
27	S.	Joseph Calasanctius. † 1648.	5 26	6 36		10	7	Herschel's Fernr. fert., 1789
35. W.		**13. Sonntag nach Pfingsten.** Die zehn Aussätzigen. Luk. 17, 11.						
28	S.	**Herz Mariä Fest.** Augustin.	5 27	6 35		11	7	Mond in Erdn., Nm. 7 U.
29	M.	Enthauptung des hl. Johannes.	5 28	6 34		12	7	Saturn in □ mit ☉
30	D.	Rosa v. Lima, J. † 1617.	5 28	6 32		13	7	Baily (Astron.), † 1844.
31	M.	Raymundus Nonnatus. † 1240.	5 29	6 31		14	7	☽ Vm. 6 U. 51 M.

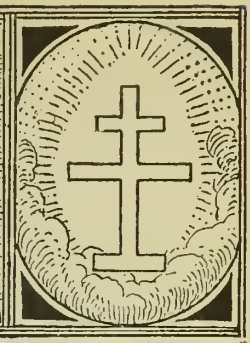
Mondeswechsel

Vollmond den 1., Nm. 10 U. 29 M.
Neumond den 17., Vm. 4 U. 34 M.
Vollmond den 31., Vm. 6 U. 51 M.

Letztes Viertel den 9., Vm. 0 U. 13 M.
Erstes Viertel den 24., Nm. 2 U. 32 M.

Muthmaßliche Witterung: 1. bis 6. schön und warm; 8. starker Regen; 9. bis 11. trüb und etwas Regen; 13. schön; 15. bis 17. kalter Regen; 18. bis 25. schön und warm; 26. bis 28. täglich Donner mit starkem Regen; 30. und 31. anhaltender Regen.

September.



St. Bartholomäus.

Monatstag.	Wochentag	Kalender der Heiligen und Feste.	Sonnen-Aufgang. U.	M.	Sonnen-Untergang. U	M.	Mondes-Zeichen.	Alter. Tg.	Std.	Aspecten und Daten.
1	D.	Aegidius, Abt. † 700.	5	29	6	30		15	7	(2) Goldau versch., 1806.
2	F.	Stephanus, König. † 1038.	5	30	6	28		16	7	Schlacht bei Sedan, 1870.
3	S.	Philomena, J. u. M.	5	31	6	27		17	7	Brand in London, 1660.
36. W.		**14. Sonntag nach Pfingsten.** Vom ungerechten Mammon. Matth. 6, 24.								
4	S.	Rosa, J. † 1252.	5	32	6	25		18	7	Großer Komet, 1882.
5	M.	Laurentius Justin., B. † 1455.	5	32	6	24		19	7	Merkur in unt. Conj. mit ☉
6	D.	Rosalia, J. † 1160.	5	33	6	22		20	7	(8) Sebastopol erst., 1855.
7	M.	Regina, J. u. M. † 251.	5	34	6	20		21	7	☾ Nm. 4 U. 51 M.
8	D.	**Mariä Geburt.**	5	35	6	19		22	7	Kard. Geissel, † 1864.
9	F.	Petrus Claver. † 1654.	5	36	6	18		23	7	Mond in Erdf., Nm. 4 U.
10	S.	Nikolaus v. Tolentino. † 1246.	5	37	6	16		24	7	Schl. auf d. Erie See, 1813.
37. W.		**15. Sonntag nach Pfingsten.** Vom Jüngling zu Naim Luk. 7, 11.								
11	S.	**Mariä Namensfest.**	5	38	6	15		25	7	Altelsgletscher stürzt, 1895.
12	M.	Serapion, M. † 304.	5	38	6	13		26	7	Schl. a. Lake Champl., 1814.
13	D.	Amatus, Abt. † 627.	5	39	6	11		27	7	Schl. bei Chapultepek, 1847.
14	M.	**Kreuzerhöhung.**	5	40	6	10		28	7	Dante, † 1321.
15	D.	Nicomedus, M. † 90.	5	41	6	8		29	7	☽ Nm. 6 U. 10 M.
16	F.	Cornel. u. Cyprian., P. u. M.	5	42	6	7		0	18	Fahrenheit, † 1736.
17	S.	Wundmale des hl. Franziskus.	5	43	6	5		1	18	Saturn's Monde entd. 1789
38. W.		**16. Sonntag nach Pfingsten.** Vom Wassersüchtigen. Luk. 14, 1.								
18	S.	**Sieben Schmerzen Mariä.**	5	44	6	4		2	18	(17) Schl. b. Antietam, 1862
19	M.	Januarius, B. u. M. † 305.	5	45	6	2		3	18	Belgrad frei, 1739.
20	D.	Eustachius, M. † 118.	5	46	6	0		4	18	Schl. b. Chicamauga, 1863
21	M.	Q. T. Fast. **Matthäus, Ap.**	5	47	5	59		5	18	(22) **Herbstanf. Nm. 6 U.**
22	D.	Thomas v. Villanova. † 1755.	5	48	5	57		6	18	☽ Nm. 8 U. 39 M.
23	F.	Q. T. Fast. Linus, P. u. M.	5	49	5	56		7	18	(22) ☉ geht in d Zeichen ♎
24	S.	Q. T. Fast. **Mariä Gnadenf.**	5	50	5	54		8	18	Mond in Erdn., Nm. 11 U.
39. W.		**17. Sonntag nach Pfingsten.** Vom Gebote der Liebe. Matth. 22, 34								
25	S.	Cleophas, Jünger Jesu.	5	51	5	52		9	18	Columbus II. Reise, 1493.
26	M.	Cyprianus u. Justina, M. † 304.	5	52	5	51		10	18	Erstes Dampfschiff, 1707.
27	D.	Cosmas u. Damianus, M. † 287.	5	53	5	49		11	18	Eis. Thor d. Donau off. 1896
28	M.	Wenzeslaus, M. † 935.	5	54	5	47		12	18	Vulk. Jorullo entst., 1759.
29	D.	**Michael, Erzengel.**	5	55	5	46		13	18	☽ Nm. 5 U. 11 M.
30	F.	Hieronymus, Kirchl. † 419.	5	56	5	44		14	18	Vul. Monte Nuovo ent. 1538

Mondeswechsel. **Letztes Viertel** den 7., Nm. 4 U. 51 M. **Neumond** den 15., Nm. 6 U. 10 M.
Erstes Viertel den 22., Nm. 8 U. 39 M. **Vollmond** den 29., Nm. 5 U. 11 M.

Muthmaßliche Witterung: 1. bis 4. warm, dann ein starkes Gewitter; 5. bis 9. hell und schön; 11. etwas Regen; 18. bis 25. unbeständig, windig, Regen mit Schneeflocken; 26. schön und warm; 28. bis Ende regnerisch.

Oktober.

Sk. Matthäus.

Monatstag.	Wochentag.	Kolender der Heiligen und Feste.	Sonnen-Aufgang. U.	M.	Sonnen-Untergang. U.	M.	Mondes-Zeichen.	Alter. Tg.	Std.	Aspecten und Daten.
1	S.	Remigius, B. † 532.	5	57	5	42		15	18	Lick Observat. gegr., 1876.
40. W.		**18. Sonntag nach Pfingsten.** Vom Gichtbrüchigen. Matth. 9, 1.								
2	S.	**Rosenkranzfest. Schutzengelfest.**	5	58	5	40		16	18	1. vollst. Fernrohr, 1608.
3	M.	Gerhard, Abt. † 959.	5	59	5	39		17	18	Calvin's Reform, 1553.
4	D.	Franziskus v. Assisi. † 1226.	6	0	5	37		18	18	Steinheil (Optik.), † 1893.
5	M.	Placidus, M. † 541.	6	1	5	36		19	18	(7)Türk.b.L.p.geschl.,1571
6	D.	Bruno. † 1101.	6	2	5	34		20	18	(7)Md. i. Erdf., Vm. 11 U.
7	F.	Markus, P. † 336.	6	3	5	33		21	18	☾ Nm. 0 U. 5 M.
8	S.	Brigitta, W. † 1373.	6	4	5	31		22	18	Brand von Chicago, 1871.
41. W.		**19. Sonntag nach Pfingsten.** Vom hochzeitlichen Kleide. Matth. 22, 2.								
9	S.	**Mariä Mutterwürde.** Dionysius.	6	5	5	30		23	18	Weltpost, 1874.
10	M.	Franziskus Borgias. † 1572.	6	6	5	28		24	18	(13)CaliforniaStaat,1849
11	D.	Firminus, B. † 553.	6	7	5	27		25	18	Zwingli, † 1531.
12	M.	Maximilian, B. † 284.	6	8	5	25		26	18	Amerika entdeckt, 1492.
13	D.	Eduard, König. † 1066.	6	9	5	24		27	18	Jupiter in Conj. mit ☉
14	F.	Callistus, P. u. M. † 222.	6	10	5	22		28	18	Komet, 1811.
15	S.	Theresia, J. † 1582.	6	11	5	21		0	5	☽ Vm. 6 U. 37 M.
42. W.		**20. Sonntag nach Pfingsten.** Des Königs Sohn geheilt. Joh. 4, 46.								
16	S.	**Mariä Reinheit.** Gallus.	6	12	5	19		1	5	Gregorian.Kal.eingef.1582
17	M.	Hedwig, W. † 1243.	6	13	5	18		2	5	Mars in □ mit ☉
18	D.	**Lukas, Evangelist.**	6	14	5	17		3	5	Merkur in ob. Conj. mit ☉
19	M.	Petrus v. Alcantara. † 1561.	6	15	5	15		4	5	Mond in Erdn., Nm. 8 U.
20	D.	Johannes Kantius. † 1473.	6	16	5	14		5	5	(19)Cornwall capit., 1781.
21	F.	Ursula u. 11,000 J. u. M.	6	17	5	12		6	5	Cumana zerstört, 1766.
22	S.	Cordula, J. u. M.	6	18	5	11		7	5	☽ Vm. 3 U. 9 M.
43. W.		**21. Sonntag nach Pfingsten.** Des Königs Rechnung. Matth. 18, 23.								
23	S.	**Fest des allerh. Erlösers.**	6	19	5	9		8	5	Kosakenkrieg, 1581.
24	M.	**Raphael, Erzengel.**	6	20	5	8		9	5	Md. d. Uranus entd., 1851.
25	D.	Mar. Marg. Alacoque, J. † 1690.	6	21	5	7		10	5	☉ geht in das Zeichen ♏
26	M.	Evaristus, P. u. M. † 109.	6	22	5	5		11	5	Neu. Stern i. Schwan.,1876
27	D.	Florentius, M.	6	23	5	4		12	5	Venus im größten Glanz.
28	F.	**Simon u. Judas, Apostel.**	6	24	5	3		13	5	Lima zerst. d. Erdb., 1746.
29	S.	Narcissus, B. † 185.	6	25	5	2		14	5	☽ Vm. 6 U. 18 M.
44. W.		**22. Sonntag nach Pfingsten.** Vom Zinsgroschen. Matth. 22, 15.								
30	S.	Alphonsus Rodriguez. † 1617.	6	26	5	1		15	5	Cometenfurcht, 1832.
31	M.	Wolfgang. Vig. Geb. Fast.	6	27	5	0		16	5	Rosse (Astron.), † 1867.

Mondeswechsel. **Letztes Viertel** den 7., Nm. 0 U. 5 M. **Neumond** den 15., Vm. 6 U. 37 M.
Erstes Viertel den 22., Vm. 3 U. 9 M. **Vollmond** den 29., Vm. 6 U. 18 M.

Muthmaßliche Witterung: 1. schön; 2. und 3. hell, aber kalt; 4. und 5. schön warm; 7. starker Regen und Wind; 15. windig, trüb und Regen; 16. Sturm und Schnee; 19. unbeständig; 24. und 25. starker Regen mit Schnee; 29. schön; 30. trüb und kalt.

November.

St. Simon.

Monatstag.	Wochentag	Kalender der Heiligen und Feste.	Sonnen-Aufgang. U.	Sonnen-Aufgang. M.	Sonnen-Untergang. U	Sonnen-Untergang. M.	Mondes-Zeichen.	Mondes-Alter. Tg.	Mondes-Alter. Std.	Aspecten und Daten.
1	D.	**Allerheiligen.**	6	28	4	59	♌	17	5	Erdbeben v. Lissabon, 1755.
2	M.	**Allerseelen.**	6	29	4	58	♌	18	5	Erie Kanal, 1825.
3	D.	Malachias, B. † 1148.	6	31	4	57	♍	19	5	(4) Polen besiegt, 1794.
4	F.	Carolus Borrom., B. † 1584.	6	32	4	56	♍	20	5	Mond in Erdf., Vm. 7 U.
5	S.	Zacharias u. Elisabeth.	6	33	4	55	♎	21	5	Pulververschwörung, 1604.
45. W.		**23. Sonntag nach Pfingsten.** Tochter des Jairus erweckt. Matth. 9, 18.								
6	S.	**Schutzfest Mariä.**	6	35	4	54	♎	22	5	☾ Vm. 8 U. 28 M.
7	M.	Willibrord, B. † 739.	6	36	4	53	♏	23	5	(5) Hans Sachs geb., 1494
8	D.	Godefried, B. † 1118.	6	37	4	52	♏	24	5	(9) Warschau capit., 1794.
9	M.	Theodor, M. † 306.	6	38	4	51	♏	25	5	(10) Brand v. Boston, 1872.
10	D.	Andreas Avellinus. † 1608.	6	39	4	50	♐	26	5	Venus stationär.
11	F.	Martinus, B. † 396.	6	40	4	49	♐	27	5	Sternschnuppen (Leoniden).
12	S.	Martinus, P. † 655.	6	41	4	48	♐	28	5	Sternschnuppenregen, 1833
46. W.		**24. Sonntag nach Pfingsten.** Vom Senfkörnlein. Matth. 13, 31.								
13	S.	Stanislaus Kostka. † 1568.	6	42	4	47	♑	29	5	☽ Nm. 6 U. 20 M.
14	M.	Josaphat, B. u. M. † 1623.	6	43	4	46	♑	0	18	Kepler (Astron.), † 1630.
15	D.	Gertrud, J. † 1334.	6	44	4	45	♑	1	18	Herschel geb., 1738.
16	M.	Othmar, Abt. † 759.	6	45	4	44	♒	2	18	Mond in Erdn., Vm. 2 U.
17	D.	Gregor d. Wunderthäter. † 270.	6	46	4	43	♒	3	18	Großes Nordlicht, 1882.
18	F.	Kirchw. z. St. Peter u. Paul.	6	47	4	42	♓	4	18	Suez Kanal fertig, 1869.
19	S.	Elisabeth v. Thüring., W. †1231.	6	48	4	42	♓	5	18	Erdbeben in Chili, 1822.
47. W.		**25. Sonntag nach Pfingsten.** Vom Ende der Welt. Matth. 24, 15.								
20	S.	Felix v. Valois. † 1212.	6	49	4	41	♓	6	18	☽ Vm. 11 U. 5 M.
21	M.	**Mariä Opferung.**	6	50	4	40	♈	7	18	Clemens August gef., 1837.
22	D.	Cäcilia, J. u. M. † 230.	6	51	4	40	♈	8	18	Großer Komet, 622.
23	M.	Clemens, P. u. M. † 77.	6	52	4	39	♉	9	18	Struve (Astron.), † 1864.
24	D.	Johannes v. Kreuz. † 1591.	6	53	4	39	♉	10	18	☉ geht in das Zeichen ♐
25	F.	Katharina, J. u. M. † 307.	6	54	4	38	♊	11	18	New York frei, 1783.
26	S.	Pet. v. Alex., B. u. M. † 311.	6	55	4	38	♊	12	18	Napoleon's Sturz, 1812.
48. W.		**Erster Adventsonntag.** Von der Zerstörung Jerusalems. Luk. 21, 25.								
27	S.	Virgilius, B. † 784.	6	56	4	38	♊	13	18	☽ Nm. 10 U. 39 M.
28	M.	Sosthenes, M. u. Jüng. Jesu.	6	57	4	37	♋	14	18	Sternschnupp. (Andromed.)
29	D.	Saturninus, M. † 250.	6	58	4	37	♋	15	18	Philipp v. Frankr., † 1340.
30	M.	**Andreas, Apostel.**	6	59	4	37	♋	16	18	Attila, † 453.

Mondeswechsel. **Letztes Viertel** den 6., Vm. 8 U. 28 M. **Neumond** den 13., Nm. 6 U. 20 M. **Erstes Viertel** den 20., Vm. 11 U. 5 M. **Vollmond** den 27., Nm. 10 U. 39 M.

Muthmaßliche Witterung: 1. bis 4. regnerisch und kalt; 16. in der Nacht Schnee; 17. bis 20. Regen; 21. bis Ende schön warm wie im Sommer.

Dezember.

St. Thaddäus.

Monatstag.	Wochentag.	Kalender der Heiligen und Feste.	Sonnen Aufgang. U. M.	Sonnen Untergang. U. M.	Mondes- Zeichen.	Mondes- Alter. Tg. Std.	Aspecten und Daten.
1	D.	Edmund Champion, M. † 1582.	7 0	4 37		17 18	Merkur i. unt. Conj. m. ☉
2	F.	Bibiana, J. u. M. † 363.	7 1	4 37		18 18	Mond in Erdf., Vm. 2 U.
3	S.	Franziskus Xaverius. † 1552.	7 2	4 36		19 18	Berghaus,(Geogr.),†1890.
49. W.		**Zweiter Adventsonntag.** Von der Gesandtschaft des Johannes. Matth. 11, 2.					
4	S.	Petr.Chrysologus, B.u.K. † 449.	7 3	4 36		20 18	Tyndall, † 1893.
5	M.	Sabas, Abt. † 531.	7 4	4 35		21 18	(2) Monroe Doktrin, 1823.
6	D.	Nikolaus, B. † 345.	7 5	4 35		22 18	☾ Vm. 4 U. 6 M.
7	M.	Ambrosius, B. u. Kirchl. † 397.	7 6	4 35		23 18	Saturn in Conj. mit ☉
8	D.	**Mariä Empfängniß.**	7 7	4 36		24 18	Vatican. Concil., 1869.
9	F.	Leocadia, J. u. M. † 304.	7 8	4 37		25 18	Van Dyk, † 1641.
10	S.	**Uebertrag. d. Hauf. v. Loretto.**	7 9	4 37		26 18	Mars stationär.
50. W.		**Dritter Adventsonntag.** Vom Zeugniß des hl. Johannes. Joh. 1, 19.					
11	S.	Damasus, P. † 384.	7 10	4 38		27 18	(12) Schweiz frei, 1315.
12	M.	Epimachus u. Alex., M.	7 11	4 39		28 18	(13) Sonnenf., unsichtb. in
13	D.	Lucia, J. u. M. † 304.	7 12	4 39		0 6	☽ Vm. 5 U. 43 M. [V.S.
14	M.	Q. T. Fast. Nikasius, M.	7 13	4 40		1 6	Mond in Erdn., Vm. 7 U.
15	D.	Christiana, Magd.	7 14	4 40		2 6	Spectralanalyse, 1859.
16	F.	Q. T. Fast. Eusebius, B.u.M.	7 15	4 41		3 6	Brand v. New-York, 1835.
17	S.	Q. T. Fast. Lazarus, B.	7 15	4 41		4 6	Paracelsus, † 1493.
51. W.		**Vierter Adventsonntag.** Bußpredigt des hl. Johannes. Luk. 3, 1.					
18	S.	**Erwartung der Geburt Christi.**	7 16	4 42		5 6	Sklaverei aufgehoben, 1862
19	M.	Adjutus, Abt.	7 16	4 42		6 6	☽ Nm. 9 U. 23 M
20	D.	Abraham, Patriarch.	7 17	4 43		7 6	Venus stationär.
21	M.	**Thomas, Apostel.**	7 17	4 43		8 6	**Winteranfang, Nm. 1 U.**
22	D.	Zeno, Soldat u. M.	7 18	4 44		9 6	☉ geht in das Zeichen ♑
23	F.	Victoria, J. u. M.	7 18	4 44		10 6	Süd-Carolina sagt ab, 1860
24	S.	Adam u. Eva. Vig.Geb.Fast.	7 18	4 45		11 6	Washington üb.d.Del. 1776
52. W.		**Weihnachten.** Das Wort ist Fleisch geworden. Joh. 1, 1.					
25	S.	**Geburt Christi. Weihnachten.**	7 19	4 45		12 6	(26) Goldene Bulle, 1356.
26	M.	**Stephanus, Erzmarthyrer.**	7 19	4 46		13 6	Brand v. Richmond, 1811.
27	D.	**Johannes, Apostel u. Evang.**	7 19	4 46		14 6	☽ Nm. 5 U. 39 M.
28	M.	**Unschuldige Kinder.**	7 19	4 47		15 6	(27.) Mondfinst., sichtbar.
29	D.	Thom.v.Canterb.,B.u.M. †1170.	7 19	4 47		16 6	Mond in Erdf., Nm. 0 U.
30	F.	David, König u. Prophet.	7 19	4 48		17 6	Biela's Komet gesp., 1845.
31	S.	Silvester, P. † 335.	7 19	4 48		18 6	**Glück auf 1899!**

Mondeswechsel. **Letztes Viertel** den 6., Vm. 4 U. 6 M. **Neumond** den 13., Vm. 5 U. 43 M. **Erstes Viertel** den 19., Nm. 9 U. 23 M. **Vollmond** den 27., Nm. 5 U. 39 M.

Muthmaßliche Witterung: 2. Schnee; 3. bis 8. unbeständig; 10. große Kälte in der Nacht, darauf viel Schnee; 11. und 12. grimmige Kälte; 13. und 14. mild mit Schneefall; 16. bis 20. hell, und bei wenig Schneefall kalt bis zum Ende.

† Sebastian archbishop of Ephesus
ap. Del.

Alter des Mondes

zur Mittagszeit für Orte, welche Ostzeit (Eastern Standard Time) haben.

Tag.	Januar	Februar	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	September.	Oktober.	November.	Dezember.
	Tg. Std.	Tg. Std.	Tg. Std.	Tg. Std.	Tg. Std.	Tg. Std.	Tg. Std.	Tg. Std.	Tg. Std.	Tg. Std.	Tg. Std.	Tg. Std.
1	8 21	10 10	8 21	10 8	10 19	12 4	12 13	13 21	15 6	15 17	17 4	17 17
2	9 21	11 10	9 21	11 8	11 19	13 4	13 13	14 21	16 6	16 17	18 4	18 17
3	10 21	12 10	10 21	12 8	12 19	14 4	14 13	15 21	17 6	17 17	19 4	19 17
4	11 21	13 10	11 21	13 8	13 19	15 4	15 13	16 21	18 6	18 17	20 4	20 17
5	12 21	14 10	12 21	14 8	14 19	16 4	16 13	17 21	19 6	19 17	21 4	21 17
6	13 21	15 10	13 21	15 8	15 19	17 4	17 13	18 21	20 6	20 17	22 4	22 17
7	14 21	16 10	14 21	16 8	16 19	18 4	18 13	19 21	21 6	21 17	23 4	23 17
8	15 21	17 10	15 21	17 8	17 19	19 4	19 13	20 21	22 6	22 17	24 4	24 17
9	16 21	18 10	16 21	18 8	18 19	20 4	20 13	21 21	23 6	23 17	25 4	25 17
10	17 21	19 10	17 21	19 8	19 19	21 4	21 13	22 21	24 6	24 17	26 4	26 17
11	18 21	20 10	18 21	20 8	20 19	22 4	22 13	23 21	25 6	25 17	27 4	27 17
12	19 21	21 10	19 21	21 8	21 19	23 4	23 13	24 21	26 6	26 17	28 4	28 17
13	20 21	22 10	20 21	22 8	22 19	24 4	24 13	25 21	27 6	27 17	29 4	0 5
14	21 21	23 10	21 21	23 8	23 19	25 4	25 13	26 21	28 6	28 17	0 17	1 5
15	22 21	24 10	22 21	24 8	24 19	26 4	26 13	27 21	29 6	0 4	1 17	2 5
16	23 21	25 10	23 21	25 8	25 19	27 4	27 13	28 21	0 17	1 4	2 17	3 5
17	24 21	26 10	24 21	26 8	26 19	28 4	28 13	0 6	1 17	2 4	3 17	4 5
18	25 21	27 10	25 21	27 8	27 19	29 4	29 13	1 6	2 17	3 4	4 17	5 5
19	26 21	28 10	26 21	28 8	28 19	0 13	0 21	2 6	3 17	4 4	5 17	6 5
20	27 21	29 10	27 21	29 8	0 4	1 13	1 21	3 6	4 17	5 4	6 17	7 5
21	28 21	0 21	28 21	0 19	1 4	2 13	2 21	4 6	5 17	6 4	7 17	8 5
22	0 10	1 21	0 8	1 19	2 4	3 13	3 21	5 6	6 17	7 4	8 17	9 5
23	1 10	2 21	1 8	2 19	3 4	4 13	4 21	6 6	7 17	8 4	9 17	10 5
24	2 10	3 21	2 8	3 19	4 4	5 13	5 21	7 6	8 17	9 4	10 17	11 5
25	3 10	4 21	3 8	4 19	5 4	6 13	6 21	8 6	9 17	10 4	11 17	12 5
26	4 10	5 21	4 8	5 19	6 4	7 13	7 21	9 6	10 17	11 4	12 17	13 5
27	5 10	6 21	5 8	6 19	7 4	8 13	8 21	10 6	11 17	12 4	13 17	14 5
28	6 10	7 21	6 8	7 19	8 4	9 13	9 21	11 6	12 17	13 4	14 17	15 5
29	7 10		7 8	8 19	9 4	10 13	10 21	12 6	13 17	14 4	15 17	16 5
30	8 10		8 8	9 19	10 4	11 13	11 21	13 6	14 17	15 4	16 17	17 5
31	9 10		9 8		11 4		12 21	14 6		16 4		18 5

Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Name.	Amtszeit.
George Washington	1789—1797
John Adams	1797—1801
Thomas Jefferson	1801—1809
James Madison	1809—1817
James Monroe	1817—1825
John Quincy Adams	1825—1829
Andrew Jackson	1829—1837
Martin Van Buren	1837—1841
William H. Harrison	1841 1 Mt.
John Tyler	1841—1845
James K. Polk	1845—1849
Zachary Taylor	1849—1850
Millard Fillmore	1850—1853
Franklin Pierce	1853—1857
James Buchanan	1857—1861
Abraham Lincoln	1861—1865
Andrew Johnson	1865—1869
Ulysses S. Grant	1869—1877
Rutherford B. Hayes	1877—1881
James A. Garfield	1881 6½ Mt.
Chester A. Arthur	1881—1885
Grover Cleveland	1885—1889
" "	1893—1897
Benjamin Harrison	1889—1893
William McKinley	1897—

Vice-Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Name.	Amtszeit.
John Adams	1789—1797
Thomas Jefferson	1797—1801
Aaron Burr	1801—1805
George Clinton	1805—1813
Elbridge Gerry	1813—1817
Daniel D. Tompkins	1817—1825
John C. Calhoun	1825—1833
Martin Van Buren	1833—1837
Richard M. Johnson	1837—1841
John Tyler	1841 1 Mt.
Geo. M. Dallas	1845—1849
Millard Fillmore	1849—1850
William R. King	1853—1857
John C. Breckinridge	1857—1861
Hannibal Hamlin	1861—1865
Andrew Johnson	1865 1 Mt.
Schuyler Colfax	1869—1873
Henry Wilson	1873—1877
Wm. A. Wheeler	1877—1881
Chester A. Arthur	1881 6½ Mt.
Thos. A. Hendricks	1885—1889
Levi P. Morton	1889—1893
Adlai E. Stevenson	1893—1897
Garret A. Hobart	1897—

Die Staaten der Union.

Name.	Wann aufgenommen.
Delaware	7. Dez. 1787
Pennsylvania	12. " 1787
New Jersey	18. " 1787
Georgia	2. Jan. 1788
Connecticut	9. Jan. 1788
Massachusetts	6. Feb. 1788
Maryland	28. April 1788
Süd Carolina	23. Mai 1788
New Hampshire	21. Juni 1788
Virginien	26. Juni 1788
New York	26. Juli 1788
Nord Carolina	21. Nov. 1789
Rhode Island	20. Mai 1790

Mondeswechsel

für Orte, welche Ostzeit (Eastern Standard Time) haben.

Januar:	**Vollmond**, den 7., Nm. 7 U. 24 M.	**Letztes Viertel**, den 15., Vm. 10 U. 44 M.
	Neumond, den 22., Vm. 2 U. 25 M.	**Erstes Viertel**, den 29., Vm. 9 U. 33 M.
Februar:	**Vollmond**, den 6., Nm. 1 U. 24 M.	**Letztes Viertel**, den 13., Nm. 7 U. 35 M.
	Neumond, den 20., Nm. 2 U. 41 M.	**Erstes Viertel**, den 28., Vm. 6 U. 13 M.
März:	**Vollmond**, den 8., Vm. 4 U. 29 M.	**Letztes Viertel**, den 15., Vm. 2 U. 48 M.
	Neumond, den 22., Vm. 3 U. 37 M.	**Erstes Viertel**, den 30., Vm. 2 U. 40 M.
April:	**Vollmond**, den 6., Nm. 4 U. 20 M.	**Letztes Viertel** den 13., Vm. 9 U. 28 M.
	Neumond, den 20., Nm. 5 U. 21 M.	**Erstes Viertel**, den 28., Nm. 9 U. 5 M.
Mai:	**Vollmond**, den 6., Vm. 4 U. 34 M.	**Letztes Viertel**, den 12., Nm. 4 U. 36 M.
	Neumond, den 20., Vm. 7 U. 58 M.	**Erstes Viertel**, den 28., Nm. 0 U. 14 M.
Juni:	**Vollmond**, den 4., Vm. 9 U. 11 M.	**Letztes Viertel**, den 11., Vm. 1 U. 4 M.
	Neumond, den 18., Nm. 11 U. 19 M.	**Erstes Viertel**, den 26., Nm. 11 U. 54 M.
Juli:	**Vollmond**, den 3., Nm. 4 U. 12 M.	**Letztes Viertel**, den 10., Vm. 11 U. 43 M.
	Neumond, den 18., Nm. 2 U. 47 M.	**Erstes Viertel**, den 26., Vm. 8 U. 40 M.
August:	**Vollmond**, den 1., Nm. 11 U. 29 M. **Neumond**, den 17., Vm. 5 U. 34 M. **Vollmond**, den 31., Vm. 7 U. 51 M.	**Letztes Viertel**, den 19., Vm. 1 U. 13 M. **Erstes Viertel**, den 24., Nm. 3 U. 32 M.
September:	**Letztes Viertel**, den 7., Nm. 5 U. 51 M.	**Neumond**, den 15., Nm. 7 U. 10 M.
	Erstes Viertel, den 22., Nm. 9 U. 39 M.	**Vollmond**, den 29., Nm. 6 U. 11 M.
October:	**Letztes Viertel**, den 7., Nm. 1 U. 5 M.	**Neumond**, den 15., Vm. 7 U. 37 M.
	Erstes Viertel, den 22., Vm. 4 U. 9 M.	**Vollmond**, den 29., Vm. 7 U. 18 M.
November:	**Letztes Viertel**, den 6., Vm. 9 U. 28 M.	**Neumond**, den 13., Nm. 7 U. 20 M.
	Erstes Viertel, den 20., Nm. 0 U. 5 M.	**Vollmond**, den 27., Nm. 11 U. 39 M.
Dezember:	**Letztes Viertel**, den 6., Vm. 5 U. 6 M.	**Neumond**, den 13., Vm. 6 U. 43 M.
	Erstes Viertel, den 19., Nm. 10 U. 22 M.	**Vollmond**, den 27., Nm. 6 U. 39 M.

Die Staaten der Union.

(Fortsetzung.)

Name.	Wann aufgenommen.
Vermont	4. März 1791
Kentucky	1. Juni 1792
Tennessee	1. Juni 1797
Ohio	29. Nov. 1802
Louisiana	30. April 1812
Indiana	11. Dez. 1816
Mississippi	10. Dez. 1817
Illinois	3. Dez. 1818
Alabama	14. Dez. 1819
Maine	15. März 1820
Missouri	10. Aug. 1821
Arkansas	15. Juni 1836
Michigan	26. Jan. 1837
Florida	3. März 1845
Texas	29. Dez. 1845
Iowa	28. Dez. 1846
Wisconsin	29. Mai 1848
California	9. Sept. 1850
Minnesota	11. Mai 1858
Oregon	14. Feb. 1859
Kansas	29. Jan. 1861
West Virginia	19. Juni 1863
Nevada	31. Okt. 1864
Nebraska	1. März 1867
Colorado	1. Aug. 1876
Nord Dakota	2. Nov. 1889
Süd Dakota	2. Nov. 1889
Montana	8. Nov. 1889
Washington	11. Nov. 1889
Idaho	3. Juli 1890
Wyoming	11. Juli 1890
Utah	4. Jan. 1896

Regierende Fürsten.

Alter beim Antritt der Regierung.

Name und Titel.	Regierungs-Antritt.	Alter.
Victoria, Königin von Großbritannien	20. Juni 1837	18
Franz Joseph, Kaiser von Oesterreich	8. Dez. 1848	18
Friedrich, Großherzog von Baden	24. April 1852	25
Peter, Großherzog von Oldenburg	27. Febr. 1853	25
Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach	8. Juli 1853	35
Ernst, Herzog von Sachsen-Altenburg	3. Aug. 1853	26
Johann II., Fürst von Liechtenstein	12. Nov. 1858	18
Heinrich XXII., Fürst Reuß ält. Linie	8. Nov. 1859	13
Nikolaus, Fürst von Montenegro	14. Aug. 1860	19
Friedrich Wilhelm, Großherzog v. Mecklenburg-Strelitz	6. Sept. 1860	40
Georg, König von Griechenland	5. Juni. 1863	17
Christian IX., König von Dänemark	15. Nov. 1863	45
Leopold II., König der Belgier	10. Dez. 1865	30
Karl, König von Rumänien	20. April 1866	26
Georg II., Herzog von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen	20. Sept. 1866	40
Heinrich XIV., Fürst Reuß jüng. Linie	11. Juli 1867	35

Sonnenaufgang und Sonnenuntergang

für alle Tage des Jahres in Breitengraden von New-York, Pittsburg, Pa., Milwaukee, Wisc., Salt-Lake City, Utah, und für alle Orte von ungefähr **42° nördlicher Breite**
(zwischen 41° und 43° N. Br.)

Tag.	Januar.		Februar.		März.		April.		Mai.		Juni.	
	Sonnen-		Sonnen-		Sonnen-		Sonnen-		Sonnen-		Sonnen-	
	Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1	7 25	4 44	7 10	5 18	6 34	5 53	5 44	6 24	4 59	6 55	4 31	7 24
2	7 25	4 45	7 9	5 19	6 33	5 54	5 43	6 25	4 58	6 57	4 30	7 25
3	7 25	4 46	7 7	5 20	6 31	5 55	5 41	6 26	4 57	6 58	4 30	7 26
4	7 25	4 47	7 6	5 21	6 30	5 56	5 39	6 27	4 55	6 59	4 30	7 27
5	7 25	4 48	7 5	5 22	6 29	5 57	5 38	6 28	4 54	7 0	4 29	7 27
6	7 25	4 49	7 4	5 23	6 27	5 58	5 36	6 29	4 53	7 1	4 29	7 28
7	7 24	4 50	7 3	5 24	6 25	5 59	5 35	6 31	4 52	7 2	4 29	7 28
8	7 24	4 51	7 2	5 25	6 24	6 0	5 33	6 32	4 50	7 3	4 28	7 29
9	7 24	4 52	7 1	5 26	6 22	6 1	5 31	6 33	4 49	7 4	4 28	7 30
10	7 24	4 53	7 0	5 28	6 21	6 2	5 29	6 34	4 48	7 5	4 28	7 30
11	7 23	4 54	6 59	5 29	6 19	6 3	5 28	6 35	4 47	7 6	4 28	7 31
12	7 23	4 55	6 58	5 30	6 17	6 4	5 26	6 36	4 46	7 7	4 28	7 31
13	7 23	4 56	6 56	5 31	6 15	6 5	5 25	6 37	4 45	7 8	4 28	7 32
14	7 22	4 57	6 55	5 33	6 14	6 6	5 23	6 38	4 44	7 9	4 28	7 32
15	7 22	4 58	6 53	5 34	6 12	6 7	5 22	6 39	4 43	7 10	4 28	7 32
16	7 22	4 59	6 52	5 36	6 11	6 8	5 20	6 40	4 42	7 11	4 28	7 33
17	7 21	5 0	6 50	5 37	6 9	6 9	5 19	6 41	4 41	7 12	4 28	7 33
18	7 21	5 1	6 49	5 38	6 8	6 10	5 17	6 42	4 40	7 13	4 28	7 33
19	7 20	5 3	6 48	5 40	6 6	6 11	5 16	6 43	4 40	7 14	4 28	7 33
20	7 20	5 4	6 46	5 41	6 4	6 12	5 14	6 44	4 39	7 14	4 28	7 33
21	7 19	5 5	6 45	5 43	6 2	6 13	5 13	6 45	4 38	7 15	4 29	7 34
22	7 18	5 6	6 43	5 44	6 1	6 14	5 11	6 46	4 37	7 16	4 29	7 34
23	7 17	5 8	6 42	5 45	5 59	6 15	5 10	6 47	4 36	7 17	4 29	7 35
24	7 16	5 9	6 40	5 47	5 57	6 16	5 8	6 48	4 35	7 18	4 30	7 35
25	7 15	5 10	6 39	5 48	5 55	6 17	5 7	6 49	4 35	7 19	4 30	7 35
26	7 14	5 11	6 38	5 49	5 54	6 18	5 5	6 50	4 34	7 20	4 30	7 35
27	7 13	5 12	6 37	5 51	5 52	6 19	5 4	6 51	4 34	7 21	4 30	7 35
28	7 13	5 13	6 35	5 52	5 50	6 20	5 3	6 52	4 33	7 21	4 31	7 35
29	7 12	5 15			5 48	6 21	5 2	6 53	4 33	7 22	4 31	7 35
30	7 12	5 16			5 47	6 22	5 0	6 54	4 32	7 23	4 32	7 35
31	7 11	5 17			5 46	6 23			4 32	7 24		

Regierende Fürsten.

Alter beim Antritt der Regirung.
(Fortsetzung.)

Name und Titel.	Regierungs-Antritt.	Alter.
Friedrich, Herzog von Anhalt	22. Mai 1871	40
Oscar II., König von Schweden u. Norw.	18. Sept. 1872	43
Albert, König von Sachsen	29. Okt. 1873	45
Abdul Hamid, Großsultan	31. Aug. 1876	33
Humbert, König von Italien	9 Jan. 1878	34
Leo XIII., Papst	20. Febr. 1878	68
Karl Günther, Fürst v. Schwarzburg-Sondershausen	17. Juli 1880	49
Alfons XIII., König von Spanien	17. Mai 1886	—
Otto, König v. Bayern	13. Juni 1886	38
Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preußen	15. Juni 1888	29
Alexander, König von Serbien	6. März 1889	13
Albert, Fürst von Monaco	10. Sept. 1889	41
Karl, König von Portugal	19. Okt. 1889	26
Günther, Fürst von Schwarzb.-Rudolst.	19. Jan. 1890	38
Wilhelmina, Königin der Niederlande	23. Nov. 1890	10
Adolf, Großherzog v. Luxemburg	23. Nov. 1890	73
Wilhelm II., König v. Württemberg	6. Okt. 1891	43
Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen	13. März 1892	23
Georg, Fürst zu Schaumburg-Lippe	8. Mai 1893	47
Friedrich, Fürst von Waldeck	12. Mai 1893	28
Alfred, Herzog von Sachsen-Cob.-Gotha	25. Aug. 1893	49
Nikolaus II., Kaiser von Rußland	1. Nov. 1894	26
Alexander, Fürst zur Lippe	20. März 1895	65
Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin	10. April 1897	15

Regierende Fürsten.

Nach dem Lebensalter am 1. Juli '97.

Name und Titel.	Geburts-Tag.	Alter.
Leo XIII., Papst	2. März 1810	87
Adolf, Großherzog von Luxemburg	24. Juli 1817	79
Christian IX., König von Dänemark	8. April 1818	79
Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach	24. Juni 1818	79
Victoria, Königin von Großbritannien	14. Mai 1819	78
Friedrich Wilhelm, Großherzog v. Mecklenburg-Strelitz	17. Okt. 1819	77

Sonnenaufgang und Sonnenuntergang

für alle Tage des Jahres in Breitengraden von New-York, Pittsburg, Pa., Milwaukee, Wisc., Salt Lake City, Utah, und für alle Orte von ungefähr **42° nördlicher Breite**
(zwischen 41° und 43° N. Br.)

Tag.	Juli.		August.		September.		October.		November.		Dezember.	
	Sonnen-		Sonnen-		Sonnen-		Sonnen-		Sonnen-		Sonnen-	
	Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1	4 32	7 35	4 56	7 16	5 27	6 33	5 56	5 42	6 29	4 57	7 4	4 34
2	4 33	7 35	4 57	7 15	5 29	6 31	5 57	5 41	6 30	4 56	7 5	4 33
3	4 33	7 34	4 58	7 14	5 30	6 29	5 58	5 39	6 31	4 55	7 6	4 33
4	4 34	7 34	4 59	7 12	5 31	6 28	5 59	5 38	6 33	4 54	7 7	4 33
5	4 34	7 34	5 0	7 11	5 32	6 27	6 0	5 36	6 35	4 53	7 8	4 33
6	4 35	7 34	5 1	7 10	5 33	6 25	6 1	5 35	6 36	4 52	7 9	4 33
7	4 36	7 33	5 2	7 9	5 34	6 23	6 2	5 33	6 38	4 51	7 10	4 33
8	4 37	7 33	5 3	7 8	5 34	6 21	6 3	5 31	6 39	4 50	7 11	4 33
9	4 37	7 33	5 4	7 7	5 35	6 19	6 4	5 29	6 41	4 49	7 12	4 33
10	4 38	7 32	5 5	7 6	5 36	6 18	6 5	5 28	6 42	4 48	7 13	4 33
11	4 38	7 32	5 5	7 4	5 37	6 16	6 6	5 26	6 43	4 47	7 14	4 33
12	4 39	7 32	5 6	7 3	5 38	6 15	6 7	5 25	6 44	4 46	7 15	4 33
13	4 40	7 31	5 7	7 2	5 39	6 14	6 8	5 23	6 45	4 45	7 15	4 34
14	4 40	7 31	5 8	7 1	5 40	6 12	6 9	5 22	6 46	4 44	7 16	4 34
15	4 41	7 30	5 9	7 0	5 41	6 10	6 10	5 20	6 48	4 43	7 17	4 34
16	4 42	7 29	5 10	6 58	5 42	6 8	6 11	5 19	6 49	4 42	7 18	4 34
17	4 42	7 29	5 11	6 57	5 42	6 6	6 12	5 17	6 50	4 41	7 18	4 35
18	4 43	7 28	5 12	6 55	5 43	6 5	6 13	5 16	6 51	4 40	7 19	4 35
19	4 44	7 27	5 13	6 54	5 44	6 3	6 14	5 14	6 52	4 40	7 20	4 36
20	4 45	7 27	5 14	6 53	5 45	6 1	6 15	5 13	6 54	4 39	7 20	4 36
21	4 46	7 26	5 15	6 51	5 46	5 59	6 16	5 11	6 55	4 38	7 21	4 36
22	4 47	7 25	5 16	6 50	5 47	5 58	6 17	5 10	6 56	4 38	7 21	4 37
23	4 48	7 24	5 17	6 48	5 48	5 56	6 18	5 9	6 57	4 37	7 22	4 38
24	4 49	7 23	5 18	6 47	5 49	5 55	6 19	5 7	6 58	4 37	7 22	4 38
25	4 49	7 22	5 19	6 45	5 50	5 53	6 20	5 6	6 59	4 36	7 23	4 39
26	4 50	7 22	5 20	6 44	5 51	5 51	6 22	5 5	6 59	4 36	7 23	4 40
27	4 51	7 21	5 21	6 42	5 52	5 49	6 23	5 4	7 0	4 36	7 23	4 41
28	4 52	7 20	5 22	6 41	5 52	5 48	6 24	5 2	7 1	4 35	7 24	4 41
29	4 53	7 19	5 23	6 39	5 53	5 46	6 25	5 0	7 2	4 35	7 24	4 42
30	4 54	7 18	5 24	6 37	5 54	5 44	6 26	4 59	7 3	4 34	7 24	4 42
31	4 55	7 17	5 25	6 35			6 27	4 58			7 24	4 43

Regierende Fürsten.

Nach dem Lebensalter am 1. Juli '97.
(Fortsetzung.)

Name und Titel.	Geburts Tag.	Alter.
Georg II., Herzog von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen	2. April 1826	71
Friedrich, Großherzog von Baden	9. Sept. 1826	70
Ernst, Herzog von Sachsen-Altenburg	16. Sept. 1826	70
Peter, Großherzog von Oldenburg	8. Juli 1827	69
Albert, König von Sachsen	23. April 1828	69
Oscar II., König von Schweden u. Norw.	21. Jan. 1829	68
Karl Günther, Fürst v. Schwarzburg-Sondershausen	7. Aug. 1830	66
Franz Joseph, Kaiser von Oesterreich	18. Aug. 1830	66
Alexander, Fürst zur Lippe	16. Jan. 1831	66
Friedrich, Herzog von Anhalt	29. April 1831	66
Heinrich XIV., Fürst Reuß jüng. Linie	28. Mai 1832	65
Leopold II, König der Belgier	9. April 1835	62
Karl, König von Rumänien	20. April 1839	58
Johann II., Fürst von Liechtenstein	5. Okt. 1840	56
Nikolaus, Fürst von Montenegro	7. Okt. 1841	55
Abdul Hamid, Großsultan	22. Sept. 1842	54
Humbert I., König von Italien	14. März 1844	53
Alfred, Herzog von Sachsen-Cob.-Gotha	6. Aug. 1844	52
Georg, König von Griechenland	24. Dez. 1845	51
Heinrich XXII., Fürst v. Reuß älterer Linie	28. März 1846	51
Georg, Fürst zu Schaumburg-Lippe	10. Okt. 1846	50
Wilhelm II., König von Württemberg	25. Febr. 1848	49
Otto, König v. Bayern	27. April 1848	49
Albert, Fürst von Monaco	13. Okt. 1848	48
Günther, Fürst von Schwarzb.-Rudolst.	21. Aug. 1852	44
Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preußen	27. Jan. 1859	38
Karl, König von Portugal	28. Sept. 1863	33
Friedrich, Fürst von Waldeck	20. Jan. 1865	32
Nikolaus II., Kaiser von Rußland	18. Mai 1868	29
Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen	25. Nov. 1868	28
Alexander, König von Serbien	14. Aug. 1876	20
Wilhelmina, Königin der Niederlande	31. Aug. 1880	16
Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin	9. April 1882	15
Alfons XIII., König von Spanien	17. Mai 1886	11

Zum neuen Jahre.

Der erste Blick im neuen Jahre
Erhebe fromm sich himmelan,
Daß gnädig uns der Herr bewahre,
Wie er es stets bisher gethan.

Das erste Wort sei eine Weihe
Des Lebens — ihm, von dem es kommt;
Der seinen Schutz uns ferner leihe,
Uns alles gebe, was uns frommt.

Der erste Wunsch soll aufwärts schweben
Als Preisgesang und Jubellied,
Und Gott dafür die Ehre geben,
Daß nichts von ungefähr geschieht.

Der erste Dank — wem soll er gelten,
Wenn nicht der milden Vaterhand
Des Herrn und Schöpfers aller Welten,
Die täglich Segen uns gesandt?

Und wem in düstrer Sorgen Mitte
Der heitre Lebensmuth entsank,
Der weihe heut die erste Bitte
Dem Herrn durch Blick, Wort, Wunsch und Dank!

P. Bonaventura Hammer, O. S. F.

Flucht Napoleons nach der Schlacht bei Waterloo.

Die päpstlichen Delegationen: ihre Begründung und Bedeutung.

Von Msgr. Schröder.

Mit besonderer Ehrfurcht legen wir dem unmittelbaren Stellvertreter des Hl. Vaters in unserem Lande, dem apostolischen Delegaten, Sr. Excellenz Msgr. Martinelli, den Ausdruck unserer gehorsamsten Ergebenheit zu Füßen.

„Wir wissen, daß sein hehres Amt ein Ausfluß der vollen und unmittelbaren Gewalt des Nachfolgers Petri über die ganze Kirche ist.

„Wir sind ferner der innersten Ueberzeugung, daß die Errichtung der apostolischen Delegation zu Washington eine wahre Wohlthat für die katholische Kirche Amerika's war und ist, daß dadurch der Hl. Vater seine väterliche Liebe und Fürsorge für die Katholiken dieses Landes sowie seine hohe Weisheit in der Leitung der ganzen Kirche des Herrn von Neuem in unzweideutigster Weise bewiesen hat.

„Im Anschluß an das Wort des heiligen Bischofs und Martyrers Ignatius von Antiochien ,,quem Paterfamilias mittit, recipimus sicut ipsum'' rufen wir daher dem Abgesandten des Hl. Vaters einmüthig zu: Der Vater der ganzen katholischen Familie hat Ew. Excellenz zu uns gesandt: wir bringen Ihnen daher jene Ehrfurcht, jene Hochachtung, jenen Gehorsam entgegen, welche wir dem Familienvater selbst schuldig sind."

In dieser Resolution hat die diesjährige Versammlung des Staatsverbandes der katholischen Vereine Pennsylvania's, welche vom 2.—5. Juni zu Pottsville tagte, die katholische Anschauung über die päpstlichen Delegationen und über die Washingtoner Delegation im Besonderen klar und bündig dargelegt. Letztere ist nach der ausdrücklichen Erklärung des Hl. Vaters als eine bleibende Einrichtung in der katholischen Kirche Amerika's zu betrachten. Es ist zudem keinem Katholiken unseres Landes unbekannt, welch großen Einfluß die apostolische Delegation schon bis heute, trotz ihres kaum fünfjährigen Bestehens auf die Entwicklung unserer kirchlichen Verhältnisse ausgeübt hat. Es wird daher dem geneigten Leser nicht unerwünscht sein, wenn wir in Folgendem versuchen, auf das innerste Wesen und auf die hohe Bedeutung dieser Institution etwas näher einzugehen.

Die katholische Kirche als eine vollkommene Gesellschaft.

Christus der Herr hat seine Kirche als eine sichtbare und vollkommene Gesellschaft eingesetzt. Dieselbe soll nach dem ausdrücklichen Willen ihres göttlichen Stifters als das Reich der göttlichen Wahrheit, des göttlichen Gesetzes, der göttlichen Gnade der Menschheit bis zum Ende der Zeiten die Früchte der Erlösung vermitteln. Sie ist Lehrerin der Wahrheit dadurch, daß es in ihr kraft göttlicher Einsetzung in den Nachfolgern der Apostel berufene Lehrer gibt, von denen das Wort gilt: „Wer Euch höret, der höret mich; wer Euch verachtet, der verachtet mich." Sie ist die höchste Gesetzgeberin in Sachen des Seelenheiles, weil jenen Lehrern des Glaubens auch die Binde- und Lösegewalt übertragen wurde, die Gewalt, die Gewissen zu leiten und zu verpflichten, den Menschen den Weg des Heiles anzuweisen. Denselben apostolischen Verkündigern seiner Lehre und seines Gesetzes hat der ewige Hirt unserer Seelen auch die Verwaltung seiner Gnadenschätze anvertraut, indem er sie zu Hohepriestern einsetzte, welche, sei es unmittelbar oder mittelbar, durch ihre Gehülfen, die Priester der Kirche, „Christi Diener und Ausspender seiner Geheimnisse" in den heiligen Sakramenten sein sollten. So lebt also in der katholischen Kirche sichtbarer Weise das dreifache Amt des Erlösers: sein Lehramt, sein Hirtenamt, sein Priesteramt ohne Unterbrechung fort in denjenigen, welche der Herr selbst als seine Stellvertreter auf Erden erkoren hat, um alle Völker zu lehren, um allen seine Gebote vorzuschreiben, um alle zu taufen und dadurch in das Reich Gottes auf Erden einzuführen.

Petrus das Oberhaupt der Kirche.

Der göttliche Stifter der Kirche bestimmte aber auch zugleich die Ordnung und Abstufung, in welcher die Nachfolger der zwölf Jünger seine Stellvertretung übernehmen und ausüben sollten. Sein Reich auf Erden sollte als das einzige und einige Reich Christi auch dadurch äußerlich kenntlich sein, daß ein sichtbares Haupt an der Spitze desselben stehe und in seiner Person das dreifache Amt des Erlösers gleichsam verkörpere. Während die Bischöfe als Nachfolger der übrigen Apostel gesetzt sind, um einen bestimmten Theil der Heerde Christi zu weiden, ist Petrus bis auf den heutigen Tag und bis zum Ende der Welt derjenige, welchem die Leitung der ganzen Heerde des Herrn anvertraut ist. Denn auf Petrus allein baute Christus seine ganze Kirche auf, d. h. ihm verlieh er eine Gewalt, auf welcher das ganze Reich wie auf einem unerschütterlichen Fundament ruht, welche das ganze Reich trägt und zu einem einigen Reiche macht. Petrus allein empfing die Schlüssel des Hauses, in welchem die christliche Familie wohnt, ohne ihn hat Niemand Zutritt, ohne ihn gibt es dort keine rechtmäßige Gewalt, d. h. eine solche ist nur denkbar als von ihm abhängig und seiner Schlüsselgewalt untergeordnet. Er allein wurde beauftragt, durch sein unfehlbares Lehramt alle seine Brüder, Bischöfe, Priester und Laien im Glauben zu stärken; ihm allein wurde eine Gewalt zu binden und zu lösen, eine Regierungsgewalt übertragen, welcher alle Glieder der Kirche Gehorsam und

Unterwürfigkeit schulden; ihm allein galten die Worte: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe."

Der Papst Christi Stellvertreter, der römische Stuhl der apostolische Stuhl.

So ist also der in seinen Nachfolgern, in den Bischöfen von Rom, beständig fortlebende Apostelfürst im wahrsten und vollsten Sinne des Wortes der **Stellvertreter Jesu Christi auf Erden.** Christus selbst ist und bleibt das unsichtbare Haupt der Kirche; Christus ist jener Grundstein und Eckstein, welchem nach dem Ausdruck der hl. Schrift alle Gläubigen als lebendige Steine eingefügt werden; jenes Fundament, außer welchem Niemand ein anderes legen kann. Christus der Herr ist „der Heilige und Wahre, welcher die Schlüssel David's hält, welcher öffnet, und Niemand schließt, welcher schließt, und Niemand öffnet." Nur der Weltheiland konnte von sich sagen: „Ich bin der gute Hirt..... mir gehören die Schafe.... ich gebe mein Leben für sie dahin ..... ich kenne meine Schafe und sie folgen mir, und Niemand wird sie rauben aus meiner Hand". Und ebenso wahr bleibt des Herrn Wort: „Nur Einer ist Euer Lehrer, Christus." Aber der menschgewordene Gottessohn lehrt, regiert und weidet seine Kirche in zweifacher Weise. Zunächst seiner Gottheit nach in unsichtbarer Weise durch die Erleuchtung, Leitung und Heiligung, welche das Werk des hl. Geistes ist, der vom Sohne Alles empfängt, den Christus deshalb den Seinigen als einen „anderen Tröster" versprach und sandte, und den Tertullian aus diesem Grunde den „Stellvertreter Christi" nennt. Sodann bleibt der Erlöser auch seiner Menschheit nach in sichtbarer Weise der Grundstein, der Felsen, der Bestärker der Brüder, der Schlüsselhalter Davids, der gute Hirt — durch seinen sichtbaren Stellvertreter, den Papst.

Es folgt aus dem Gesagten ebenfalls, warum der päpstliche Stuhl allein der **apostolische Stuhl** genannt wird. Die Gewalt nämlich, überall das Evangelium zu predigen und Christengemeinschaften zu gründen, sowie die Gabe der Unfehlbarkeit, waren für die anderen Apostel außerordentliche Vorrechte, welche ihnen nur als den ersten Herolden der göttlichen Wahrheit und den ersten Ausbreitern des Christenthums verliehen waren. Dieselben gingen darum nicht auf die nach ihnen kommenden Hirten der Kirche über, welche nur in der bischöflichen Würde und Gewalt, nicht aber durch das Apostolat im eigentlichen Sinne des Wortes Nachfolger der Apostel sind. Dahingegen muß die Kirche allzeit auf dem Felsen Petri ruhen und von diesem Felsen ihre Einheit und Unüberwindlichkeit gegen die Pforten der Hölle empfangen. Petrus lebt also beständig in der Kirche als Apostel und als Fürst der Apostel; die ihm verliehene Gewalt ist mit seinem Amte nothwendig verknüpft, sie ist eine ordentliche Gewalt, die in ihrem vollen Umfange auf alle Nachfolger übergeht. Der Stuhl Petri ist darum der wahre und einzige apostolische Stuhl, die sedes apostolica.

Nähere Erklärung der apostolischen Machtfülle des Papstes.

Ferner ergibt sich aus dieser katholischen Lehre, daß die Verfassung, welche Christus seiner Kirche gegeben hat, eine wahrhaft **monarchische** ist. Denn die Gewalt eines Einzigen erstreckt sich über die ganze Kirche, und zwar besitzt er die Fülle der Gewalt; alle Anderen, welche Aemter sie auch in der Kirche bekleiden mögen, sind seine Untergebenen, er kann Alle richten, während er von Niemanden gerichtet werden kann, als von Christus allein. Der Papst ist endlich der Mittelpunkt, der Grund, das Prinzip der Einheit der ganzen Kirche, mit ihm müssen alle verbunden sein, welche zum Reiche Gottes auf Erden gehören und dessen Wohlthaten genießen wollen.

Damit ist nicht gesagt, daß es außerhalb der päpstlichen Gewalt keine andere mehr in der Kirche Christi gibt, sondern nur, daß der Nachfolger des Apostelfürsten die oberste, die höchste Gewalt besitzt, und es keine andere rechtmäßige geistliche Gewalt geben kann, die von ihm nicht abhängig wäre. Der Papst kann den Episkopat nicht abschaffen, denn er vermag nichts gegen den Willen Christi, welcher das bischöfliche Amt für ewige Zeiten eingesetzt und darum gewollt hat, daß die Bischöfe einen Antheil an der Regierung der Kirche haben. Aber es folgt ebenso aus der göttlichen Einsetzung des Primats, daß die bischöfliche Regierungsgewalt von dem Stellvertreter Christi ausgeht, der den Hirten die von ihnen zu leitenden Diözesen anweist und sie dadurch „zur Theilnahme an seiner apostolischen Fürsorge" beruft.

Die päpstliche Gewalt ist daher, wie der hl. Bernhard sich ausdrückt, „die höchste Gewalt in der Kirche, wenn auch nicht die einzige"; sie ist eine „volle Gewalt" oder die Fülle der Gewalt, weil sie durch andere Gewalten nicht eingeschränkt ist und nicht eingeschränkt werden kann; sie ist ferner eine „unmittelbare Gewalt," d. h. dem Papste sind Bischöfe, Priester und Gläubige in gleicher Weise unterthan; er bedarf nicht der Erlaubniß eines Bischofs, um für dessen Diözese bestimmte Anordnungen zu treffen. Diese wären gültig und müßten befolgt werden, selbst wenn sie ohne Zustimmung des Bischofs erlassen würden. Das vatikanische Konzil hat dieses noch näher dadurch erklärt, daß es die päpstliche Gewalt über die ganze Kirche eine „wahrhaft bischöfliche Gewalt" nennt. Dem Papste steht also über jede einzelne Diözese der Welt das Recht zu, welches der Bischof in seiner Diözese auszuüben berechtigt ist. Während die Jurisdiktionsgewalt des Bischofs nur auf seine Diözese, nur auf die Priester und Gläubigen derselben sich erstreckt, reicht die des Papstes soweit wie die Kirche Gottes selbst. Man kann daher mit Recht das Verhältniß des Papstes zu jedem Bischof mit demjenigen vergleichen, welches zwischen dem Bischof und den Pfarrern seiner Diözese obwaltet. Diese unmittelbare, bischöfliche Gewalt des Papstes über alle Glieder der Kirche ist ferner eine ordentliche, d. h. eine mit seinem Amte als Oberhaupt der Kirche nothwendig verbundene, und nicht etwa eine ihm von der Kirche übertragene Gewalt. Er kann dieselbe demnach auch ausüben, wo immer ihm das Wohl der Kirche dies zu erheischen scheint.

Aber heißt das denn nicht, daß jeder Diözese der katholischen Kirche zwei Bischöfe vorstehen, der Papst sowie der von ihm ernannte Oberhirte? Und macht das nicht eine geordnete Verwaltung nahezu unmöglich? Antwort: Wem ist es je in den Sinn gekommen, zu sagen, daß jede unserer Pfarreien zwei Pfarrer besitzt, weil auch dem Diözesanbischof alle Rechte des Pfarrers über die einzelnen Gemeinden und über jedes Mitglied derselben zustehen? Es wäre gegen alle Grundsätze einer guten und gedeihlichen Verwaltung, wenn eine und dieselbe Pfarrei von zwei gleichberechtigten, von einander unabhängigen Seelsorgern geleitet würde, wenn eine und dieselbe Diözese in ähnlicher Weise zwei Bischöfen unterstellt wäre. Aber wenn unter zweien, deren Jurisdiktionsgewalt dieselben Gläubigen unterworfen sind, eine

bestimmte Rangordnung besteht, wenn der Eine dem Anderen untergeordnet ist, von diesem seine Vollmachten empfängt und sie nur unter dessen Oberaufsicht und Leitung ausübt, so liegt darin nicht nur kein Widerspruch, sondern eine um so größere Bürgschaft für eine gewissenhafte Amtsführung seitens des Untergebenen. Zudem ist es nie zu befürchten und auch thatsächlich unmöglich, daß ein Bischof alle kirchlichen Amtshandlungen seiner Pfarrer selbst verrichtet. Und wie sollte erst der Papst in eigener Person alle Diözesen der Welt verwalten?

Der Bischof kann und muß aber von Zeit zu Zeit die sogenannten Visitationsreisen in die Pfarreien seiner Diözese unternehmen und persönlich von den dortigen kirchlichen Verhältnissen Einsicht nehmen. Auch das ist dem Oberhaupte von 200 Millionen Katholiken nicht möglich. Kann es aber nun nicht wünschenswerth, kann es unter Umständen nicht geradezu nothwendig sein, daß der Hl. Vater von seiner Vollgewalt über die Kirche Gottes durch unmittelbares Eingreifen in die Verwaltung einer Diözese Gebrauch mache? Und wie kann dieses in wirksamster Weise geschehen? Nur dadurch, daß er Jemanden beauftragt, in seinem Namen es zu thun, mit anderen Worten, dadurch, daß er einen Abgesandten, einen Bevollmächtigten — einen *Legaten* oder *Delegaten* sendet und diesem die Vollmachten ertheilt, welche er ihm als seinen Stellvertreter zu übertragen für gut findet.

Unterschied zwischen Bischöfen und Delegaten.

Aus dieser Darlegung der katholischen Lehre ergeben sich folgende Schlußfolgerungen:

Die Bischöfe als solche sind nicht einfache *Stellvertreter des Papstes*, wohl aber die Delegaten. Christus hat nämlich, wie wir schon oben bemerkten, den Episkopat selbst eingesetzt und dadurch Petrus und seinen Nachfolgern befohlen, mit Hülfe der Bischöfe die Kirche Gottes zu regieren. Die Einsetzung des Episkopats ist also unmittelbar göttlichen Ursprungs. Wenn demnach auch dem Papste das Recht zusteht, die Zahl der Bisthümer zu bestimmen, und die Bischöfe zu ernennen, so bleibt es doch immer wahr, daß es Christi Wille und Christi Einrichtung ist, daß die Kirche auch von Bischöfen geleitet werde. Die Bischöfe sind also nicht kraft päpstlichen Rechtes, sondern kraft göttlichen Rechtes eingesetzt. Darum sind sie nicht bloße Stellvertreter des Papstes.

Die Bischöfe sind ferner auch keine *Delegaten* des Papstes, denn sie besitzen eine ordentliche, dem von Christus gewollten Amte selbst innewohnende Gewalt; sie weiden also Christi Schafe auch als ihre eigenen. Es müssen daher immer Bischöfe in der Kirche sein, welche nie aufhören kann, die Kirche Christi zu sein.

Anders hingegen verhält es sich mit den Delegaten des Papstes. Die Macht, solche zu ernennen, ist ein Ausfluß der ordentlichen, unmittelbaren Regierungsgewalt über alle Gläubigen und alle Hirten. Diese kann nämlich der Papst Anderen übertragen, er kann Andere senden, delegiren, mit dem Auftrage, als seine Vertreter und an seiner Stelle die unmittelbare Gewalt auszuüben. Durch solche Vertreter ist dann, wie der hl. Papst Leo sagt, „Petrus selbst in den entlegensten Theilen der Kirche gegenwärtig." Die einem Delegaten zustehende Gewalt ist also die Gewalt des Papstes selbst, welche in bestimmten Ländern und unter bestimmten Bedingungen thatsächlich durch einen Vertreter ausgeübt wird. Solche Gesandte sind also gleichsam das Auge, durch welches der Papst sieht, die Zunge, durch welche er spricht, der Arm, mit welchem er handelt; sie repräsentiren die Person des Papstes. Die Delegaten werden nicht gesandt, um die bischöfliche Auktorität zu schmälern, sondern im Gegentheil, um sie zu kräftigen und nöthigen Falls zu vertheidigen. Ebenso ist es ihre Aufgabe, als Vertreter des Vaters der ganzen Christenheit die Rechte aller Kinder der großen christlichen Familie zu schützen, wenn denselben Gefahr droht.

So wahr es demnach ist, daß die kirchlichen Delegationen nicht auf unmittelbarer göttlicher Einsetzung beruhen, so kann man doch mit Recht sagen, daß dieselben aus dem von Gott ausdrücklich gewollten Primat des hl. Petrus mit innerer Nothwendigkeit sich ergeben. Denn dieselben sind das wirksamste Mittel, um jener erhabenen und verantwortungsvollen Stellung Ausdruck und Nachdruck zu verleihen, welche Gott der Herr selbst dem hl. Petrus und seinen Nachfolgern in der Welt angewiesen hat. Durch solche Bevollmächtigte tritt der Apostelfürst selbst dem Auge wie dem Herzen der Gläubigen näher, auch in den entlegensten Theilen der Welt. Daher die volle Berechtigung des Namens: *apostolische Delegation*; daher die besondere Ehrfurcht, welche der Inhaber solcher Würde allen treuen Kindern der Kirche einflößt.

Der päpstliche Delegat kein „Fremdling".

„Denjenigen, welchen das Haupt der katholischen Familie sendet, empfangen wir wie den Vater der Familie selbst." So sprechen mit dem hl. Bischof und Martyrer Ignatius die Katholiken allenthalben. Nur in jenen düsteren Tagen, wo das Unkraut des Gallikanismus und Josephinismus den Acker der Kirche Gottes zu überwuchern strebte, konnte es vorkommen, daß selbst Katholiken in einem Gesandten des hl. Stuhles einen „Fremdling" erblickten. Eines der betrübendsten Blätter in den Annalen der Geschichte der Kirche Deutschlands ist jenes, auf welchem unter dem Namen der „Emser Punktationen" die schmachvolle Haltung der Kurfürsten von Köln, Trier und Mainz verzeichnet steht, welche einem Abgesandten des hl. Stuhles unter dem Vorgeben die Aufnahme verweigerten, daß sie selbst „Herren im eigenen Lande und allein berechtigte Hirten ihrer Diözesen" seien und der Hülfe eines „Ausländers" nicht bedürften! Es war sicherlich eine gerechte Strafe Gottes für dieses der ganzen Kirche gegebene Aergerniß, daß kurz darauf die weltliche Machtstellung jener verweltlichten Kirchenfürsten elend zusammenbrach. Wo immer Kinder der katholischen Kirche weilen, da ist der Vater der Christenheit in seinem Hause, unter den Seinigen; und wo immer ein Gesandter des Oberhauptes der Kirche unter Katholiken erscheint, da kommt er in sein Eigenthum, in das Gebiet seines Souveräns, in dessen Namen er spricht und belehrt, urtheilt und entscheidet. Wie daher der Nachfolger Petri in der Ausübung seines oberhirtlichen Amtes nach Christi Willen frei und unabhängig von jeder weltlichen Macht ist und kraft desselben göttlichen Rechtes nie und nirgendwo der Unterthan eines irdischen Fürsten sein soll, so bedürfen auch seine Gesandten zum erlaubten und gültigen Gebrauche ihrer Vollmachten nicht der Zustimmung irgend eines weltlichen Potentaten. Es war daher eine ebenso unkatholische wie feige Erklärung, welche ein Theil des französischen Klerus im 17. Jahrhundert erließ, indem er den Grundsatz aufstellte: „Der Papst kann keine Delegaten nach Frankreich senden, es sei denn, daß dies auf Ersuchen und mit Zustimmung des Königs geschehe. Solche Legaten haben nur dann ein Recht, von ihren Vollmachten Gebrauch zu machen, wenn sie dem König schriftlich und eid-

lich die Versicherung geben, daß sie die Ausübung desselben von der Billigung des Königs abhängig machen." Das nannte jener Klerus in einer Verblendung, die uns heute ganz unbegreiflich erscheint, die Vertheidigung der „Freiheiten der gallikanischen Kirche"! Es war, wie der edle Erzbischof Fénelon schon damals treffend bemerkte, nichts weiter als eine sklavische Unterwerfung unter die Launen eines Despoten (Ludwig XIV.), eine freche Anmaßung dem apostolischen Stuhle gegenüber — abgesehen davon, daß man dadurch die katholische Lehre vom Primat verzerrte und verleugnete und die göttliche Verfassung der Kirche geradezu auf den Kopf stellte. Auch die Bourbonen haben für diese latente Verfolgung der Kirche das Strafgericht des Herrn erfahren, der nach dem schönen und tiefen Ausspruch des hl. Bernhard „nichts mehr liebt auf Erden als die Freiheit seiner Kirche", deren erste und nothwendigste Bedingung die Freiheit ihres Oberhauptes ist. Auch an ihnen ist das Wort des Psalmisten buchstäblich in Erfüllung gegangen: „Ich sah den Stolzen, wie er sein Haupt erhob gleich einer Ceder des Libanon..... ich ging vorüber, und siehe, schon war er nicht mehr!"

Es erhellt hieraus auch der große Unterschied, welcher zwischen einem Delegaten des hl. Stuhles und dem Botschafter oder Gesandten einer auswärtigen Macht besteht. Letztere haben keine Jurisdiktionsgewalt und überhaupt keine Auktorität über irgend einen Theil des Landes, zu welchem sie als Vertreter ihrer Regierung gesandt sind. Wie die Monarchie oder Republik, als deren Bevollmächtigte sie fungiren, für das Land, in welchem sie ihre Mission erfüllen, wirklich „Auswärtige" und „Fremde" sind, so bleiben es auch deren Vertreter. Die Macht des russischen Czaren sowie die des Präsidenten der Republik Haiti hört auf an den Grenzpfählen beider Länder; der amerikanische Bürger kennt daher auch allen Gesandten fremder Höfe und Staaten gegenüber nur die Pflichten internationaler Achtung und Höflichkeit. Die katholische Kirche hingegen umfaßt ihrer örtlichen Ausdehnung nach die ganze Welt, alle Länder des Erdkreises; in Bezug auf ihre Mitglieder alle Völker und alle Nationen; in Bezug auf ihre Dauer alle Zeiten. Von ihr gelten die Worte: „sie soll Gottes Gesetz vorschreiben von einem Meer zum andern, und vom Strome (Euphrat) bis an die Grenzen des Erdballes"; sie ist „das Reich, welches der Herr des Himmels aufgerichtet hat, damit es stehe bis in Ewigkeit"; zu ihr „strömen die Völker und sprechen: kommt, laßt uns hinaufziehen zum Berge des Herrn und zu dem Hause des Gottes Jakobs; daß er uns lehre seine Wege und daß wir wandeln auf seinen Pfaden". Sie allein ist in Wahrheit die allgemeine, die katholische Kirche. Darum widersprechen alle Bestrebungen eines sogenannten Nationalkirchenthums ihrem innersten Wesen; darum bezeichnet das Wort „Gallikanismus" oder „Deutsch-Katholizismus" eine Irrlehre, und dasselbe ist der Fall bei dem Ausdruck „Amerikanismus", wenn es einen besonderen Katholizismus, einen spezifisch amerikanischen Patent-Katholizismus bedeuten soll. Nun ist aber Petrus der dominus apostolicus, das mit apostolischer Vollgewalt ausgerüstete Oberhaupt dieses großen Gottesreiches. Wo immer also sich Kinder der hl. Kirche finden, da sind sie Petrus als ihrem geistlichen Vater unterthan, ja „sie erblicken," um mit Leo XIII. zu reden, „in der vollkommenen und ungetheilten Unterwürfigkeit dem Nachfolger Petri gegenüber das charakteristische Merkmal eines treuen Sohnes der Kirche." Diese Pflicht kindlicher Unterwürfigkeit liegt daher den Kindern der Kirche auch ob dem Gesandten des Papstes, dem apostolischen Delegaten gegenüber. Die Grenze derselben ist nur bestimmt durch den Umfang der Vollmachten, welche ihm der oberste Hirt der Kirche ertheilt. Es bedarf keiner ausdrücklichen Erklärung, daß wir von einer solchen Verpflichtung nur in Bezug auf die Kinder der Kirche sprechen. Von unseren andersgläubigen Mitbürgern fordern wir nur, daß sie diesen unseren Standpunkt verstehen und mit echter amerikanischer Freiheitsliebe unparteiisch beurtheilen. Auch wir Katholiken wollen für unsere Republik Home Rule als amerikanische Bürger und sagen laut: Niemand auf der Welt — auch kein Papst — hat die politischen und bürgerlichen Angelegenheiten unseres Landes zu leiten, als nur unser Volk und die von unserem Volke gewählte Regierung. Aber wir fordern auch Home Rule in unserer Kirche, in unseren religiösen Angelegenheiten, und fordern dies im Namen der uns von der Verfassung gewährleisteten kostbarsten aller Freiheiten, der Religionsfreiheit. Die Delegaten des Hl. Vaters, welche Sprache sie auch sprechen, kommen in seinem Auftrage zu uns, sie sind daher auch unter uns at home, wie es der Vater selbst überall unter seinen Kindern ist. Es wäre daher nicht nur eine schnöde Verletzung der Gastfreundschaft, es wäre auch eine Verletzung unserer konstitutionellen Freiheit, ein der verfassungsmäßigen Gleichberechtigung aller Bürger der Republik zugefügtes Unrecht, ein Auswuchs des gehässigten Fanatismus, wollte man die freie Ausübung der hehren Mission des apostolischen Delegaten auf amerikanischem Boden irgendwie hindern oder erschweren.

Wie muß demnach der nichtkatholische Amerikaner die Berechtigung der apostolischen Delegation beurtheilen?

Antwort: Als Amerikaner muß er sich auf den Standpunkt der Verfassung unserer Republik stellen und darum seinen katholischen Mitbürgern das Recht zugestehen, in dem Gesandten des Papstes die päpstliche Auktorität selbst anzuerkennen und zu verehren. Das folgt schon aus unserer bisherigen Darlegung; wir gehen aber auf diesen Punkt noch etwas näher ein, weil die Vorurtheile einer engherzigen Unwissenheit und Intoleranz oder auch gehässiger Fanatismus ihn so oft verdunkeln.

Von einer sichtbaren Kirche kann nach den Grundsätzen des Protestantismus keine Rede sein, noch weniger von dem Oberhirtenamt Petri und seiner Nachfolger. Gerade um seine Auflehnung gegen die kirchliche Auktorität scheinbar zu rechtfertigen, leugnete Luther, daß eine solche Auktorität nach Christi Willen auf Erden überhaupt bestehe. Er leugnete die lebendige und sichtbare Fortsetzung des Lehramts, des Hirten- und Priesteramtes Jesu Christi in der Kirche und darum den Begriff der Kirche selbst, der nothwendig auf eine sichtbare, aus Oberen und Untergebenen gebildete Gesellschaft hinweist. Luthers „Kirche" war die „unsichtbare Gemeinde der Heiligen," die durch kein äußerliches Band miteinander verbunden sind.

Wir geben also gerne zu, daß nach protestantischem Begriff der Papst kein Recht hat, als Stellvertreter Christi die Kirche Gottes zu leiten und zu regieren, daß der Papst daher auch seinen Delegaten keine Vollmachten über die Gläubigen geben kann, wenn er solche selbst nicht besitzt.

Aber was folgt hieraus? Sagen das nicht auch die Juden, welche überhaupt die göttliche Sendung Christi leugnen?

Sagen das nicht auch die vielen Millionen gewaschener (getaufter) und ungewaschener Heiden, die sich hier zu Lande Agnostiker nennen, d. h. sich zu keiner Religion bekennen? Haben sie darum ein Recht, gegen die Sendung eines päpstlichen Delegaten, dessen Thätigkeit sich naturgemäß nur auf die Katholiken erstreckt, als Amerikaner Einspruch zu erheben? Das hieße ja mit andern Worten: Um Amerikaner zu sein, muß der Katholik seinen Glauben verleugnen, die göttliche Einsetzung des Primats Petri und der Bischöfe von Rom aus seinem Glaubensbekenntnisse ausmerzen — d. h., um Amerikaner zu sein, müssen wir aufhören katholisch zu sein! Das ist der Standpunkt der A. P. A.; das ist die Leugnung der Religionsfreiheit, die ein wesentlicher Bestandtheil unserer Verfassung ist; das ist die Proklamirung des Kulturkampfes gegen alle Katholiken des Landes! Mit demselben Rechte könnte uns die protestantische Majorität dann auch verbieten, das hl. Meßopfer darzubringen, resp. demselben beizuwohnen. zur hl. Beicht zu gehen, das Wort Gottes in katholischen Kirchen zu verkünden oder anzuhören. Kurz, man könnte uns ebenso gut zwingen, unsere Kirche zu schließen und protestantisch oder ungläubig zu werden.

Der korrekte, echt amerikanische, konstitutionelle Standpunkt der apostolischen Delegation gegenüber kann also für unsere nichtkatholischen Mitbürger nur folgender sein: Unsere Verfassung setzt die Trennung von Staat und Kirche fest; sie gewährt allen Konfessionen volle Religionsfreiheit, die Freiheit, ihre religiöse Ueberzeugung offen zu bekennen und nach derselben zu leben; in den Vereinigten Staaten ordnet jede Religionsgemeinschaft ihre eigenen Angelegenheiten selbstständig und unabhängig von jeder staatlichen Einmischung.

Nun ist aber nach katholischer Ueberzeugung der Papst das mit voller Jurisdiktionsgewalt in religiösen Dingen ausgestattete Oberhaupt der ganzen katholischen Kirche und demnach auch der katholischen Kirche Amerika's. Er kann demnach seine Machtbefugnisse den Katholiken eines Landes und darum auch den amerikanischen Katholiken gegenüber auch durch Delegaten ausüben. Also haben die Katholiken unseres Landes als Katholiken die Pflicht, und folglich als amerikanische Bürger das verfassungsmäßige Recht, dem Abgesandten des hl. Stuhles in Wort und That ihre Ergebenheit und Unterwürfigkeit zu bezeugen, und es wäre ein ungerechtfertigter Eingriff in ihre konstitutionellen Rechte, es wäre eine thatsächliche Verleugnung unserer Verfassung, wollten Andersgläubige ihnen unter irgend einem Vorwande dieses Recht verkümmern. Es ist darum nicht nur eine Redensart, nicht nur Phrase, sondern es ist buchstäblich wahr, daß nichts *unamerikanischer* ist, als das Gebahren des Apaismus gegen die Katholiken überhaupt und gegen die päpstliche Delegation im Besonderen.

Ein Wort über die Geschichte der Delegationen.

Da die päpstlichen Delegationen mit den Gerechtsamen des hl. Stuhles so innig verwachsen sind, so ist es nicht zu verwundern, daß wir denselben schon während der ersten Jahrhunderte des Christenthums begegnen. Zunächst wurden bestimmte Bischöfe der verschiedenen Länder unter dem Namen "vicarii apostolici," „apostolische Vikare" oder Stellvertreter als päpstliche Bevollmächtigte ernannt und mit besonderer Jurisdiktionsgewalt über die benachbarten Diözesen versehen. Als solche finden wir im 5. und 6. Jahrhundert die Bischöfe von Arles (für Gallien), von Sevilla (für Spanien), von Canterbury (für England), von Thessalonich (für Illyrien). Bei der Ernennung des letzteren (412) beruft sich Papst Innocenz I. schon ausdrücklich auf das „Beispiel seiner Vorfahren auf dem päpstlichen Stuhl." Mehrere dieser Delegaten waren mit ausgedehnten Vollmachten ausgestattet. So hatte z. B. der Bischof von Thessalonich das Recht, in den Kirchen von ganz Illyrien die kanonische Visitation abzuhalten, die Kandidaten für bischöfliche Sitze zu prüfen und deren Wahl zu bestätigen, Provinzial-Synoden zu berufen und zu leiten. Der hl. Bonifatius, Erzbischof von Mainz, war zugleich apostolischer Vikar von ganz Deutschland, gründete als solcher mehrere Bisthümer und vereinigte die Hirten der neuen Diözesen auf Nationalkonzilien. Seit dem 9. Jahrhundert ward das Amt eines apostolischen Vikars mit den hervorragendsten Bischofssitzen der einzelnen Länder verbunden. Solche Bischöfe oder vielmehr Erzbischöfe wurden daher „geborene Legaten" (legati nati) des römischen Stuhles genannt, welcher Beiname auch heute noch den Inhabern vieler Metropolitansitze (wie z. B. Köln, Salzburg, Prag u. s. w.) als Ehrentitel geblieben ist. Als später, besonders seit dem 11. Jahrhundert, der kaiserliche Einfluß auf die Bischofswahlen sich zum großen Schaden der Kirche immer mehr geltend machte, und unwürdige Hofdiener sich in die höchsten kirchlichen Würden eindrängten, da konnte naturgemäß der Einfluß der „geborenen Delegaten" in vielen Fällen für die Kirche nur die nachtheiligsten Folgen haben. Manche Prälaten waren weder gewillt, noch geeignet, ein so wichtiges Amt unparteiisch und in echtem kirchlichem Geiste zu verwalten. Deshalb hielten es die Päpste für nöthig, sich durch Männer vertreten zu lassen, welche in die Parteikämpfe der betreffenden Länder in keiner Weise verwickelt und von der dort verbreiteten Erschlaffung der kirchlichen Disziplin nicht berührt waren. Nur solche Prälaten konnten zur Bekämpfung und Unterdrückung mancher Mißbräuche das volle Gewicht des päpstlichen Ansehens in die Wagschale werfen und auch Kaisern gegenüber mit apostolischem Freimuth auftreten. Der römische Stuhl betraute daher mit der in solchen Zeiten doppelt wichtigen und schwierigen Delegation erprobte Würdenträger der römischen Kurie, die im Gegensatz zu den „geborenen Delegaten" "legati a latere," „von der Seite des Papstes," d. h. unmitelbar vom Stuhle Petri aus abgesandte Vertreter genannt wurden. Es genüge, auf die leuchtenden Namen des hl. Petrus Damiani, des großen Hildebrand (später Gregor VII.) hinzuweisen, um an den segensreichen Einfluß zu erinnern, welchen solche Legaten des hl. Stuhles besonders auf die Kirche Deutschlands ausgeübt haben.

Apostolische Nuntien.

In vorstehenden Ausführungen haben wir ausschließlich oder doch vorzugsweise jene Delegaten des hl. Stuhles in's Auge gefaßt, welche mit der Vertretung des Papstes in kirchlichen Angelegenheiten beauftragt sind. Wir fügen noch einige Bemerkungen über eine besondere Klasse von Delegaten, über die apostolischen Nuntien hinzu. Als solche bezeichnet man solche Prälaten, welche der Papst an *weltliche Regierungen* als seine diplomatischen Vertreter entsendet, um zunächst alle jene Angelegenheiten zu regeln, welche sich aus den Beziehungen zwischen Kirche und Staat nothwendig ergeben. Dabei ist jedoch nicht ausgeschlossen, es wurde im Gegentheil durch Leo XIII. wieder ausdrücklich festgestellt, daß die Nuntien den Bischöfen, Priestern und Gläubigen der betreffenden Länder gegenüber auch in rein kirchlichen Fragen die geistliche Jurisdiktionsgewalt des Papstes repräsentiren.

Heutzutage bestehen ständige päpstliche Nuntiaturen in Paris, Wien, Madrid, Lissabon, München und Brüssel. Worauf gründet sich diese Einrichtung? Hängt sie mit der Stellung des Papstes als Oberhaupt der Kirche nothwendig zusammen? Oder mit andern Worten: Hat der Papst als solcher, auch ganz abgesehen von seiner weltlichen Herrschaft über den Kirchenstaat, ein im Wesen des Papstthums begründetes Recht, seine Nuntien an weltliche Regierungen zu senden? Wir sprechen natürlich nur von den Regierungen solcher Länder, in denen Katholiken, und zwar in beträchtlicher Anzahl, leben; wollen auch die selbstverständliche Thatsache nicht weiter erwähnen, daß bei der Einrichtung solcher Vertretungen die Zustimmung der betreffenden staatlichen Behörde, so wie auch die Zeitgemäßheit einer solchen Maßregel vorausgesetzt wird. Die Antwort auf obige Frage scheint uns dann nur ein unbedingtes Ja sein zu können. Warum? Weil die katholische Kirche eine vollkommene Gesellschaft ist, weil sie eine durch ihre höheren Zwecke, so wie durch ihren sozialen Einfluß, durch ihre bildende und zivilisatorische Macht über alle anderen weit erhabene Gesellschaft ist; weil ferner das Oberhaupt der Kirche als solches eine volle und unabhängige, wenn auch geistliche, Auktorität besitzt und darum im wahren Sinne des Wortes ein Souverän ist! Dazu kommt die Thatsache, daß die Kirche zu den Staaten nicht etwa nur nachbarliche, geschäftliche oder völkerrechtliche Beziehungen hat, wie solche unter den verschiedenen Nationen bestehen, woraus für diese die Berechtigung oder der Nutzen einer diplomatischen Vertretung sich ergibt. Die Kirche steht mit allen Staaten, in welchen Katholiken wohnen, in viel innigerer Beziehung, selbst da, wo staatlicher Seits die Trennung von Kirche und Staat proklamirt ist. Man kann sich einen vollständigen Abbruch jeden Verkehrs zwischen zwei Nationen sehr wohl denken, weil eben die Bewohner des einen Landes in gar keinem Abhängigkeitsverhältniß zu der Regierung des anderen stehen. Das trifft aber für die Kirche — und für alle Religionsgenossenschaften im Allgemeinen — nicht zu. Denn genau dieselben Menschen, welche ihre Kinder und Untergebene sind, sind zugleich auch Bürger und Untergebene der Staaten. Gewiß ist die Machtsphäre der geistlichen und weltlichen Gewalt durchaus verschieden und ist jede auf ihrem eigenen Gebiete von der anderen unabhängig. Aber daraus folgt nur, daß die Pflichten, welche beide Gewalten einem und demselben Menschen auferlegen, sehr wohl vereinbar sind, wenn jede in ihrer Machtsphäre verbleibt, daß demnach das von Gott gewollte Verhältniß eine harmonische Eintracht der Pflichten und darum auch der Gewalten ist. Aber der Mensch läßt sich nun einmal nicht als Bürger und als Christ in zwei Theile theilen, (eine Einbildung, auf welcher eigentlich der Liberalismus beruht); der ganze Mensch ist nothwendiger Weise ein soziales und zugleich ein religiöses Wesen, der ganze Mensch ist in unserem Falle zugleich Bürger und Katholik. Sodann ist das religiöse Element, resp. die religiöse Auktorität vor Allem geeignet und berufen, den Menschen auch in sozialer Beziehung zu veredeln, ihm auch die Erfüllung der bürgerlichen Pflichten als Gewissenspflicht einzuschärfen, die Harmonie zwischen diesen und den religiösen Pflichten zu erhalten und zu fördern, etwaige Konflikte beider Gewalten auf friedlichem Wege zu schlichten. Auf diesen Grundsätzen beruht die Absendung päpstlicher Bevollmächtigte an die Höfe der Fürsten, wie sie schon kurz nach der Zeit Konstantins des Großen bei den oströmischen Kaisern, und später während des ganzen Mittelalters üblich war; sie erklären auch die großartige Wirksamkeit, welche nach dem Zeugniß der Geschichte solche Vertreter der päpstlichen Auktorität zum Wohle der Völker, zu Verbreitung und Hebung der Civilisation allenthalben entfaltet haben. Aus demselben Grunde wird an europäischen Höfen dem päpstlichen Nuntius bei offiziellen Gelegenheiten der Vorrang vor allen anderen Gesandten eingeräumt.

Es versteht sich von selbst, daß wir das Zeugniß, welches die unparteiische Geschichtschreibung, protestantische Schriftsteller nicht ausgenommen, dem segensreichen Einfluß der päpstlichen Abgesandten ertheilt, nicht so verstehen, als ob nie ein Papst in der Wahl eines Nuntius oder Legaten sich getäuscht und die päpstlichen Gesandten ohne Ausnahme ihrer hohen Aufgabe sich stets gewachsen gezeigt hätten. So z. B. bezweifelt Niemand, daß Leo X. nicht immer glücklich war in der Auswahl der Prälaten, welche er bei Beginn der sogenannten Reformation nach Deutschland sandte. Wir sprechen von einer kirchlichen Einrichtung im Allgemeinen und umfassen die gesammte Bethätigung derselben. Von diesem Gesichtspunkte aus bleibt auch hier das Wort Leo's XIII. wahr: „Die Geschichte der Päpste ist die Geschichte der Wohlthaten, welche sie der Menschheit erwiesen haben."

Möge zur Bestätigung dessen, was wir über das Recht des hl. Stuhles bezüglich der Nuntien sagten, hier noch ein Ausspruch Leo's XIII. Platz finden. Das freimaurerische Ministerium Frère-Bara veröffentlichte im Jahre 1879 das berüchtigte Gesetz zur Einführung der religionslosen Schulen. Der Ministerpräsident Frère ließ kein Mittel unversucht, um durch den damaligen päpstlichen Nuntius (jetzt Kardinal) Serafino Vanutelli den Bischöfen des Landes wenigstens Schweigen aufzuerlegen. Als ihm dies nicht gelang, brach er die diplomatischen Beziehungen mit dem hl. Stuhle ab und ließ dem Nuntius seine Pässe zustellen. Der Hl. Vater gab seinem Schmerz und seiner Entrüstung in einem wahrhaft apostolischen Schreiben Ausdruck, in welchem es u. a. heißt: „Das Oberhaupt der Kirche hat das Recht und die Macht, seine Nuntien oder Legaten zu den Nationen, besonders zu katholischen Nationen, und deren Fürsten zu senden. Darum klagen wir diejenigen an, durch deren Schuld dieses unser Recht verletzt worden ist, und fordern von ihnen Rechenschaft. Und das um so mehr, je tiefer jenes Recht des heiligen Stuhles begründet ist. Denn es hat seinen Anspruch in der erhabenen Gewalt, welche Gott selbst dem Papste über die ganze Kirche verliehen hat."

Päpstliche Delegationen in Amerika, insbesondere die zu Washington.

Amerika besitzt keinen Gesandten des apostolischen Stuhles, der den Titel Nuntius führt, obwohl mehrere Delegaten auch bei den weltlichen Regierungen accredidirt sind, wie dies in südamerikanischen Republiken und in Mexiko der Fall ist. Letztere Delegation ist aber noch nicht im eigentlichen Sinne „errichtet", d. h. noch nicht als bleibende Institution festgestellt. Der gegenwärtige Abgesandte des apostolischen Stuhles weilt nur in „außerordentlicher Mission" in der mexikanischen Republik, um mit dem Präsidenten Diaz und mit den Bischöfen des Landes über die Regelung der Beziehungen zwischen Kirche und Staat zu verhandeln und wo möglich die Einführung einer permanenten päpstlichen Delegation anzubahnen. Der kürzlich nach Canada entsandte Delegat des Hl. Vaters hat den ganz speziellen Auftrag, bei den bekannten Verhandlungen über die Schulfrage zwischen dem Episcopat und der Regierung den Standpunkt des hl. Stuhles zu ver-

treten, und, wenn thunlich, auf dieser Grundlage ein Einvernehmen zwischen dem Ministerium und den Bischöfen zu Stande zu bringen, oder aber ein einheitliches Zusammenwirken aller Katholiken auf diesem so wichtigen Gebiete zu fördern.

Die apostolische Delegation in Washington, D. C., ist, wie wir schon Eingangs hervorhoben, als eine bleibende Einrichtung zu betrachten. Diese Absicht hat der Hl. Vater in deutlichster Weise ausgesprochen in dem Schreiben, durch welches der damalige Titular-Erzbischof von Lepanto, der jetzige Cardinal Fr. Satolli zum ersten apostolischen Delegaten für die Vereinigten Staaten ernannt wurde. In dem Rundschreiben (Encyclica Longinqua), welches Leo XIII. vor zwei Jahren an die katholische Kirche Amerika's richtete, legte S. Heiligkeit die Gründe dar, welche diese so wichtige Entschließung hervorriefen. Die Errichtung der Delegation, so erklärte der Hl. Vater, ist ein Beweis unserer besonderen väterlichen Fürsorge für die Katholiken Amerika's; sie soll die Bande noch enger knüpfen, welche die amerikanischen Katholiken mit dem hl. Stuhle verbinden, damit die so erfreulich emporblühende Kirche der Vereinigten Staaten um so gedeihlicher sich entfalte, je unmittelbarer sie an der inneren Lebenskraft Theil nimmt, deren Quelle Christus in den Felsen Petri niedergelegt hat. Die beständige Gegenwart eines Repräsentanten des Centrums der katholischen Einheit soll die Einheit des Episcopats, des Klerus und des Volkes stärken und heben; der Delegat soll eine feste Stütze der kirchlichen Auktorität, ein entschiedener Vertheidiger der Grundsätze christlicher Gerechtigkeit und Nächstenliebe, in strittigen Fällen ein unparteiischer Richter sein.

Es ist hier nicht der Ort, auf den Umfang der dem apostolischen Delegaten zu Washington verliehenen päpstlichen Vollmachten näher einzugehen. Ebensowenig brauchen wir darauf hinzuweisen, daß unsere Delegation nur eine kirchliche und nicht zugleich auch eine diplomatische ist. Erzbischof Martinelli vertritt, wie sein Vorgänger Cardinal Satolli, die geistliche Auktorität des römischen Stuhles in der katholischen Kirche unseres Landes; seine Jurisdiktionsgewalt erstreckt sich in den vom Hl. Vater vorgezeichneten Grenzen über alle Erzdiözesen und Diözesen der Vereinigten Staaten; er besitzt also in Wahrheit auf amerikanischem Boden die höchste kirchliche Auktorität. Die Frage, ob die Ernennung eines päpstlichen Vertreters *bei unserer Regierung* mit den Grundsätzen der amerikanischen Verfassung vereinbar sein würde, wollen wir getrost dem geneigten Leser überlassen, zumal die Frage, wenigstens für die Jetztzeit und für die absehbare Zukunft nur eine sogen. platonische, d. h. eine solche ist, deren praktische Lösung weder von Seiten des hl. Stuhles noch von Seiten unserer Regierung in's Auge gefaßt ist. Wir können keinen Widerspruch zwischen unserer Constitution und einer eigentlichen päpstlichen Nuntiatur entdecken und sehen nicht ein, warum z. B. unser Präsident nicht ebenso einen offiziellen Vertreter der katholischen Kirche empfangen und mit ihm die das bürgerliche und staatliche Leben berührenden Angelegenheiten der Katholiken ebenso besprechen könnte, wie er von Zeit zu Zeit die Deputationen der verschiedenen Sekten im Weißen Hause empfängt und sich über deren religiöse Verhältnisse Auskunft ertheilen läßt. Die Trennung von Kirche und Staat bedeutet nicht, daß eine Regierung sich gar nicht darum kümmern soll, ob das Volk religiös ist oder nicht, wenn sie auch auf diesem Gebiete keinen gesetzlichen Zwang anwenden darf. Doch wir wiederholen ausdrücklich, daß wir diesen Punkt nur als eine immerhin interessante, wenn auch abstrakte Frage berühren. Denn es bedarf nur einer oberflächlichen Kenntniß der Verhältnisse unseres Landes, der gegen katholische Lehren und Einrichtungen und insbesondere gegen die Geltendmachung der päpstlichen Auktorität allenthalben herrschenden Vorurtheile, um klar einzusehen, daß die Verwirklichung einer solchen Idee ganz unzeitgemäß und thatsächlich unmöglich wäre.

Als der hl. Papst Gregor II. den hl. Bonifatius, den Apostel Deutschlands, zu seinem Stellvertreter in den deutschen Landen ernannte, sandte er ein väterliches Schreiben an unsere Vorväter im katholischen Glauben und forderte sie auf, seinem Abgesandten die größte *Ehrfurcht*, die thatkräftigste *Unterstützung* und den wirksamsten *Schutz* zu Theil werden zu lassen. „Vertheidigt ihn mit aller Entschiedenheit, wo immer Feinde ihn angreifen!" *) Die wirksamste und nothwendigste Vertheidigung, welche wir dem Vertreter des Hl. Vaters schulden, besteht vor Allem darin, daß wir uns nie verleiten lassen, seine Auktorität zu mißachten, seine Absichten zu verdächtigen oder in anderer Weise Mißtrauen gegen ihn zu erwecken. Denn alles dies fällt auf den hl. Stuhl selbst zurück und widerspricht dem Geiste kindlicher Unterwürfigkeit, welcher allzeit das charakteristische Merkmal des treuen Katholiken sein soll. Es gehört für den Katholiken keine besondere Tugend dazu, um den Gehorsam gegen Petrus und seinen Stellvertreter mit Herz und Mund und Feder zu bekennen, wenn deren Weisungen und Anordnungen zugleich unseren persönlichen Ansichten und Wünschen entsprechen. Aber auch da, wo dies nicht der Fall ist, bleibt jener Gehorsam katholische Gewissenspflicht, deren Erfüllung zudem durch den Gedanken erleichtert wird, daß Gott der Herr nur den Papst und die Bischöfe als Lehrer und Leiter seiner Kirche eingesetzt und ihnen allein die mit diesem Amte verbundene Verantwortlichkeit übertragen hat, daß wir daher durch Bethätigung des so wesentlich katholischen Geistes aufrichtiger Unterwürfigkeit der rechtmäßigen kirchlichen Obrigkeit gegenüber in einem wahren Sinne nie *irren* können.

* * *

Der derzeitige apostolische Delegat für die Ver. Staaten, hochw'ste Sebastian Martinelli, Erzbischof von Ephesus, neunundneunzigster Generaloberer des Augustinerordens, wurde am 20. August 1848 in der St. Annen-Gemeinde zu Lucca in Toscanien geboren. Er war das jüngste von fünf Kindern. Sein ältester Bruder, der verstorbene Cardinal Tomaso Maria Martinelli und der dritte Sohn der Familie, Aurelius Martinelli, waren wie er, Augustiner. Nach Vollendung seiner classischen Studien am St. Michaels Seminar zu Lucca trat Sebastian am 6. Dezember 1863 zu Rom in den Augustinerorden und absolvirte seine philosophischen und theologischen Studien im dortigen Ordenscolleg. Die hl. Priesterweihe empfing er am 4. März 1874. Mehrere Jahre wirkte Martinelli in Dublin, wo er sich auch die Kenntniß der englischen Sprache erwarb. 1889 wurde er zum Ordensgeneral erwählt und 1894 zu demselben verantwortlichen Amte wiedererwählt. Inzwischen ernannte ihn der Hl. Vater zum apostolischen Delegaten für die Ver. Staaten als Nachfolger von Cardinal Satolli. Am 30. August 1896 wurde er zum Erzbischof von Ephesus consecrirt. Bereits 1894 besuchte der nunmehrige päpstliche Delegat als Ordensgeneral unser Land, ist also kein Fremdling an unseren Gestaden.

*) „Ut contra quoslibet adversarios, quibus in Domino praevaletis, instantissime defendatis."

Friedrich II., am Dachfenster des Herrenhauses zu Roßbach, den Aufbruch der Franzosen beobachtend.

Schwester Felicitas.

Originalerzählung von Hermine Proschko.

I.

Der hl. Abend breitete seinen Sternenmantel über die große Weltstadt an der Seine, das lebenslustige Paris. Es war, als ob die Engel Lichter angezündet hätten, zum festlichen Empfange des Christkindes auf der Erde, als ob das Himmelsgewölbe einem Riesenchristbaume gleichen sollte, wie deren fast in jedem Hause zur Freude von Groß und Klein angezündet wurden.

Ei sieh! selbst dort oben im Dachstübchen eines der älteren Häuser der Rue de la Madeleine blitzte es durch das Fensterchen eben wie ein Sternlein auf. Also gab es dort eben auch einen schönen, reichgeschmückten Christbaum? . . . Doch nein — es blieb ja nur bei einem einzigen Lichtflämmchen, einem mattschimmernden Oellämpchen. Wie ein thränenumflortes Auge blickte das Lichtlein durch das vom Frost leicht angehauchte Fenster in die belebte Straße hinab. Und was sich hinter demselben den Blicken zeigte, war wahrlich ernst und traurig genug, auch jedes Auge zu trüben: Eine öde, kahle Kammer, wohl sauber und rein gehalten, aber kalt, kalt, wie die Winternacht im Freien draußen! Der eiserne Ofen war ungeheizt; ein Bett, ein Schrein, ein Tisch und ein paar Stühle bildeten die ganze Einrichtung dieses engen Raumes, ein braunes Kruzifix und eine alte Wanduhr den einzigen Schmuck der weißgetünchten Wand.

Eine fast beängstigende Stille herrschte in der kalten Kammer; denn die bleiche Frau, die vom Fieberfrost geschüttelt, im Bette lag, vermochte sich vor Schwäche nicht zu bewegen; ihr zeitweiliges Stöhnen gab nur zu erkennen, daß noch Leben in ihrem abgemagerten Körper wohnte, während das kaum minder bleiche Mädchen, welches etwa achtzehn Jahre zählen mochte, fast unbeweglich am Bettrande saß und jeden Athemzug der kranken Mutter mit angstvoller Miene belauschte; und auch das kleine, etwa zehnjährige Schwesterchen, welches auf einem Schemelchen ihr gegenüber saß, wagte sich kaum zu regen, um Mütterleins scheinbaren Schlummer nicht zu stören.

Aber während die Kleine, von dem tik, tak! der Wanduhr allmählich eingelullt, bald das Köpfchen sinken ließ, um vielleicht von einem prächtigen Weihnachtsbaum zu träumen, wie ihn die Kinder des Hausherrn in derselben Stunde eine Treppe tiefer eben erhielten, wurden die Blicke der älteren Schwester von Sekunde zu Sekunde unruhiger und ihr Herz hämmerte fast hörbar. „Nein, nein," schluchzte sie jetzt, „ich kann nicht länger zusehen; wenn keine Hilfe naht, so wird die Mutter verschmachten, so wird sie sterben — o gerechter Gott, ohne Labung, ohne Hilfe, ohne ärztlichen Rath und Beistand!" . . . .

Gott hatte diese arme Familie schwer geprüft: Vor nicht langer Zeit war das Haupt derselben, der Vater gestorben. Charles Valbrege war ein angesehener Kaufmann gewesen und hatte in derselben Straße, wo jetzt seine Witwe mit ihren Kindern in einem ärmlichen Dachstübchen wohnte, eines der schönsten Häuser sein Eigen genannt. Falsche Freunde hatten ihn in gewagte Unternehmungen verwickelt, die ihnen Nutzen, ihm selbst aber schließlich den Ruin brachten. Der Gram über den Verlust seines Vermögens hatte ihn in der Vollkraft seiner Jahre dahingerafft. Hartherzige Gläubiger hatten den Seinen alles genommen, so daß diese nun gezwungen waren, sich ihr Brod selbst mühsam zu verdienen. Die Kräfte der kränkelnden Mutter waren bald erschöpft; sie lag jetzt todkrank darnieder. Frau Bernardine Valbrege hatte mit ihrem Reichthume auch alle ihre Freunde verloren, die sich früher in glücklichen Tagen so gerne in ihrem Hause eingefunden hatten. Selbst der immer wohlwollend lächelnde Arzt, der früher so väterlich besorgt schien, wenn die Töchterchen seines Freundes Valbrege, die liebliche Cölestine und die immer muntere Leonie, an kleinen Unwohlsein darniederlagen, hatte sich zurückgezogen, da er gleich seinen Berufsgenossen seine Mühewaltung aufgelohnt haben wollte; der reiche Apotheker, der Besitzer des Hauses, in welchem die Witwe nunmehr wohnte, wollte kein Heilkräutlein mehr reichen ohne prompte Bezahlung, und auch keine Aufwärterin wollte den Bewohnerinnen des Mansardenstübchens mehr Dienste leisten, ohne die gebührende Belohnung dafür zu erhalten.

Wohin Cölestine, welche nach des Vaters Tod die einzige Stütze der kränklichen Mutter gebildet hatte, im Geiste auch blickte, nirgends sah sie eine rettende Hand. Ach, wenn sie nur gewußt hätte, wo Henri eben weilte, Henri, ihr Verlobter, der ihr ja das heilige Gelöbniß gemacht hatte, sie treu zu lieben, bis der Tod sie einst trennen würde. Ach, hätte sie nur gewagt, bei seiner Schwester vorzusprechen und ihr all ihr Leid zu klagen. Aber ach! wie konnte sie es wagen, sie kannte sie noch nicht; sie war ihr noch nicht vorgestellt; sie wußte nur von Henri, daß sie gut und milde sei.

„O, wenn nur Henri endlich käme!" flüsterten Cölestinens Lippen immer wieder. Der Gedanke an den fernen Geliebten schien dem armen Mädchen wieder neues Leben zu geben, und die Erinnerung an die glückliche Zeit ihrer ersten Begegnung, an die Versicherung seiner Liebe und die Aussicht,

die Seine zu werden, erfüllte ihr Herz in dieser bangen Stunde mit demselben Glücke, wie sie es in jenen sonnigen Tagen empfunden.

Vor der Notre Dame-Kirche war es gewesen, wo sie sich nach dem Vespersegen zum erstenmale gesehen hatten. Sie war eben im Begriffe, aus der Kirche zu treten, da stand er beim Portale, seine Schwester, welche der Andacht beigewohnt hatte, erwartend. Sofort hingerissen von dem Anblicke der seltenen Anmuth Cölestinens, hatte er von diesem Tage an ihre Bekanntschaft gesucht und hatte bald Zutritt in das Haus des reichen Kaufherrn gefunden. Herr Valbrege hatte noch selbst seine Zustimmung zur Verlobung seiner Tochter mit Henri, dem ältesten Sohne des Vicomte Dubois, gegeben, umsomehr als der junge Mann die lebhafte Versicherung gab, auch die Zustimmung seiner Familie bereits zu besitzen. Henri's Schmerz war ein wirklicher, als er gerade in diesen glücklichen Tagen von seinem Vater den Auftrag erhielt, eine Reise nach dem Süden anzutreten, wo sein Bruder nach schwerer Krankheit zur Erholung weilte, und einen Rückfall in dieselbe erlitten hatte.

Bald nach Henri's Abreise war der Ruin des Hauses Valbrege erfolgt, welcher den Tod des unglücklichen Chefs nach sich zog. Wie sehr hätten Cölestine und ihre Mutter jetzt umsomehr eines liebenden Herzens, eines sanften Trösters bedurft, und viel zu lange für das arme Mädchen langte von dem fernen Verlobten kein Zeichen der Theilnahme an. Als endlich ein Schreiben kam, enthielt es allerdings die Entschuldigung, daß des Bruders Krankheit an der unliebsamen Verzögerung schuld trage. Cölestinens Freude über diese Zeilen war aber so groß, daß sie in ihrem arglosen Herzen weit davon entfernt war, in diesen Worten nur eine Ausflucht zu suchen; und obschon die Nachrichten von dem jungen Edelmann auch in der Folge nur spärlich einlangten, obschon er ihr, statt die erhoffte Heimkehr anzukündigen, von einem nothwendigen Aufenthalte seines Bruders auf einer Insel des Mittelmeeres schrieb und, da er ihn dahin begleiten werde, eine längere Pause bezüglich seiner weiteren Nachrichten in Aussicht stellte, so machte sie ihm hierüber keinen Vorwurf, nur stieg, je seltener dieselben kamen, und als sie endlich ganz ausblieben, ihre Sehnsucht mehr und mehr darnach.

Wohl niemals aber gedachte Cölestine mit größerer Sehnsucht des Verlobten als am Weihnachtsabende, an welchem sie so sicher gehofft hatte, ihn wiederzusehen! — Ach, wie nothwendig wäre sein Kommen gewesen! Wenn er das Leid, die Noth mit eigenen Augen gesehen hätte, gewiß würde er keinen Augenblick gezögert haben, zu helfen und so schnell wie möglich sein Wort einzulösen, sie zu seiner Gattin zu machen, wodurch dann allem Leid, aller Sorge ein Ziel gesetzt worden wäre. — Sie horchte, ob sich auf der Treppe nicht Tritte vernehmen ließen, und ihr Herz schlug dabei in schnellen Schlägen — — aber nichts regte sich, alles blieb ruhig, nur das schwere Athmen der Mutter und das tik, tak! der Wanduhr unterbrach die düstere Stille dieses kalten, öden Raumes. — Wieder überkam sie der Gedanke: wie, wenn sie doch versuchen würde, sich an Henri's Schwester zu wenden. Wie oft hatte er ihr von Aglayens Herzensgüte erzählt. Ach, wenn ihr Aglaye sagen könnte, wo sich Henri gegenwärtig aufhielt! Doch nein, nein, wie könnte sie sich in solch bitterer Armuth im Hause Dubois vorstellen, und ihr Verlobter würde einen solchen Schritt vielleicht auch nicht billigen. Freilich, er ahnte wohl kaum das Maß ihres Elendes. Um ihn nicht zu sehr zu betrüben, hatte sie ihm ihre Noth noch nicht in ihrem ganzen Umfange geschildert.

So sehr sie aber auch den Gedanken zurückdrängte, immer wieder stieg er in ihrem Kopfe empor und ließ sie nimmer ruhen. Aglaye Dubois konnte sie in ihrer Herzensgüte nicht zurückweisen, sie würde sie als ihre zukünftige Schwägerin gewiß freundlich aufnehmen und der Mutter Hilfe bringen, bis Henri zurückgekehrt sein und alle Sorge für ihre und der Ihren Zukunft übernehmen würde; denn wie oft hatte er sie in glücklichen Tagen mit beredten Worten versichert, sie nicht ihres Reichthums halber, sondern nur wegen ihrer selbst zu lieben.

Bei diesem Gedanken faltete Cölestine die Hände und kniete vor dem Kruzifix nieder und betete so recht vom Herzensgrunde. Dann erhob sie sich, und Entschlossenheit drückte sich in ihren Zügen aus; sie wollte den Gang zur Vicomtesse wagen. Sie legte ihr schwarzes Kleid an, welches sie an Sonn- und Feiertagen seit dem Tode ihres Vaters getragen und drückte ein ebensolches Hütchen mit einem Florbande auf das von hellblonden Locken umfluthete Haupt. Dann hing sie einen Wollkragen über die Schultern und weckte das süß schlummernde Schwesterchen.

Ueberrascht öffnete das Kind die großen blauen Augen und blickte die Schwester noch halb im Traume an. „Ist die Mutter gestorben?“ fragte es, „und gehen wir auf den Kirchhof, weil Du Dein schönes Trauerkleid angelegt hast?“

Allmählich aber kam die Kleine zu sich und horchte auf das, was Cölestine ihr mit sanftem Ernste zu thun hieß: „Bleibe ruhig beim Mütterchen und wache über sie, so lange ich nicht zu Hause bin. Bald kehr' ich zurück. Ich will nur einen Versuch machen, ihr Linderung zu bringen. Hörst Du, Leonie, sei ihr Schutzengel und falte die Hände. Du vermagst nichts anderes zu thun als zu beten und das ist das Beste, mein Liebling, bete, daß ich Hilfe und Rettung zu bringen vermag.“

Leoniens große blaue Augen blickten die Schwester forschend an; aber sie wagte keine weitere Frage, denn das Antlitz Cölestinens war so ernst, so feierlich wie das der hl. Genovefa, der Schutzpatronin von Paris, in der Kirche St. Vincent de Paul, die sie so oft und so gerne zusammen besuchten.

Wenige Minuten später war Leonie allein im Stübchen bei der kranken Mutter und faltete die Hände und betete, und die Thränen rannen über ihr feines Gesichtchen bei dem Gedanken, daß vor einem Jahre Mütterlein ihr noch ein Christbäumchen angezündet hatte, während es heute so krank, so schwach darniederlag. Sollte statt des freundlichen Weihnachtsengels der ernste, bleiche Todesengel in's kalte Kämmerlein seinen traurigen Einzug halten?.....

Cölestine aber schritt wacker aus und der Rue Richelieu entgegen, in welcher das Palais Dubois als eine der schönsten Zierden derselben galt. Je näher sie aber kam, desto mehr sank ihr Muth. Und erst, als sie die beleuchteten Fenster des ersten Stockwerkes sah, da zog sich ihr Herz krampfhaft zusammen. Welch' ein Unterschied mit dem kalten Dachstübchen in der Rue de la Madeleine, von wo sie eben gekommen war.

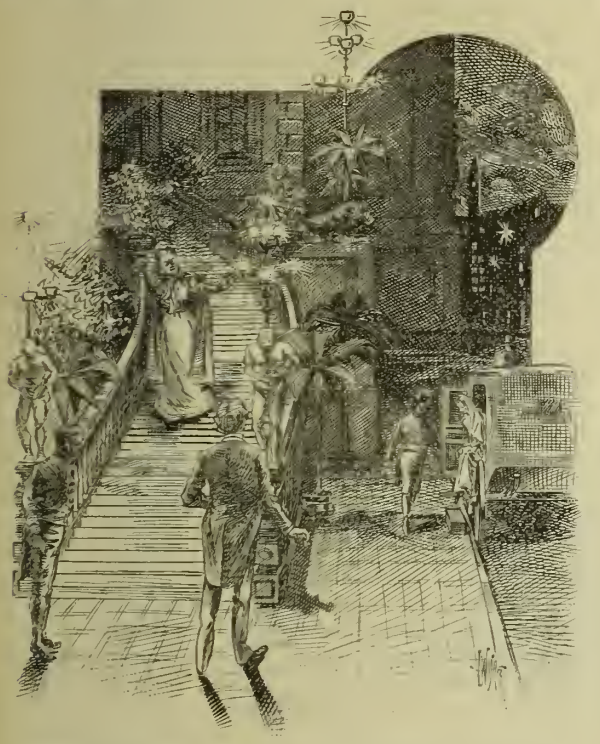
Im Palais Dubois gab es eben große Gesellschaft. Eine ganze Wagenreihe stand vor dem Hause, und Cölestine hatte geraume Zeit zu warten, ehe sie zum Portale gelangen konnte. Es gehörte für das Mädchen viel Willenskraft dazu, nicht umzukehren, aber der Gedanke an die Mutter verlieh ihr Stärke genug, die Treppe hinanzusteigen.

Eben stand sie im Begriffe, einen der umstehenden Diener zu ersuchen, sie bei der Vicomtesse Aglaye zu melden, da sie

Der wunderbare Fiſchfang. Nach einem Gemälde von Raphael.

Madonna und die Heiligen. Nach dem Gemälde von J. von Schrandolph.

dieselbe dringend zu sprechen habe — da entfuhr ein leiser Schrei ihren Lippen. Träumte sie — wachte sie?..... War es nicht die Gestalt Henri's, die sich die Treppe heraufbewegte? Ein eleganter junger Mann war es. Er kam näher. Ja, er war es. Nichts vermochte sie zu halten. Sie eilte ihm entgegen. „Henri, Henri!" rief sie mit vor Freude erstickter Stimme, „kann ich es glauben, bist Du es wirklich?" Bei diesen Worten ergriff sie die Hand des Geliebten, und ihrer Sinne kaum mächtig, wollte sie dieselbe wie die Hand eines Retters zu ihren Lippen führen. Der junge Mann aber entzog sie ihr rasch. „Cölestine," entfuhr es seinen Lippen, „was soll das?" Nur mit Mühe seinen Unwillen über diese ihm sichtlich unliebsame, unvermuthete Begegnung niederkämpfend, preßte er die Frage hervor: „Wie kommst Du in dieser Stunde hieher? Und was willst Du von mir?"



Das unverhoffte Glück des Wiedersehens aber machte das Mädchen blind für diesen kalten, liebelosen Empfang. „O Henri," sagte sie mit vor innerer Bewegung fast zitternder Stimme, „Du bist gewiß böse, daß ich Dir die Freude, mich durch Deine unverhoffte Rückkehr zu überraschen, verdorben habe. Aber verzeih', ich konnte nicht anders, ich mußte diesen Schritt thun."

Sie streckte ihm jetzt beide Hände entgegen und erwartete, daß er sie zärtlich ergreifen und sie vielleicht küssen würde, wie er dies früher so gerne gethan — aber er ergriff die ihm mit solch kindlichem Vertrauen dargereichten kleinen Hände nicht und blickte die Verlobte vielmehr kalt und strenge an. „Du scheinst nicht zu wissen, was Du Deiner Mädchenehre schuldig bist," sagte er in rauhem Tone. „Wie konntest Du nur einen solchen Schritt unternehmen und mein Haus betreten, ohne von mir vorher in dasselbe eingeführt worden zu sein?" Ein fast spöttisches Lächeln glitt bei den letzten Worten über das Antlitz des jungen Mannes.

Es war Cölestinen, als hätte sie durch diese Worte einen Schlag empfangen, und jetzt erst kam sie allmählich zur Besinnung. Sie schlug die Augen voll auf und blickte den jungen Mann ihr gegenüber fragend an, während ihr Herz unruhig schlug. Was hatte er gesagt? „Ich habe Dich nicht verstanden," stammelte sie, „ich bin so unglücklich, von Noth und Nachtwachen so ermüdet, daß ich vielleicht nicht recht vernommen habe, was Du sagtest."

Die Beklommenheit, die Bekümmerniß, das bleiche Antlitz, die Thränen in den schönen blauen Augen des jungen Mädchens, mußten das härteste Herz rühren und schienen in der That auch den jungen Mann nicht ganz unbewegt zu lassen, und er blickte milder. „Ich kann Dich jetzt nicht anhören, Mädchen," sagte er nach einer kleinen Weile, während ein flüchtiges Roth auf seine Wangen trat. „Du siehst, wir haben Gäste. Geh nach Hause und — schreibe mir, was ich für Dich thun kann, oder besser noch — ich gebe Dir gleich etwas mit."

Bei den letzten Worten machte der Vicomte eine Handbewegung, als wolle er nach seiner Börse greifen; Cölestine aber hielt seine Hand zurück. Ihre Augen öffneten sich weiter und ihr Herz-schlug in so bangen Schlägen, daß ihr däuchte, als vernähme sie die dumpfen Klänge einer Glocke. Später erinnerte sie sich oft daran, daß dies sozusagen das Todtengeläute ihrer Liebe war. Ohne einen Blick von dem jungen Manne zu wenden, fragte sie mit leise bebender Stimme: „Du kannst nicht selbst kommen, meine todtkranke Mutter zu sehen und uns beizustehen in unserer bitteren Noth?"

Henri kräuselte die Lippe. „Heute unmöglich," entgegnete er ausweichend. „Du siehst, wir haben Gäste."

Immer weiter öffneten sich Cölestinens blaue Augen; sie fühlte das Pochen des Blutes in den Schläfen, wieder erschien es ihr, wie ein banges, trauriges Geläute! „Henri," sagte sie jetzt, ihn fest anblickend, „Du bist nicht erst heute nach Paris zurückgekehrt. Du weiltest, ohne daß ich es wußte, schon länger wieder hier, Du hattest keine Sehnsucht mehr, Deine Braut zu sehen....."

„Braut?" Das entfuhr den Lippen des jungen Edelmannes so spöttisch, so kalt, daß Cölestine das Gefühl überkam, als übergösse ein Strom eisigen Wassers ihre Glieder. Sie wußte genug. Der junge Mann war anderen Sinnes geworden, seine Liebe war nur ein aufflackerndes Strohfeuer gewesen, er hatte sie vergessen, sie aufgegeben!.....Sie faltete die Hände und betete im Stillen, daß ihr Gott in dieser schwersten Stunde ihres jungen Lebens Kraft verleihe, mit Muth und Würde den Kampf mit dem Unglücke aufzunehmen. Die Blässe des Schreckens über diese neue bittere Erfahrung wechselte jetzt auf ihrem Antlitze mit der Röthe der Scham. Ja, der Scham. Sie schämte sich für ihn selbst, der ihr nun als ein Wortbrüchiger gegenüberstand und ihren ruhigen, tiefernsten Blick nicht zu ertragen vermochte.

Aber je erbärmlicher er ihr erschien, desto mehr erwachte ihr weiblicher Stolz, desto höher hob sie das Haupt, desto würdevoller stand sie da. „Ich bin nicht gekommen, mir von Ihnen, Vicomte Henri Dubois, ein Almosen zu erbitten," sagte sie jetzt mit fester Stimme, „ich wußte nicht, daß Sie schon nach Hause zurückgekehrt seien; ich bin gekommen, mich, in dem Wahne Ihre Braut zu sein, in der Stunde der höchsten Noth, damit meine geliebte Mutter auf ihrem schweren Leidenslager nicht verschmachte, an die bekannte Herzensgüte Ihrer Schwester zu wenden. Ich glaubte dies umsomehr wagen zu können, als Sie uns so lebhaft versicherten, daß ich in Ihrer Familie einer freundlichen Aufnahme sicher sein

könne. Es war aber Gottes Wille, daß ich dort, wo ich Trost und Hilfe zu finden wähnte, die bitterste Enttäuschung meines Lebens erfuhr." Bei den letzten Worten schien ihre Stimme wieder unsicherer zu werden, aber sie bekämpfte die sie überkommende Schwäche und fügte nur noch bei: „Gott verzeihe Ihnen, Vicomte."

In diesem Augenblicke trat einer der goldbetreßten Diener des Hauses an den Vicomte heran, mit dem Bedeuten, daß der Wagen der Marquise d'Evreux eben vorgefahren sei.

Die Wangen des jungen Mannes nahmen eine dunklere Färbung an. Die Nennung dieses Namens schien ihn förmlich zu elektrisiren. Ohne auf Cölestine noch einen Blick zu richten, ohne ihr ein Wort des Trostes, der Beruhigung zu spenden, ja ohne auch nur den geringsten Versuch zu machen, sich vor ihr in einem günstigeren Lichte zu zeigen, eilte Henri die teppichbelegte Treppe hinab, die Ankommende zu empfangen.

Cölestine starrte ihm, von einer bitteren Ahnung ergriffen, eine Weile regungslos nach, dann, als sie Schritte nahen hörte, drückte sie sich tiefer in die Palmenzweige, welche die Stiegenhalle in einen förmlichen Garten verwandelten, gerade noch zu rechter Zeit, denn schon stieg der Vicomte wieder die Treppe empor, nicht mehr bleich und verwirrt, wie er ihr noch kurz vorher gegenübergestanden, sondern mit stolz emporgehobenem Haupte, glorreich wie ein Sieger; und an seinem Arme führte er die schönste Dame der Gesellschaft, die einzige Tochter eines der vornehmsten, reichsten und angesehensten Häuser der Seinestadt, die jugendliche Marquise Valentine Evreux.

Im schimmernden rosa Atlaskleide, mit Perlen und Diamanten geschmückt, schwebte die schöne, lebenslustige Marquise mit einem glücklichen Lächeln an der Seite des Vicomte an der Palmengruppe vorüber, hinter welcher Cölestine geborgen war. Diese aber sah nicht nur das glückliche Lächeln im Antlitze Valentinens, sie sah auch die strahlenden Blicke Henri Dubois', und sie vernahm auch deutlich das Geflüster der umherstehenden Diener, welche sich ehrfurchtsvoll vor der jungen Marquise verbeugten und sie ihre künftige Herrin nannten.

Und während acht Tage später am Sylvesterabende im Palais d'Evreux in der Rue St. Honoré wirklich die prunkvolle Verlobung Valentinens mit dem Vicomte Henri Dubois gefeiert wurde und die Gläser, mit schäumendem Champagner gefüllt, fröhlich aneinander klangen, stieg in's Mansardenstübchen in der Rue de la Madeleine ein Priester mit der hl. Wegzehrung empor, um einer Sterbenden jene Labung zu spenden, deren sie einzig und allein noch bedurfte, da ihr ja kein irdischer Arzt mehr zu helfen vermochte. In derselben Stunde, in welcher Henri Dubois sein höchstes Glück gewonnen zu haben glaubte — hatte Cölestine Valbrege ihr theuerstes, ihre heißgeliebte Mutter verloren.....

II.

Zehn Jahre waren vergangen. Wieder war es am letzten Abende des Jahres. Allenthalben gab es in der Seinestadt Festlichkeiten aller Art. Ganze Reihen hellerleuchteter Fenster verriethen die Festfreude im Innern der Häuser. Insbesondere galt dies von den prächtigen Palästen der Rue Richelieu, welche in ihrem Lichterglanze einer Reihe frölich lachender Gesichter glichen.

Seltsam — warum nicht auch das stattliche Palais Dubois? Hier war es unheimlich finster, unheimlich stille! Ein einziges Fenster beim Erker war matt erhellt, alle übrigen waren dunkel. Allerdings gab es auf der Hofseite, wo mehr Ruhe herrschte, als hier auf der belebten Straße, einige schwach beleuchtete Gemächer. Ein Stück der Straße vor dem Hause Dubois war mit Stroh belegt, ein Zeichen, daß ein Schwerkranker im Hause lag.

So war es auch. In einem prachtvoll eingerichteten Gemache von Reichthum und Luxus umgeben, sozusagen in einem glänzenden Rahmen, ganz dazu geeignet, nur ein heiteres Bild in sich aufzunehmen, bot sich ein Anblick, welcher jedes fühlende Herz mit Mitleid ergreifen mußte: In einem kostbar verzierten, mit Spitzen behangenem Bettlein, in Kissen aus hellbrauner Seide, lag ein Knabe von etwa sieben Jahren. Während das Köpfchen in Fiebergluth brannte, schüttelte der Frost die zarten Glieder, und die abgemagerten Händchen waren kalt wie Eis. Unstät flogen die Blicke des Kindes über die kostbar bemalte Decke des Gemaches, als sähe es dort etwas Beunruhigendes; völlig unbeachtet ließ es die reizenden Spielsachen, welche theils auf der reichgestickten Bettdecke, theils auf dem Elfenbeintischchen neben dem Bette lagen und wenige Tage vorher noch das Entzücken dieses hübschen Knaben, des Stammhalters der Familie, des einzigen Söhnleins des Vicomte Henri Dubois gebildet hatten.

Mit düsterer Miene schritt der Vicomte im Gemache auf und nieder. Die an das Krankenbett des Kindes berufenen Aerzte hatten ihm keine Hoffnung mehr gegeben; der von einem bösen Fieber schwer ergriffene Knabe war von ihnen aufgegeben worden. Mit ihm sollte des Vaters einzige, höchste Lebensfreude in ein frühes Grab sinken. Er rang die Hände. Von Zeit zu Zeit blickte er auf die kleine zierliche Stockuhr, welche vom Kamingesimse herüber von Viertelstunde zu Viertelstunde ihre silberhellen Schläge vernehmen ließ.

Der Vicomte erwartete das Eintreffen eines neuberufenen Arztes. Jede Minute konnte dasselbe erfolgen. Jetzt öffnete sich leise die Thüre, und ein Diener betrat das Gemach. Aber er meldete nicht den so sehnlich erwarteten Arzt, er brachte auf einer silbernen Tasse einen zierlich zusammengefalteten Brief. Derselbe war von Aglaye, der seit ihrer Verheirathung in Nancy lebenden Schwester des Vicomte, welche dieser dringend gebeten hatte, daß sie ihm in diesen schweren Tagen beistehe und die Pflege des kranken Lieblings überwache. Aber das Schreiben enthielt eine Enttäuschung; Aglaye mußte, so schwer es ihr fiel, dem Bruder die Bitte abschlagen — die Erkrankung ihres eigenen, einzigen Kindes hielt sie zu Hause zurück. Dagegen meldete kurze Zeit später derselbe Diener die Ankunft des Bruders im Hause, Vicomte Henri Dubois, welcher von seinen Besitzungen im reizenden Thale von Vaucluse herbeigeeilt war, um mit Rath und That beizustehen. Vicomte Bertrand Dubois war ein Mann von den edelsten Gesinnungen, und warm empfunden war die Theilnahme, die er seinem Bruder entgegenbrachte.

Ein Blick auf den kleinen Kranken überzeugte ihn, daß die Gefahr für das Kind auf das Höchste gestiegen sei.

„Armer Bruder!" klang es so recht aus seines Herzens Tiefe, und schweigend standen sich die beiden dann eine geraume Weile gegenüber. Mit Besorgniß ruhten Bertrands Blicke auf dem schwergeprüften Bruder. Wie hatte sich dieser verändert, seit er ihn zum letzten Male gesehen! Sein Antlitz war schmal und blaß geworden, seine Lebensfreude schien gänzlich dahin! Ach — Bertrand hatte es kaum geahnt — sie war seit fast zehn Jahren dahin; denn Henri hatte an der Seite der vergnügungs- und verschwendungssüchtigen Gattin das erhoffte Glück nicht gefunden. Valentine war ihm so

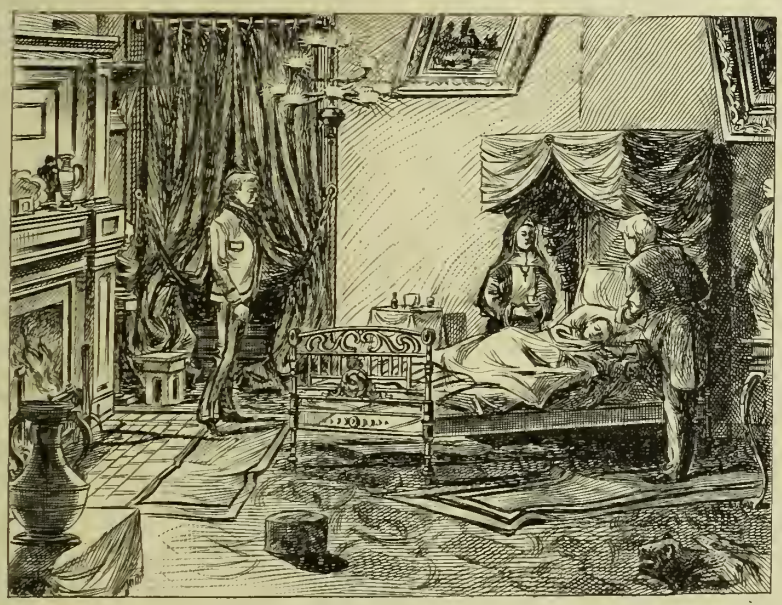
wenig eine treuliebende Lebensgefährtin gewesen, als sie ihrem einzigen Kinde eine besorgte Mutter war. Eine Erkältung, die sie sich auf einem Ballfeste zuzog, hatte ihr einen frühen Tod gebracht. Sie hatte dem Gatten durch ihre Liebloſigkeit die Trennung für immer leicht gemacht. Doppelt schwer sollte ihm aber nun das Scheiden von seinem Kinde werden!

„Armer Bruder! sagte Bertrand wieder und schloß den Tiefbekümmerten in seine Arme.

Dieser aber drängte den Bruder fast ungeduldig von sich, indem er seine Blicke auf die kleine Stockuhr richtete. „Wo nur der Arzt so lange bleibt!" rief er mit fieberhafter Aufregung, und dann wandte er sich mit vorwurfsvoller Miene zu Bertrand: „Und Du hast gar nicht daran gedacht, einen Arzt mitzubringen?"

Allerdings habe ich daran gedacht," entgegnete Bertrand sanft, „ich habe Dir den besten Arzt mitgebracht, der Trost bieten kann, wenn auch die anderen Aerzte ohnmächtig sind, ihn Dir zu spenden."

Bei diesen Worten schlug Bertrand den Thürvorhang zurück und eine hohe Frauengestalt im geistlichen Kleide einer jener Dienerinnen des hl. Vinzenz von Paul, deren edles, aufopferungsvolles Wirken die Ehrfurcht und Bewunderung einer ganzen Welt erweckt, trat in das Gemach. Schwester Felicitas war es, eines der gottbegeistertsten Glieder dieses Ordens, welche sich trotz ihrer Jugend in der Ausübung ihres Berufes bereits reiche Verdienste erworben hatte. Schon ihre Erscheinung flößte Ehrfurcht und Vertrauen ein. Ihre sanften Züge verriethen die edlen Gefühle ihres Herzens, tiefinnige Frömmigkeit und Engelsgüte, aus ihren blauen Augen leuchtete das milde Licht der Menschenliebe.



Als Henri's Blick auf die Eintretende fiel, glitt etwas wie Unwille über sein blasses Antlitz. Er war einer jener modernen Weltmänner, mit deren Lebensanschauungen sich religiöse Gefühle nicht in Einklang bringen lassen. Seit seiner Kindheit hatte er nicht mehr die Hände zum Gebete gefaltet; kein Zeichen des Heiles, kein Kreuz zierte die kostbar bemalten Wände der zahlreichen Gemächer seines Hauses, sowie er auch nie daran gedacht hatte, seinem Kinde zu lehren, die Hände zum Gebete zu falten.

Was sollte diese geistliche Schwester da? Es fehlte ihm ja nicht an Pflegerinnen seines Kindes, und das Eintreffen eines neuen Arztes stand ja stündlich bevor.

Ohne die Eintretende weiter zu beachten, wandte er sich nach kaum wahrnehmbarem Gegengruße zum Fenster und spähte nach dem ersehnten berühmten Arzte aus, während sein Bruder die Nonne zum Bette des kranken Kindes geleitete. In seinem Eifer, dem Kleinen die rechte Pflegerin zuzuführen, übersah Bertrand, daß sich in den Zügen der barmherzigen Schwester, als ihr Blick den Vater des Kindes traf, deutlich eine innere Bewegung ausdrückte. Diese währte jedoch nur kurze Zeit, schon wandte Schwester Felicitas mit der ihr eigenen Ruhe dem kleinen Kranken ihre volle Aufmerksamkeit zu. Jetzt drückte sich aber in ihrem feinen Antlitze tiefe Besorgniß aus, denn dem geübten Auge der unermüdlichen Pflegerin der Kranken war es sofort klar, daß hier menschliche Hilfe vergebens sei. Demungeachtet begann sie ohne Verzug mit allem Eifer ihres Amtes zu walten, kühlte dem fiebernden Kinde die Stirn, flößte ihm stärkende Arzenei ein und tröstete es durch sanften Zuspruch, indem sie ihm die Händchen faltete und ihm rührende Gebete vorsagte, daß der liebe Gott es nicht länger leiden lasse.

Das Kind blickte die neue Pflegerin verwundert an, es hatte bisher nicht die Hände zum Gebete falten gelernt, und es war ein erhebender und rührender Anblick, als die Nonne jetzt dem aufhorchenden Knaben von der Liebe und Güte Gottes und seinen Engeln im Himmel erzählte, die in ungeahnter Seligkeit den Strahlenthron Gottes umgeben.

„Ich möchte auch ein Englein werden," lispelte der Knabe und blickte die Schwester mit seinen dunklen Augen wie flehend an.

Mit tiefer Bewegung drückte die junge Nonne sein Köpfchen an ihre Schulter. „Wie Gott will, mein Kind," sagte sie sanft; „alle haben wir jenes sehnliche Verlangen, uns einstens mit den Engeln um den Strahlenthron des himmlischen Vaters zu versammeln."

„Werden wir dann auch Engel sein, wie sie zur Weihnachtszeit vom Himmel herabschweben, um den Kindern goldene Aepfel und Nüsse und die schönen Christbäume zu bringen?" fragte der Knabe, dessen schmales Gesichtchen bei dem beseligenden Gedanken, einer der schönen strahlenden Weihnachtsengel zu werden, wie er sie auf einem Bilde bei seinem kleinen Freunde René einmal gesehen, von einem süßen Lächeln verklärt wurde.

Auch Schwester Felicitas lächelte, und sie mußte dem Knaben von den Weihnachts- und den guten Schutzengeln erzählen, während doch der ernste, bleiche Todesengel dem Bettlein des Kleinen schon so nahe, ach so nahe stand!.....

Während Vicomte Bertrand mit tiefer Rührung dem liebevollen Zuspruche der Nonne lauschte, stand Henri mit wechselnder Ungeduld noch immer am Fenster. Er begann jetzt an die Scheiben zu trommeln und etwas wie eine leise Verwünschung kam über seine Lippen. Plötzlich wandte er sich zu seinem Bruder: „Siehst Du nicht, Bertrand," fuhr

er ihn mit bitterem Vorwurfe an, „siehst Du nicht, daß ich vor Angst vergehe, so lange der Arzt nicht gekommen ist? Sende doch einen Boten dahin oder mache Dich selbst auf den Weg, ihn herbeizuholen und sage ihm, mein halbes Vermögen gebe ich hin, wenn er mir den Knaben rettet, meinen Henri, mein einziges, heißgeliebtes Kind!“

Was sollte ein Arzt noch hier, wo die berühmtesten Aerzte keine Hoffnung mehr gaben? Demungeachtet zögerte Bertrand nicht, die dringende Bitte seines bedauernswerthen Bruders zu erfüllen, und mit ehrerbietigem Gruße gegen die geistliche Schwester verließ er wenige Minuten später das Gemach, um den von Henri so dringend herbeigesehnten Mann der Wissenschaft selbst hierher zu geleiten.

Nachdem sich die Thüre hinter Bertrand geschlossen, herrschte längere Zeit tiefe Stille in dem Gemache, welche nur durch das schwere Athmen des Kindes und das Herabträufeln des Wassers unterbrochen wurde, wenn Schwester Felicitas die kalten Umschläge auf die heiße Stirn des Kranken erneuerte.

Eben hatte sie ihm wieder einen Schluck kühlenden Getränkes gereicht und die Stirn mit frischen Umschlägen belegt und erzählte ihm, über seine Bitte, wieder so lieblich von den Engeln des Himmels, daß ein seliges Lächeln wie ein Sonnenstrahl über das Antlitz des Knaben flog — als Henri Dubois' Blicke auf ihr vom Kerzenlicht beschienenes Angesicht fielen. Eine jähe Bewegung ergriff ihn und ein leises Zittern überlief seinen Körper. Rasch wandte er seine Blicke weg, um sie jedoch in kurzer Zeit, von unwiderstehlicher Macht getrieben, ihr wieder zuzuwenden. Welche Aehnlichkeit!..... Sollte es möglich sein?! Er trat unwillkürlich ein paar Schritte näher und blickte ihr forschend in's feine, ruhige Antlitz. Jetzt aber entfuhr ein leiser Schrei seinen Lippen..... Die Schwester blickte empor und ihre Blicke begegneten denen des Vicomte.....

„Cölestine!“ stammelte dieser.

„Schwester Felicitas,“ gab sie ruhig und würdevoll zurück.

Es trat eine Pause ein..... Vicomte Henri Dubois hatte in der barmherzigen Schwester seine erste Braut, jenes Mädchen erkannt, welchem er irdischer Vortheile halber die Treue gebrochen, welchem er die helfende Hand versagte, als es gegolten hatte, ihrer schwerkranken Mutter beizustehen, die, während er seine prunkvolle Verlobung mit der vielbewunderten Marquise Valentine d'Evreux gefeiert hatte, hilflos gestorben war.

Es war eine seltsame Fügung Gottes, daß gerade Schwester Felicitas von ihrer Oberin an das Krankenbett seines Kindes beschieden worden war, und tiefbeschämt und verwirrt stand der Vicomte nun vor ihr; seine Blicke senkten sich zu Boden, und er wußte nichts zu sagen als: „Sie können sich nicht unglücklicher fühlen als ich es bin.“ Denn nach seinem Begriffe war sie in ihrer Stellung voll Mühen und Opfer doch nur ein beklagenswerthes Wesen.

Schwester Felicitas aber hob das Haupt mit fast königlicher Würde empor: „Ich fühle mich in meinem Berufe glücklich, Vicomte, überaus glücklich, und bewahrheite somit meinen klösterlichen Namen: Felicitas, die Glückliche, und ich würde von ganzem Herzen wünschen, daß Gott in seiner unendlichen Gnade auch Ihnen solchen Seelenfrieden bescheiden möge.“

Der Vicomte blickte sie verwirrt, fast verständnißlos an. Er verstand die Größe ihrer Gesinnung nicht, er konnte auch nicht begreifen, wie sie es über sich gewinnen konnte, ihn, der ihr Lebensglück zerstörte, so mild anzublicken, daß sie ihm überhaupt vergeben konnte und jetzt mit aller Liebe und Hingabe sich der Pflege seines Söhnleins widmete.

Aber von Sekunde zu Sekunde wuchs seine Erkenntniß, und er begann diesen hohen Christensinn allmählich zu verstehen; er begann zu erkennen, daß das Mädchen seiner ersten Liebe den Namen Cölestine, die Himmlische, wahrlich bedeutungsvoll getragen. Und als der Morgen anbrach, nach der Nacht, die er an der Seite der geistlichen Schwester am Krankenbette seines Lieblings zugebracht, da sank er vor ihr wie vor einer Heiligen in die Knie und flehte um Verzeihung und bat, daß sie seinem Kinde den Weg zum Himmel zeige.

Sie that beides mit freudigem Herzen. Es wurde ihr zur heiligen Aufgabe, dem Knaben, dessen Lebensstunden gezählt waren, den Weg zum Himmel zu zeigen. Sie wich keine Minute von ihm; sie wußte, daß er für diese Erde nicht mehr zu retten war, was auch der von Bertrand herbeigeholte Arzt mit trauriger Miene bestätigte — er mußte also für den Himmel gewonnen werden!

Und das Kind faltete die Hände und lauschte auf das Gebet der Nonne und ihre frommen Erzählungen von den Freuden des Himmels, und es lauschte und lauschte und streckte lächelnd seine Arme nach oben aus, als wollte es zu jenen lichten Höhen emporfliegen, wo die Engel mit den goldenen Flügeln wohnen, und mit diesem seligen Gefühle der Sehnsucht nach seiner himmlischen Heimat hauchte das Kind in den Armen seiner Pflegerin die reine Seele aus.....

Schwester Felicitas hatte ihre Aufgabe treu erfüllt. Gott hatte gewollt, daß, sowie einst ihre theure Mutter nicht mehr genesen, auch das Kind jenes Mannes dem Leben nicht erhalten bleiben sollte, der so herzlos an ihr gehandelt hatte.

Aber Henri erkannte auch, wie schwer er gefehlt und wie gerecht die Hand Gottes ihn getroffen. Mit dem Lichte des Glaubens, das am Sterbebette seines Kindes sein Herz mit aller Macht zu erhellen begann, war auch der Strahl der Erkenntniß in seine Seele gedrungen. Er verabscheute sein früheres Leben des Genusses und der Selbstsucht und wollte nun ein neues Leben beginnen. Was hatten Glanz und Reichthum fortan für einen Reiz für ihn? Der Anblick der Seligkeit im Antlitze der Nonne verrieth ihm, daß es ein höheres Glück gebe, wonach sein wundes Herz nunmehr lechzte. Er hatte von dem Orden der Trappisten gehört, deren Glieder sich selbst ihr Grab bereiten und bei strenger leiblicher Abtödtung ein ebenso strenges Schweigen beobachten. Auch er wollte schweigen, nachdem seine Lippen einst so bittere, treulose Worte gesprochen, und gar oft auch der Hohn über geistliche Dinge sie befleckt hatte.

So kam es, daß Henri Dubois alle seine Reichthümer seinem Bruder Bertrand vermachte und in kürzester Frist eines der eifrigsten Glieder dieses Ordens wurde, sowie Schwester Felicitas bald die Würde einer Oberin des Ordens, dem sie angehörte, bekleidete, und durch ihr wahrhaft heiligmäßiges Leben und Wirken die Bewunderung und rührendste Liebe und Verehrung ihrer Mitschwestern und aller, die sie kannten, in hohem Maße errang.

Aber noch etwas bleibt zu erzählen: Vicomte Bertrand Dubois hatte, als er eines Tages das Kloster der barmherzigen Schwestern besuchte, in welchem Schwester Felicitas als Oberin wirkte, eine junge Musiklehrerin daselbst gesehen, die gar heiter und frohgemuth ihres Amtes dort waltete, und welche ihm die Oberin als ihre liebe Schwester Leonie vorstellte.

Da nun Leonie Valbrege sich nicht dem geistlichen

Stande zu widmen beabsichtigte, sondern vielmehr große Sehnsucht empfand, die schöne Gotteswelt zu schauen und auf Kunstreisen als Pianistin die Früchte jahrelangen, unermüdlichen und von dem schönsten Erfolge gekrönten Fleißes zu ernten, so kam es, daß Bertrand, von ihrer Anmuth und dem seelenvollen Spiele der lieblichen jungen Meisterin hingerissen, Leonie bat, daß sie seine Gattin werde.

Da die ältere Schwester dieser Werbung freundlich zustimmte, so sprach auch Leonie mit freudigem Herzen ihr Jawort aus, und wurde in kurzer Zeit die glückliche Gattin des edelherzigen Vicomte Bertrand Dubois, welcher hiedurch in schönster Weise das Wort bei der Schwester derjenigen eingelöst hatte, das ihr sein unglücklicher — nunmehr aber glücklicher Bruder einst in treuloser Weise gebrochen.

Der Blumen Wettstreit.

Einst hatten Streit die Blümelein
Wohl ob dem schönsten Kleide,
Da luden sie den Gärtner ein,
Daß er den Zwist entscheide:
Wem von den Schwestern rings im Kreis
Der Schönheit und des Adels Preis
Als Königin gebühre.

Die Rose sprach mit stolzem Ton:
„Wem sollt' ich nicht gefallen?
Sieh' meinen Purpur, meine Kron',
Bin ich nicht schon vor Allen?
Mein Lob aus jedem Mund erklingt,
In ihren Kranz die Braut mich schlingt
Als Sinnbild holder Liebe."

„„Gern wählt' ich dich in deinem Glanz,
Du Rose, purpurrothe,
Wenn unter deinem Blüthenkranz
Der spitze Dorn nicht drohte;
Das Schöne, das das Aug' ergötzt,
Doch achtlos das Gefühl verletzt,
Kann nicht den Preis erringen.""

„Gewiß bin ich dann deine Wahl,"
Die Tulpe brach ihr Schweigen:
„Ich gleich' der edlen Frau im Saal,
Vor der sich Alle neigen;
Kostbarer Sammt und Farbenpracht
Sind meiner Hoheit bunte Tracht,
Ich trag' auch keine Dornen."

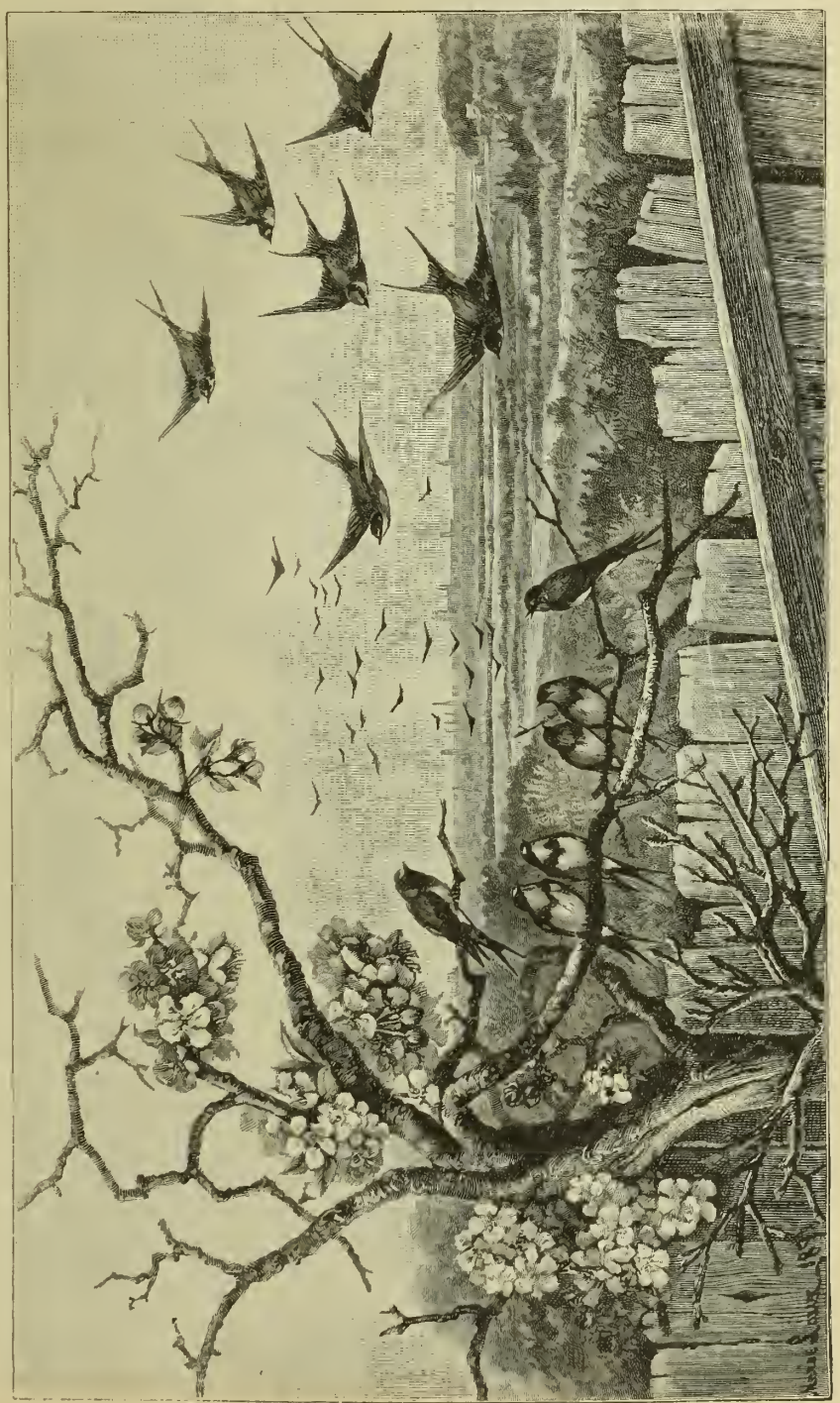
„„Der Tulpe bin ich gut und hold,
Sie ist des Gärtners Wonne,
Wie sie an Pracht und Farbengold
Wetteifert mit der Sonne;
Jedoch ihr Kelch des Duft's entbehrt,
Die Schönheit ohne innern Werth
Kann nicht den Preis erringen.""

Und einsam hinterm Rosenstrauch,
Gleich einem zagen Kinde
Die Lilie stand, geküßt vom Hauch
Der sanften Frühlingswinde;
Sie blühte schön, doch prahlte nicht,
Sie neigte still ihr Angesicht
Demüthig und bescheiden.

„„Bewirbst du dich nicht um den Preis,
Du süße, keusche Blume?
Und überstrahlest doch im Kreis
Die Schwestern all' an Ruhme?
Ob deiner Demuth, fromm und rein,
Und deinem Duft sei dir allein
Der Schönheit Preis verliehen.

„„Wie Morgenluft auf Bergeshöh'
Dein Wohlgeruch erquicket,
Mildschimmernd aus des Kelches Schnee
Dein gold'nes Herz aufblicket;
D'rum bist du auch der Jungfrau Bild,
Der Gottesmutter, rein und mild,
Du Lilie unter Dornen.""

G. Koob.



Frühling. Nach einer Zeichnung von Marie Laur.

Im kleinsten Raum' pflanz' einen Baum
Und pflege sein! Er bringt dir's ein!

Eine Betrachtung zu Nutz' und Frommen der Naturfreunde von Dr. philos. Fr. X. Eß.

Den Menschen auf der niedersten Bildungsstufe erscheint der Baumwuchs und besonders der in der unkultivirten Landschaft meist überwuchernde Wald überall als ein Hinderniß für die Kultur. Die theilweise Zerstörung des Waldes, um Acker- und Weideland zu gewinnen, ist daher geradezu die Vorbedingung für feste Ansiedlungen oder Niederlassungen, für Ackerbau und Viehzucht und überhaupt für alle wirthschaftlichen und sozialen Gestaltungen. Diese durch die Hand des Menschen bewirkten Veränderungen in der Vegetation (Pflanzenleben) der Erdoberfläche gehen dann in der Geschichte aller Völker unbemerkbar einher neben den sozialen, politischen und den allgemein wirthschaftlichen Entwicklungen, wenig beachtet oft von der Geschichtsforschung, aber dennoch von tief eingreifender Bedeutung für die Geschichte der Völker. Denn nur bis zu einer gewissen Grenze ist die Zerstörung des Baumwuchses vernünftig und wirthschaftlich gerechtfertigt: über diese Grenze hinaus wird sie unvernünftig und gemeinschädlich. Baumpflanzungen haben nämlich nicht allein eine privatrechtliche Bedeutung, d. h. eine Bedeutung für den einzelnen Bürger, hinsichtlich der Verwendung der Bäume zu Bau-, Nutz- und Brennholz, sondern es ist auch die Kulturfähigkeit ganzer Länder von einem vernünftigen Baumwuchse abhängig.

Unvernünftige Beseitigung der Wälder, wie sie hiezulande — besonders zur Zeit der Besiedlung Pennsylvanias — getrieben wurde und leider noch getrieben wird, bewirkt schädliches Abschwemmen des fruchtbaren Erdreiches von den Höhen und Gebirgen, führt Erdrutsche herbei, welche das Thal mit unfruchtbarem Gerölle aus Stein, Sand und Kies überdecken, befördert den allzustarken und daher schädlichen Wasserabfluß von den Höhen nach den Tiefen, so daß Ueberfluthungen der Thäler mit gänzlicher Trockenheit derselben abwechseln, vermindert ferner den Quellenreichthum und die Frische oder Feuchtigkeit des Erdreiches, gibt endlich den Winden allzufreien Spielraum und beeinflußt so in ungünstigster Weise das Klima des betreffenden Landes.

Mehr und mehr hat man denn auch die Schädlichkeit eingesehen, welche die allzuausgedehnte Verminderung des Baumwuchses nach den verschiedensten Seiten hin hervorrufen muß, und man hat da und dort — noch nicht aber hiezulande! — eine vollständige Umkehr in dieser Beziehung angebahnt. Besonders sind die Regierungen und Wald-Verwaltungsbehörden, Gesellschaften für Obstbaum-Anlagen und Verschönerungs-Vereine darauf bedacht, den Bestand an Bäumen und Wäldern nicht nur zu erhalten, sondern beständig zu vermehren.

Und mit Recht! Das Sprichwort, das ich an die Spitze dieser Betrachtung gestellt habe, ist ein wahres Wort, und ein Sprichwort ist ein geflügelt Wort, das für alle Zeiten gegolten hat, gilt und gelten wird.

Der Nutzen der Bäume, insonderheit aber der Obstbäume ist nämlich ein sehr mannigfaltiger. Bevor ich dies hier im einzelnen nachweise, will ich — und dies zugleich zum Beweise dafür, daß ein Sprichwort für alle Zeiten gilt — eine Fabel des deutschen Dichters Pfeffel hieher setzen. Sie lautet wörtlich:

„Ein Knabe aß, wie viele Knaben,
Die Datteln für sein Leben gern,
Und um des Guten viel zu haben,
So pflanzt' er einen Dattelkern
In seines Vaters Blumengarten. —
Der Vater sah ihm lächelnd zu
Und fragte: Datteln pflanzest du?
O Kind, da mußt du lange warten!
Denn wisse, dieser edle Baum
Trägt oft nach zwanzig Jahren kaum
Die ersten seiner süßen Früchte! —
Karl, der sich dessen nicht versah,
Stand anfangs ganz betroffen da.
Doch bald mit fröhlichem Gesichte
Ruft er: Das soll mich nicht verdrießen!
Belohnt die Zeit nur meinen Fleiß,
So kann ich ja dereinst als Greis,
Was jetzt der Knabe pflanzt, genießen. —
Wie manchen Mann beschämt nicht dieser Knabe!

Der Nutzen der Baumpflanzungen, d. h. sowohl der Obst- als auch der Waldbäume ist, wie ich oben sagte, ein sehr mannigfaltiger, ein direkter oder unmittelbarer und ein indirekter oder mittelbarer.

Der erstere zeigt sich im allgemeinen im Holz: Brennholz und Nutzholz, in den Blättern, Blüthen und Früchten, welch letztere theils als Nahrungs-, theils als Genußmittel zu betrachten sind; sodann im besondern für die Küstengegenden, Wüsten, Ebenen und Gebirgsgegenden.

Der indirekte Nutzen äußert sich in materieller Hinsicht, wie z. B. für die Gewinnung von Seide, Honig u. A., und für das Klima und die Feuchtigkeit des Landes, und in ästhetischer Beziehung durch seinen Einfluß auf Auge und Herz, Gemüth und Geist.

Führen wir dies nun im einzelnen näher aus!

Der direkte Nutzen der Bäume ist zunächst ein allgemeiner. Das Holz wird zu verschiedenen Zwecken gebraucht.

Als Brennholz hat es zwar heutzutage nur eine untergeordnete Bedeutung, weil es infolge der überhand genommenen Verminderung des Baumwuchses in manchen Gegenden zu theuer geworden ist und durch andere Brennmaterialien, wie Stein- und Braunkohlen, Torf u. A. hat ersetzt werden müssen. Immerhin aber wird in vielen Ländern das Holz noch immer ausschließlich als Feuerungsmittel verwandt und ist auch neben jenen Ersatzmitteln nicht ganz entbehrlich geworden. Und wie sollten wir heute Kohlenlager haben, wäre die Erdoberfläche nicht in der Urzeit mit Wäldern bedeckt gewesen, die sich zu Kohlen verwandelt haben? Zwar haben die Gelehrten ausgerechnet, daß weder wir noch unsere nächsten Nachkommen diese Kohlenlager ausschöpfen werden, aber einmal müssen diese doch zu Ende gehen. Was aber dann? Ist es nicht unsere Pflicht, auch in dieser Beziehung für die Nachwelt zu sorgen? Oder haben wir ein Recht, dem französischen Könige nachzubeten: Après nous le déluge! Nach uns die Sündfluth? d. h. Was geht uns die Zukunft an! Nein, im engsten Raum pflanz' einen Baum! Wenn er dir persönlich auch nichts einträgt, die zukünftigen Geschlechter werden dafür dein Andenken segnen!

Weit wichtiger aber als Brennholz ist der Baum für uns als Nutzholz. Jedermann weiß, welch wichtige Rolle der Baum spielt beim Bau von Häusern, Möbeln, Hausgeräthen und Schiffen; vor allem aber bei der Verfertigung von Werkzeugen und Gefäßen, und man kann geradezu sagen, daß der Mensch bei keiner seiner Verrichtungen, ja selbst nicht einmal, wenn er gar nichts thut, nämlich beim Spazierengehen, das Holz gänzlich entbehren kann. Betritt er dieses Jammerthal, so braucht er das Holz als Wiege, tritt er aus dem Jammerthale hinaus in die Ewigkeit, so braucht er es wieder als Sarg.

Auch in der Industrie findet das Holz eine weit ausgedehnte Verwendung. Es gibt nicht nur Stoff zur Papierbereitung her, sondern auch zur Färberei, zum Flechten und zur Schnitzerei. Wer denkt hiebei nicht an die Kleinodien, die im fürstlichen Hause wie im Hause Gottes zu finden sind. Kruzifixe, Stationentafeln, Statuen, Chorstühle und dergleichen! Ferner wird der Baft der Bäume zu Geweben und Geflechten, die Rinde zum Gerben, zur Herstellung von Korken und selbst als Gewürz (Zimmetbaum) und Heilmittel (Chinarinde) benützt. So erklärt es sich denn auch wohl, daß das Holz, sei es Nutz- oder Brennholz, zugleich einen hervorragenden Handelsartikel bildet, wovon besonders einige Staaten unserer Union ein lautes Lied singen können.

Ferner verdanken wir auch den Blättern der Bäume manchen Nutzen. Man verwendet sie längst als Heilmittel: Brustkranke müssen in Fichtenwäldern spazieren gehen, Rheumatische und Gichtische nehmen Bäder aus Fichtennadeln, Andere solche aus Walnußblättern — Lorbeerblätter werden als Gewürz in der Küche gebraucht, Buchenblätter als Streu in den Ställen und als Dung für die Wälder selbst und die Felder, und ich erinnere mich wohl noch, daß arme Leute im Dorfe den Strohsack mit Laub stopften. Ferner benützen wir das Laub zum Schmucke der Häuser (Pfingstmaien) und Kirchen (Frohnleichnamstag), und wie schön belohnt nicht der Baum unsere Pflege durch seinen Schatten, wenn die Sonne ihre glühenden Pfeile zur Erde sendet, oder durch seine erquickende Kühle, wenn der Abend auf die Erde herabsinkt, und endlich dadurch, daß er, wie andere Pflanzen, den zum Athmen nöthigen Luftstoff-Wechsel im Auftrage des weisen Schöpfers der Natur herbeiführt!

Weiter erfreut uns der Baum durch den herrlichen Duft seiner Blüthen im Wonnemonat Mai, der selbst die bedrückteste, kummervollste Menschenbrust weitet und, sei es auch nur für einen Augenblick, sie ihr Elend vergessen läßt. Aber wie viel würde uns erst zum Leben fehlen, wenn wir die Früchte der Bäume nicht hätten! denn dieselben haben nicht nur als entbehrliches Genuß- oder Luxusmittel, sondern auch als Nahrung eine hervorragende Bedeutung.

Neben den vielen Genußmitteln, die wir von den Obstbäumen haben, nenne ich hier nur den Kaffee und den Kakao, die Citrone, die Muskatnuß und die Gewürznägelchen. Zu den Nahrungsmitteln gehören die meisten unserer Obstarten, die hier aufzuzählen Zeit verschwenden hieße. Dafür nenne ich die Frucht des Brodbaumes, die als Nahrungsmittel besonders für die Bewohner der australischen Inselwelt wichtig ist, gerade wie die Bananen für Ostindien und die Palme für eine ganze Reihe von Ländern unentbehrlich sind, während die Früchte der Dattelpalme allein die Wüste bewohnbar machen. Sodann sind die Feige und die Olive zu erwähnen, wie auch die Früchte der Eiche, die nicht nur zur Mästung des Schweines sondern auch geröstet und gemahlen statt Kaffee für Brustkranke verwendet werden, sowie die Früchte der Buche, die ein sehr schmackhaftes Oel für Salat u. A. abgeben.

Dies der Nutzen der Bäume im allgemeinen. Auch im besonderen haben die Bäume mancherlei Werth.

An flachen Küsten, wo der Strand mit Sand bedeckt ist, den der Wind leicht an's Ufer weht und hier zu langen Hügelketten — Dünen genannt — aufhäuft, ist die Anpflanzung von Bäumen geradezu eine Lebensfrage für die Bewohner. Denn ohne Baumpflanzungen wachsen oder, besser gesagt: wandern die Dünen landeinwärts und begraben unter ihren Sandmassen fruchtbare Landstriche, wie es z. B. früher an der Westküste Frankreichs der Fall war. Baumpflanzungen aber, die die bereits vorhandenen Dünen befestigen und am weitern Vordrängen hindern, schützen zugleich auch das Land vor verheerenden Einbrüchen des Meeres, wie z. B. die Mangrove-Wälder an den Flachküsten der Tropen. Diese Wälder treiben dichte Luftwurzeln, die sich zur Erde neigen, hier wieder Wurzel fassen und so ein undurchdringliches Dickicht bilden. Doch wir brauchen nicht erst in die Tropen zu gehen. Wer unter den Lesern aus einer Flußgegend in Deutschland stammt, z. B. aus dem Rheinthal, der wird wissen, welch unübertreffliche Dienste dort der Weidenbaum dem Menschen leistet. Die Stämmchen werden sammt den Aesten und Zweigen abgeschnitten, in Büschel — Faschinen genannt — von zwanzig bis dreißig Fuß Länge gebunden, am Ufer des Flusses niedergelegt und mit Steinen beschwert und auch umgeben und bilden so eine starke Schutzwehr gegen das Einbrechen des Wassers, dem Steine allein weit weniger widerstehen können. Dazu kommt, daß die im Wasser liegende Weide im Frühjahr wieder ausschlägt; die neuen Aeste fassen dann im Ufergrunde oder in den Steinritzen Wurzel, und die ganze Böschung gewinnt so an Halt und Festigkeit.

Ich habe oben die Wüsten genannt. Kleine Strecken fruchtbaren, wasserreichen Landes in den Wüsten nennt man bekanntlich Oasen, und ihr Werth ist unschätzbar. Nun, das Bestehen dieser Oasen hängt nicht nur von ihrer tiefen Lage

ab, sondern auch davon, daß zahlreiche Bäume in den Oasen dem Eindringen des feinen Flugsandes wehren und das Austrocknen der Quellen verhindern. Diese Quellen sind aber für die Karawanen geradezu eine Lebensfrage, da man es bis heute noch nicht fertig gebracht hatte, beim Eintritte in die Wüste soviel Wasser mitzuführen, daß man damit bis zum Austritt aus der Wüste reichen würde, und auch das Schiff der Wüste, das Kameel, sich nicht auf den ganzen Weg mit Wasser versorgen kann. So erscheint die uraltberühmte Oase Siwah in Afrika — der König Alexander der Große besuchte sie, und sie war damals dem Gotte Jupiter Ammon geweiht — mit ihren reichen Dattel-, Oliven- und Feigen Gärten in dem gelben Wüstensande wie ein Smaragd auf Goldgrund, und so wie auf Siwah wird überall in den Oasen jeder Fußbreit bewässerungsfähigen Bodens sorgfältig benutzt und möglichst dicht mit Dattelpalmen, Aprikosen-, Pfirsich- und Granat-Bäumen bepflanzt, welche den Anbau und die Pflege tausendfältig vergelten. Wie aber für die Wüsten, so hat auch der Baumwuchs für die Ebenen überhaupt eine große Bedeutung, indem er die Gewalt der Winde bricht oder doch aufhält und so das allzuschnelle Austrocknen des Landes oder Erdreiches verhindert.

Endlich genießen auch ganz besonders die Gebirgsbewohner den mannigfaltigsten Nutzen durch Anpflanzung von Bäumen. Denn nicht nur bilden die sonst kahlen und unfruchtbaren Gegenden durch ihren Holzreichthum für die Gebirgsbewohner eine bedeutende Einnahmequelle — ich erinnere nur an die Flößerei im Schwarzwalde, — sondern der Wald verhindert auch die Wegschwemmung des fruchtbaren Erdreiches von den Höhen und Abhängen, hält die Erdrutsche zurück, welche die Thäler mit Gerölle bedecken und den Fleiß der Bewohner auf Jahre hinaus, wenn nicht gar auf immer, vernichten, hemmt ferner den allzustarken Abfluß des Wassers von der Höhe nach den Thälern — auch dadurch können ganze Länderstrecken in unsägliches Elend gebracht werden — und vermindert endlich selbst die Gewalt der herabstürzenden Lawinen, deren verheerende Wirkung der Leser gewiß kennt.

Es ist also eine reiche Fülle des Segens und Nutzens, womit Baumpflanzungen die Mühe des Menschen mittelbar belohnen. Aber damit ist es noch nicht genug! Zu diesem mittelbaren Nutzen gesellt sich auch noch ein unmittelbarer, der nicht weniger bedeutend ist. Dieser Nutzen ist zunächst ein materieller.

Der Maulbeerbaum lohnt dem Menschen die Pflege dadurch, daß die Seidenraupe von seinen Blättern lebt und uns dafür die kostbare Seide liefert. Die Blätter der Eiche, die von der Gallwespe angestochen sind, liefern die zur Herstellung der Tinte nöthigen Galläpfel. Was wollten wir heute in diesem tinten-kleckfenden Zeitalter ohne Tinte anfangen?... In den Blüthen der Linden und anderer Bäume finden die Bienen die reichste Nahrung und erfreuen uns dafür mit ihrem süßen Honig. Nachher wird dann die Blüthe der Linde zu Lindenthee verwendet und wird als bruststärkend und schweißerregendes Heilmittel gebraucht. Die Blüthe des Hollunderbaumes wird mit leichtem Weizenteig umwickelt und zu Küchlein gebacken, die so süß schmecken, daß mir schon beim Gedanken an dieselben das Wasser im Munde zusammenläuft und ich noch heute als alter Knabe stundenweit barfuß im Walde über Stein und Dorn rennen würde, wüßte ich dort einen blühenden Hollunder! Dabei will ich, da ich doch einmal nun schon den Mund voll Wasser habe, auch des schmackhaften Hollunder-Breis nicht vergessen, der aus den reifen Früchten dieses Baumes bereitet wird. Hätte es zu des seligen Esau Zeiten Hollunder in der Nähe gegeben, so hätte Jakob das Recht der Erstgeburt seinem schleckerhaften Bruder gewiß nur mit einem Hollunderbrei abkaufen können! Auch der Hollunder-Thee ist bekannt.

Hierher gehört auch der Nutzen, den uns viele Bäume durch ihre Säfte verleihen. So gewinnen wir Oel aus der Olive, der Oelpalme und, wie bereits erwähnt, der Buche. Die Oelpalme hat außerdem dadurch, daß ihr Saft zur Bereitung von Seife vorzüglich tauglich ist, infolge des zunehmenden Verbrauchs dieses Artikels (nämlich der Seife) eine großartige Bedeutung gewonnen. Andere Bäume liefern Harze, Kautschuk und Gutta-Percha und andere Wein, wie der Apfel- und Birnbaum, die Birke und die Palme. Endlich gewährt uns der Wald den mannigfaltigsten Nutzen auch dadurch, daß er dem Wilde, das unsern Tisch mit saftigen Bissen, den Körper mit wärmendem Pelzwerke und das Wohnzimmer mit allerlei Schmuck versorgt, zum liebsten Aufenthaltsorte dient.

Einen bedeutenden materiellen Gewinn ziehen wir auch aus dem günstigen Einflusse der Bäume auf das Klima und den Wasser-Reichthum der Erde. Dieser Punkt ist leider Vielen noch ganz und gar unbekannt, und doch ist er von so großer Wichtigkeit. Die Bäume bilden die großartigste und zugleich unerschöpfliche Quelle für den unentbehrlichen Sauerstoff in der Luft und damit eine Quelle für unsere Gesundheit und unser Wohlbefinden, und indem sie die Feuchtigkeit aus der Luft einziehen und ansammeln und der austrocknenden Thätigkeit wirksam entgegen arbeiten, beeinflussen sie zugleich in höchst günstiger Weise das Klima und die feuchten Niederschläge aus der Luft. So ist es z. B. an der Hand von Zahlen erwiesen, daß es in Egypten mehr regnet, seitdem Mehemed Ali in großer Anzahl dort Bäume hat anpflanzen lassen. Auch für Amerika könnte man dies beweisen, wenn auch nur umgekehrt, nämlich daß es in baumlosen Gegenden Monate lang keinen Tropfen regnet und so der Werth des Bodens dort rapide fällt, was manchen Farmer an den Bettelstab bringt.*)

Mit dem Regen hängt wiederum der Reichthum an Quellen und die Höhe des Grund- oder Bodenwassers, wie überhaupt die Frische des Bodens oder die Kulturfähigkeit der Länder auf's innigste zusammen. Kein Wunder also, daß die allzu ausgedehnte Zerstörung der Bäume, besonders der Waldbäume, für viele Länder, wie z. B. für Frankreich, sehr verhängnißvoll geworden ist, und für andere, wie z. B. für gewisse Staaten unserer Union, noch verhängnißvoll werden wird.

Die Berge und die Gebirge sind die von der Mutter Natur bereit gestellten Sammelkessel für das Wasser, das von den Bäumen theils aus der Luft gesogen, theils von ihnen an die Erdoberfläche herangezogen wird. Nach dem Naturgesetze der Schwere drückt dann die Wassermasse in diesen Natur-Reservoirs abwärts, durchklüftet den Berg und

*) „Das Schicksal der Insel Trinidad. — Die von der Verwaltung des Botanischen Gartens der Antillen-Insel Trinidad herausgegebenen Jahresberichte lassen erkennen, daß der Regenfall auf der Insel langsam, aber ständig abgenommen hat. In den zehn Jahren 1862—1871 betrug der jährliche Regenfall noch durchschnittlich 158,7 Kubikmeter, 1872—1881 nur noch 157 und 1882—1891 nur 154,5. Der letzte Bericht glaubt, wenn das so fortgehe, könne man schon jetzt die Zeit berechnen, in der die Insel Trinidad eine Wüste sein werde, gleich der Sahara. Auch hier, wie so vielfach, liegt die Ursache der Verminderung des Regenfalles in der sinnlosen Vernichtung des Waldes."
(„New Yorker Staats-Zeitung", 7. März 1897.)

tritt am Fuße des Berges zum Vorschein als Quelle, aus der durch die Vereinigung mit einer andern Quelle der Bach, aus diesem der Fluß und aus diesem der Strom wird, der dem Meere die nöthige Nahrung jahrein jahraus zuführt. Wie nun, wenn durch Abholzung der Höhen eine Sammlung des Wassers unmöglich gemacht würde? Wo blieben da die Segnungen der Wasserläufe, wo endlich die Meere? Dieser Gedanke ist von größerer Tragweite, als sich der Leser nur denken kann.

Zu diesem materiellen Nutzen, der sich in Geld und irdische Wohlhabenheit umwechseln läßt, gesellt sich aber auch der ästhetische Nutzen der Bäume.

Wie öde kommt uns nicht eine Landschaft vor, in welcher weit und breit kein Baum, kein Strauch zu sehen ist! Wie farbenprächtig dagegen und anmuthig wird jede Gegend durch Obstbäume. Der Wald! Wie traulich schauen nicht die rothen Ziegeldächer und die weißgetünchten Häuser des Dorfes zwischen seinen Obstbäumen hervor! Wie herrlich prangt nicht das Gebirge im Schmucke seiner Wälder von Eichen, Buchen, Tannen! Und wenn der Frühling mit seinen duftenden Blüthen der Erde ein „schimmernd Brautgewand" webt, da heißt es mit vollem Rechte:

„Die Welt wird schöner mit jedem Tag —
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden!
Es blüht das fernste, tiefste Thal —
Nun, armes Herz, vergiß die Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden!"

Da durchdringt unser Herz das Gefühl tiefster Bewunderung und innigster Dankbarkeit gegen den lieben Gott, und fröhlich stimmen wir ein in den Ruf:

„O, wunderschön ist Gottes Erde
Und werth, darauf vergnügt zu sein!

Es ist natürlich, daß die Bäume bei ihrer umfassenden Bedeutung von jeher auf das Gemüth des Menschen eingewirkt und dasselbe mit eigenthümlichen Gedanken und Ahnungen erfüllt haben. Von allen lebenden Wesen ist der Mensch allein aufrecht erschaffen, die Thiere aber mit dem Kopfe zur Erde geneigt. Die Erde ist ihre Bestimmung, des Menschen Bestimmung aber ist der Himmel. An diesen mahnt ihn der Baum, der mit seinem Gipfel kerzengrade wie als ein stummer, dafür aber um so beredeterer Finger gen Himmel weist, von dem ihm das Leben, das ist Licht und Luft, kommt. Und wie schmerzlich berührt es nicht unser Herz, wenn wir einen Baum sehen, dem der Weg zur lichten Höhe versperrt ist, oder ein Bruderpaar von Bäumen, deren einer dem andern Licht und Luft nimmt, so daß der letztere mit fast übermenschlicher Kraft um sein Dasein kämpft.

Lorbeerkranz und Palmenzweig sind der schönste Schmuck des Sieges nicht nur in der männermordenden Schlacht, sondern auch des Sieges auf den unblutigen Gebieten der Kunst und Wissenschaft. Ja, sie zieren auch den Sarg dessen, der den Kampf des Lebens siegreich ausgefochten hat. Den Ruheplatz der Todten aber schmücken am liebsten die Cypresse und die schwermüthige Trauerweide, die düstere Tanne und die schattige Linde. Die Tanne ist es auch, die in erster Linie uns Deutschen das hochheilige Geburtsfest des Weltheilandes verschönern hilft. Ihre immer grünen Nadeln sind uns das Sinnbild der Hoffnung, die mit Christi Geburt in das Herz der Menschheit einzog, und ihr harziger Geruch ein Sinnbild des Gebets und der guten Werke, die wie Wohlgerüche zum Herrn emporsteigen.

Die meisten und schönsten Beziehungen zum Menschenleben bieten aber die Eiche und die Linde dar. Mark und Fülle zeigt der Wuchs der Eiche in dem trotzigen Zickzack ihres Geästes, in den machtvollen Krümmungen ihres knorrigen Stammes, in ihren tiefgreifenden Wurzeln. Darum ist auch der Eichbaum ein treffendes Sinnbild der Kraft und Stärke, der Dauerhaftigkeit und Treue, ein Sinnbild männlichen Ernstes und männlicher Tüchtigkeit, die auf das kleinliche Getriebe der hundert und hundert Zwerge der Wirklichkeit ebenso gelassen und geringschätzend herabschaut, als die feste Eiche auf die Baumzwerge, die ob jedem Lüftchen ein geschäftiges Geschrei erheben. Fährt aber dann ein kräftiger Wind durch die dichtbelaubten Zweige und brechen sich die Luftwellen an den starken Blättern, dann erfüllt ein mächtiges, geheimnißvolles Rauschen die Luft, und die Heiden des Alterthums glaubten aus ihm die Stimmen der Götter und der Zukunft entnehmen zu können. In den heiligen Eichenhainen hielten die alten Deutschen ihre Gottesdienste, und die Priester der Kelten — Druiden — weissagten aus dem Rauschen der Eichen.

Ein Kranz von Eichenlaub war von jeher eine Ehrengabe für Sieger, und wo sich ein Denkmal erhebt, da begegnen wir auch jederzeit dem Eichenzweige als einem treffenden Symbol. Der deutsche Dichter Klopstock, der unsterbliche Sänger des Messias, erhob durch seine Dichtungen die Eiche zum deutschen Baum, und andere Dichter folgten ihm darin nach. So sagt z. B. der Dichter Leonhard Wächter (Veit Weber) in dem schönen Gedichte „Unser Vaterland":

„Kennt ihr das Land, so wunderschön,
In seiner Eichen grünem Kranz?
... Das schöne Land ist uns bekannt:
Es ist das deutsche Vaterland."

Und Nikolaus Lenau in „An mein Vaterland" (Abschiedsgedicht):

„Mir ist, ich hör' im Winde geh'n dein heilig Eichenlaub,
Wo die Gedanken still verweh'n den süßen Stundenraub."

Und Max von Schenkendorf in „Frühlingsgruß an das Vaterland":

„Wo die hohen Eichen sausen, himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen: alles das ist deutsches Land."

Verdient die Eiche dieses Lob? Steht sie nicht stolz und kühn emporgerichtet da, ein Sinnbild freien, muthigen, deutschen Strebens und deutscher Manneskühnheit, so daß wir mit Staunen und Ehrfurcht zu dem herrlichen Baume emporblicken, der uns selbst überdauert und an dem sogar Jahrhunderte machtlos vorüberziehen? Bleibt sie uns nicht eine Mahnung, der alten, ritterlichen Zeiten zu gedenken, wo Muth und Kraft die deutsche Heldenbrust schwellten — eine beständige Aufforderung, festzustehen im Kampfe für die heiligsten Güter, die das alte Vaterland uns vererbte, festzuhalten im ernsten Ringen und Streben des Mannes?

Auch die Linde verdient der Erwähnung. In ihrem geschmeidigen Wuchse, dem prächtigen Laubkleide und dem lieblichen Dufte ihrer Blüthen vereinigt die Linde Kraft mit weiblicher Anmuth und Würde. Trotz ihres Alters bleibt sie stets jung an Reiz und Schönheit. Darum fühlt sich auch Jeder zu ihr hingezogen, und darum wird sie auch gern dazu genommen, unsere Wohnstätten zu schmücken oder als Erinnerungszeichen an wichtige Begebenheiten zu dienen. So steht die Linde, ein wahrer Laubpalast, mitten im Dorfe, ein Kreuzbild überdachend. An ihrem Fuße sprudelt aus dem moosumgrünten Holzrohr ein labender Quell, der das

Dorf mit kühlem Trinkwasser versorgt. Unter der Linde versammelt sich die heitere Jugend zu munterem Spiel oder in später Feierstunde das Alter zu ernstem Gespräche. Im freien Felde bietet die Linde den Schnittern Schutz gegen den Regen oder einen angenehmen Ruheplatz zur Mittagsstunde. Oft steht sie auch auf einsamer Höhe, eine Kapelle beschützend, und hat der fromme Wanderer an heiliger Stätte gebetet, so genießt er von der Bank unter der Linde aus die liebliche Aussicht oder lauscht dem schmelzenden Schlage der Nachtigall, die sich im Laubdache der Linde verborgen hält. Die meisten deutschen Volkslieder sind unter der Linde Schatten entstanden, unter ihren Zweigen gesungen worden — die Linde ist der Baum der Lieder geworden.

Die Bäume wirken auch auf unser geistiges Leben ein. So erkennen wir die klassische Formenstrenge der antiken Poesie unschwer wieder in den fast geometrisch regelmäßigen Formen der Cypresse, der Fichte und der Palme, und es steht außer Zweifel, daß die gothische Baukunst, der wir so manches erhabene Gotteshaus verdanken, in der Ausführung im einzelnen das künstlerische Abbild des hochstämmigen deutschen Laubwaldes ist, wenn auch der Ursprung der gothischen Baukunst in der Anwendung mechanischer Prinzipien liegt.

Endlich möchte ich auch noch auf die Bedeutung der Baumanpflanzung für unsere gefiederten Sänger hinweisen, begnüge mich aber, kurz zu sagen, daß mit der Ausrottung der Wälder die Vertreibung der Vögel Schritt in Schritt geht.

Wenn uns also die Bäume nicht nur allerlei materielle Vortheile und Genüsse verschaffen, sondern auch auf's tiefste in unser Gemüths- und Geistesleben eingreifen, so verdienen sie gewiß in hervorragendem Maße unsere Aufmerksamkeit und Beachtung! Ja, man kann geradezu sagen, daß eine Vernachlässigung der Baumzucht für ein Volk gleichbedeutend ist mit einer absichtlichen Schädigung seiner äußeren und inneren Interessen, während umgekehrt ein Volk, welches der Baumzucht eine wohlverstandene Beachtung und Mühe schenkt, aus dieser Mühe immer neue Anregung für seine weitere Entwickelung und eine dauernde Stärkung seiner Vaterlandsliebe gewinnen wird.

Der kleine Doktor. Nach dem Oelgemälde von L. von Gelder.

Einem Kinde.

1.

Laue, linde Frühlingslüfte,
Tragen frische Tannendüfte
Durch die klare Maiennacht;
Und im Parke, traumestrunken,
Spielen tausend gold'ne Funken
Durch die süße Blüthenpracht.
Sieh', im Dunkeln, wie sie funkeln,
Um die Rosen voller Thau.
Horch, wie Schwirren, Surren, Munkeln,
Zieht's herauf aus Wald und Au'.

2.

Sind die kleinen Blumengeister,
Ausgesandt vom hohen Meister
In die blühend schöne Welt.
Wie sie fröhlich sich beeilen,
Hier geknickte Blättchen heilen,
Dort den Strauch, vom Wind zerschellt;
Nun die nassen Aeuglein küssen,
Die versteckt im Grase blau'n;
Dann die stolzen Lilien grüßen,
Höfisch fein wie hohe Frau'n.

3.

Sieh', das Elend stets zu mindern,
Und den tiefen Gram zu lindern,
Kindchen, ist auch dein Beruf
Auf der weiten, grünen Erde,
Wo an mancherlei Beschwerde
Krankt der Mensch, den Gott erschuf;
Fein bescheiden, hülfreich, heiter,
Froh und gut, du kleine Maid,
Web' auch du in gottgeweihter
Lieb' und Lust dein Himmelskleid.

J. Rothensteiner.

Die alte Handschrift.

Ritter Lubert von Swansbell.

Geschichtliche Erzählung von C. A. Schlüter.

Es war im Jahre 1490, in der Gemeinde Horstmar, nordöstlich von Dortmund. In seiner Werkstatt meißelte der alte Bildschnitzer Rolf an einem Muttergottesbilde mit dem Jesukinde. Junker Lubert von der benachbarten Burg Swansbell, Sohn des Ritters Erik, ein schöner, blasser Jüngling von sechzehn Jahren, saß in seiner Nähe. Er hatte auf der Jagd den Fuß schlimm gebrochen und konnte nur mit Schmerzen an der Krücke umhergehen.

„Das Bild ist für die Kirche zu Nordlünen", sagte Rolf, „Herr Jost von Frydag hat es bestellt und bezahlt es. Es ist wegen eines Gelübdes, das hat der fromme Herr gemacht für seinen Sohn, Junker Gerhard, der voriges Jahr nach Livland geritten ist, zu kämpfen gegen die Heiden."

„Das Bild gelingt auch sehr schön, Meister Rolf, möge die heilige Mutter Gottes Junker Gerhard beschützen; ich habe ihn sehr lieb und wäre gern mit ihm gezogen. Aber ich war noch zu jung und zu dumm; jetzt sitze ich hier und Gott weiß, ob ich jemals ein Schwert schwingen kann. — Doch Meister, wie macht Ihr es nur, so schöne Bilder ohne Vorbild aus dem Holze zu hauen?"

„Junker, dazu braucht Ihr zuerst ein gutes Stück Lindenholz oder, wie in diesem Falle, Eichenholz. Dazu muß man ein Bild im Kopfe und im Herzen haben und auch fleißig beten. Sonst wird das Bild nicht andächtig, allenfalls gut für die Gaffer, aber nicht für fromme Christenleute."

„Nun sagt, Meister Rolf, wollt Ihr mich zum Lehrling annehmen? Ich werde wohl noch lange kein Pferd besteigen können, vielleicht niemals. Der Herr Vater wünscht wohl, ich sollte Latein lernen, könnte dann ein Stiftsherr in Köln oder Kappenberg werden, wenn Gott mich nicht zum Ritter bestimmt hätte. Da habe ich es versucht, der Herr Pfarrer gab mir Unterricht, aber da ist die Rede von Kasibussen und Verbummen, daß mir die Haare zu Berge stehen. Darum hoffe ich auch zu Gott, daß er mir Gesundheit und gerade Glieder wiedergebe."

Rolf erwiderte: „Bilderschneiden ist nicht ritterlich, Junker, aber ich denke, es schändet auch nicht, sonst hätte es Sankt Bernward nicht gethan, war doch von hochedlem Geschlechte und Bischof von Hildesheim. Es ist ein eigen Ding: der edle Junker will Bilder schnitzen, mein eigener Junge wollte es nicht und jetzt beschlägt er Pferde."

„Jedem nach seiner Eigenheit. Ihr könnt doch auf Lambert stolz sein. Er war mein guter Spielkamerad, und wenn ich einen Bruder hätte, der könnte mir nicht lieber sein."

So wurde Junker Lubert der gelehrige Schüler des Meisters Rolf. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß Meister Rolf stolz auf seinen Schüler war. Die edle Frau Mathilde betete in der Schloßkapelle vor dem Muttergottesbilde, welches ihr Sohn verfertigt hatte, daß er Heilung erlangen möchte. Durch das Unglück war Junker Lubert für seine Jahre sehr ernst geworden, er blieb kindlich fromm und unschuldig und hegte eine große Andacht zur heiligen Mutter Gottes, deren Bild er am liebsten darstellte. Er hatte heimlich das Gelübde gemacht, in fernen Landen für Gottes Ehre zu kämpfen und auch zu sterben, wenn er je wieder Ritterdienste thun könnte.

Nach zwei Jahren trat er vor Meister Rolf und sprach: „Durch unserer lieben Frauen Fürbitte ist mein Bein ganz geheilt. Jetzt kann und muß ich wieder reiten, muß hauen und schirmen lernen bei meinem Herrn Vater. Von mir habt meinen besten Dank, und mein Herr Vater gibt Euch als Lehrgeld den kleinen Roggenkamp zum ewigen Lehen, hier habt Ihr das Pergament mit Schrift und Siegel."

So wurde nun Junker Lubert ein Ritter, zur Freude der Eltern, des Meisters Rolf und des Gespielen Lambert. Letzterer ging um diese Zeit nach Dortmund, wurde Waffenschmied und Harnischmacher. Junker Lubert trat später in den Dienst des würdigen Erzbischofs von Köln, Heinrichs des Vierten. Mit seinem Herrn zog er im Jahre 1495 nach Worms, wo Kaiser Maximilian Reichstag hielt, und ward dort zum Ritter geschlagen. Er mußte sich zwar gestehen:

Noch leuchtet keiner hohen Thaten Bild
Auf meinem Schild.

Aber es heißt auch im uralten Liede:

Wohl stark ist mancher, der nie den Stahl
Barg in des Andern Brust.

Im folgenden Jahre zog er mit dem Kölner Domprobst, dem Vertreter des Erzbischofs, zum Reichstag nach Lindau. Dort erschien auch eine Gesandtschaft des Deutschen Ordens aus Livland, er traf den greisen Comthur Kurt von Mervelt und seinen ältern Freund Gerhard von Frydag. Comthur Mervelt brachte Briefe von seinem Heermeister Walter von Plettenberg, welcher um Hilfe bat gegen die Russen. Er legte dem Reichstage in schöner, ergreifender Rede dar, daß nicht nur die katholische Religion, sondern auch der Bestand

einer schönen deutschen Provinz äußerst gefährdet wären. Aber im Reichstage ward nach vielem Reden und Erwägen beschlossen, man könne vor der Hand nichts thun, im nächsten Jahre auf dem Tage zu Worms wolle man darüber weiter berathen.

Aber Ritter Lubert und einige Ritter aus Franken erboten sich, nach Livland zu ziehen und dort für die Sache Gottes und des Reiches zu kämpfen. Unser Ritter kehrte nach Köln zurück und holte sich von seinem erzbischöflichen Herrn Erlaubniß und Segen. Dann eilte er nach Swansbell und holte auch Urlaub und Segen seiner Eltern, die ihm schweren Herzens nachblickten, als er mit zwei Knappen fortritt zum fernen nordischen Lande. Lambert, der Waffenschmied, bat, mitziehen zu dürfen, er könne sich dort wohl nützlich machen, und Lubert gewährte dieses mit herzlicher Freude.

So zogen sie über Magdeburg und Marienburg in Preußen nach Tilsit, in einem Ritte von sechs Wochen, ohne besonderes Abenteuer. Bei der Reise in Lithauen fanden sie an einem Abende einen jungen Mann am Wege liegen, welcher anscheinend schwer verwundet war. Man hob ihn auf und fand, daß er einen Säbelhieb über den Kopf und einen Lanzenstich in der Schulter hatte. Nachdem er verbunden und mit einem Trunke Wein erquickt war, erzählte er in seltsamem Deutsch, er heiße Jonaitis, sei ein Schamaite (Niederlithauer) und ein guter katholischer Christ, er habe niemand mehr auf der Welt. Er sei Knecht eines Pferdehändlers, habe seine meiste Zeit in Rußland zugebracht und sei hier mit seinen Gesellen von Räubern überfallen worden. Die Gesellen mit den Pferden seien nach kurzem Kampfe geflohen und hätten ihn liegen lassen. Den Räubern gegenüber habe er sich todt gestellt und so hätten sie ihm weiter nichts zu Leide gethan.

„War auch bereits genug", antwortete Lubert, „aber sage mir nun auch, wo hast Du Dein schönes Deutsch gelernt?"

„Ik lernto daitsch als waro Knektas bei Ritter in Prussen, snake litausk und russisk better."

Lubert beschloß den armen Schelm mitzunehmen. Lambert wollte ihn durchaus auf seinem Pferde sitzen haben, welches er selbst sorgfältig führte. Nach weiterer Reise von etwa sechzig deutschen Meilen ruhte man mehrere Tage in Riga, der ersten und zugleich schönsten Stadt Livlands. Der Zustand von Jonaitis hatte sich zusehends gebessert, ungeachtet der Mühen der Reise, denn ein Lithauer ist geduldig und zähe. Dazu hatte sich Jonaitis das Zutrauen seiner Gefährten erworben und er verdiente es, wie die Zukunft lehrte. Man bewunderte in Riga die prächtige Kathedrale, das Rathhaus und die reichen deutschen Bürgerhäuser, und ergänzte in Kleidung und Rüstung, was auf der langen Reise schadhaft geworden war.

Noch hatte man einen Weg von zwanzig Stunden bis zu dem großen und festen Schloß Wenden, der Residenz des Heermeisters des Deutschen Ordens in Livland, des edlen Herrn Walter von Plettenberg, geboren auf Burg Lenhausen im Sauerlande. Der hohe Herr empfing Lubert mit Freuden und Ehren, Lambert war sehr willkommen, Jonaitis mußte zuerst in's Spital, dann wurde er Pferdeknecht. Er zeigte hinfort für den Ritter immer die demüthigste und innigste Anhänglichkeit und Lambert war sein höherstehender Freund.

Livland und seine Bewohner boten großes Interesse. Im Norden und Westen wird das Land vom Meere umgeben, im Osten schützt es der langgestreckte, große Peipussee, aber südlich ist es offen gegen Rußland. Wiesen und Felder, Seen, aber auch Sümpfe und Moore in der Ebene, auf den Hügeln, der „livländischen Schweiz", prachtvolle, unermeßliche Wälder. Die Landbewohner im Norden waren Esthen und redeten damals noch ihre fremdartige aber wohlklingende Sprache, der finnischen nahe verwandt. In der Mitte und im Süden wohnten wie heute noch die blonden Letten, die Stammesgenossen der Lithauer. Deutsch waren und sprachen die Bewohner der blühenden Städte, der zahlreichen Burgen der Deutschherren und des Adels des Landes. Des Handels wegen kamen und gingen allerhand fremde Gäste: Deutsche Kaufleute, Lithauer, Schweden, Finnen und Russen. Letztere kamen aber nicht immer friedlich. Wieder und wieder hatten sie unter Iwan Wassiliewitsch, dem Großfürsten von Moskau, das Land schrecklich ausgeplündert und unzählige Bewohner in die Sklaverei geführt.

Während einiger Friedensjahre suchte Heermeister Walter von Plettenberg Hilfe zu erhalten vom Kaiser, von den Heermeistern in Preußen und Kurland, von Lithauen und von der Hansa. Aber überall vergebens! Papst Innocenz VII. richtete am 21. Mai 1485 ein ernstes Mahnschreiben an Livlands Erbfeind, aber ohne Erfolg. Papst Alexander VI. verlieh am 21. Juni 1496 allen in Livland, die um Christi willen gegen die Russen ausziehen und im Kampfe fallen, und ebenso allen, die außer Stande, selbst zu kämpfen, wenn sie den Kriegszug nach Kräften unterstützen, nach rechter Reue und Beichte einen vollkommenen Ablaß. Die Folge war, daß die Krieger muthiger kämpften und daß das Heer von außen her mit dem Ablaßalmosen unterstützt wurde. So trugen die Päpste mehr Sorge für die fernste deutsche Provinz, als Kaiser, Fürsten, Städte und Reichstag.

Ritter Lubert trat in den Orden der Deutschherren, legte nach gut bestandenem Probejahr die Gelübde ab und ward nach feierlicher Aufnahme zu verschiedenen Sendungen und Diensten verwendet.

Früh im Jahre 1501 begannen wieder die Einfälle der Russen. Im Monate August rückte ihnen Plettenberg mit viertausend Rittern, zweitausend Fußknechten und einer großen Schaar bewaffneter Bauern auf russischem Boden entgegen. Am 27. August schlug er vollständig das vierzigtausend Mann starke Heer des Feindes bei dem Orte Neuhausen. Das Feuer der Geschütze und die geharnischten Reiter, beides dem Feinde ungewohnt, hatten ihre Schuldigkeit gethan. Ritter Lubert zeichnete sich aus unter den Augen des Großmeisters. Manchen Russen hatte er vom Pferde gehauen oder gestochen, sie zu zählen war keine Zeit. Auch Lambert hatte in selbstgeschmiedeter Rüstung tapfer gekämpft und betrachtete nach der Schlacht die Schrammen, welche feindliche Lanzen und Schwerter auf seinem Harnisch gemacht hatten, und entschied, daß der märkische Stahl doch besser sei als der russische. Es soll auch nicht vergessen bleiben, daß Jonaitis seinen Mann stellte und mit dem schweren, stachligen Morgenstern, der unparirbaren Bauernwaffe, verschiedene feindliche Schädel eingeschlagen hatte. Sein und seines Volkes Grundsatz war: Esmi Zemaitis, Russas esti wilkas ir turra numirti. (Ich bin ein Schamaite, der Russe ist ein Wolf und muß sterben.)

Der Feldzug war gewonnen, aber der Heermeister erkrankte mit vielen seiner Leute, das Heer ging aus einander und im nächsten Frühjahre kamen die Russen wieder in unabsehbarer Zahl und hausten ärger als jemals. Plettenberg genas wieder, aber Hülfe kam ihm von keiner Seite. Nach verschiedenen Gefechten kam es zur Entscheidungsschlacht bei

Pleskau, jetzt Pskow. Plettenberg hatte nicht mehr in's Feld zu stellen als siebentausend gewappnete Reiter, anderthalbtausend deutsche Landsknechte und fünftausend Bauern. Das Heer des Feindes zählte wenigstens achtzigtausend Mann, nach anderer Schätzung sogar hundertdreißigtausend. Es waren Russen und Tataren, ein zähes, trotziges Volk, welches seine Sache nicht leicht aufgab.

Am Morgen vor Kreuzerhöhung, den 13. September, bereitete sich das Ordensheer für die Dinge, die da kommen sollten. Heermeister Walter und die Seinigen wohnten der heiligen Messe bei, beteten zu Gott und riefen die Fürbitte der heiligen Jungfrau an, um den Sieg zu erringen. Mit freudigem Muthe zog das kleine Heer dem Feinde entgegen. In dichten, unabsehbaren Schaaren, mit gewaltigem Rufen und Schreien, rückten ihnen die Russen entgegen, aber bald hörte man den Lärm nicht mehr vor dem Donner der deutschen Geschütze. Darauf erfolgte der unwiderstehliche Angriff der eisernen Reiter, dreimal durchbrachen sie die Reihen des Feindes und wurden von seinen Heerhaufen ganz umringt, dreimal kehrten sie unverletzt zurück und hieben sich von neuem die breite, blutige Straße. In geschlossenen Haufen kämpfte das Fußvolk, Sturm auf Sturm erhob sich gegen sie, aber die Tataren konnten die Reihen der schrecklichen deutschen Hellebarden und der furchtbar mähenden lettischen Sensen nicht brechen; auch dann nicht, als viele des Fußvolkes am Nachmittag vor Müdigkeit nicht mehr stehen konnten und knieend die langen blutigen Waffen den Barbaren entgegenstreckten. Gegen Abend rückten die Panzerreiter zum vierten Male vor und der Feind wandte sich auf der ganzen Linie zur eiligen Flucht. Aber vierzigtausend von ihnen lagen todt auf der Wahlstatt. Wegen der Erschöpfung seiner Leute konnte Plettenberg den Feind nicht verfolgen, drei Tage wartete er auf dem Schlachtfelde, aber sie kamen nicht wieder. Aus dem Ordensheere fehlten nur wenige Ritter und ein Haufen von vierhundert Fußgängern. Alle dankten Gott für Rettung und Sieg. Das Dankfest ward seitdem in Livland am Tage Kreuzerhöhung so feierlich begangen, als das Osterfest.

Waffenschmied Lambert besah wieder die Schrammen seines Harnisches und blickte sehr ernst und betrübt darein, Jonaitis weinte und fluchte dazwischen in drei Sprachen — Herr Lubert war nicht wiedergekehrt. Wo war er? Er hatte auf dem äußersten Flügel gekämpft und war in einem dichten Haufen der Feinde den Seinigen entschwunden. Seine Leiche wurde nicht gefunden, also lag er vielleicht tief im Schlamme eines Sumpfes, oder — was schrecklicher war — er war gefangen.

Livland erfreute sich des Sieges, eines der glorreichsten, welchen die Christenheit errungen hat, und hatte jetzt auch für viele Jahre Frieden. Sobald als möglich ließ Plettenberg Nachforschungen in Rußland anstellen über den Verbleib Ritter Luberts und bot, wenn er gefangen wäre, hohes Lösegeld. Aber die Antwort von russischer Seite war immer, sie hätten keinen geharnischten Ritter gefangen.

Als Jonaitis hörte, daß die hohen Herren seinen Ritter nicht finden könnten, ritt er selbst nach Rußland, um seinen Herrn und Lebensretter zu suchen. Er kannte ja Sprache, Land und Leute, und war begabt mit einem guten Theil von Findigkeit und Ausdauer. Er reiste als Viehhändler, fand jedoch stets die Ochsen und Pferde zu theuer, fragte aber viel und hielt scharfen Ausblick. Er war nun fast ein ganzes Jahr auf der Suche, war wiederholt als Spion verdächtigt worden, entkam aber stets seinen Verfolgern. Es war im Monat September, er ritt durch eine weite, öde Haide am oberen Laufe der Düna. Wehmüthig gedachte er des Tages von Pleskau und flehte zu Gott für seinen Herrn. Gegen Abend fand er ein einsames Bauernhaus und bat um Herberge, welche der Russe ihm auch gerne gewährte. Als nach dem dürftigen Abendessen das Gespräch in Gang kam, mußte Jonaitis erzählen. Er berichtete wunderbare Geschichten aus Polen, wo die Heiden wohnten, und aus dem Preußenlande, wo man mit Bernstein heizt, statt Torf. Er sei gebürtig aus Smolensk, weit hinter Moskau, und habe dem Fürsten Oley Pferde zugeritten.

„Wie, unserm gnädigsten Herrn Oley?" fragte lauernd der Bauer.

„Nein, liebes Brüderchen, dem Fürsten Oley von Smolensk, sagte ich, dem Vetter vom Schwager unseres allergnädigsten Herrn und Väterchens Iwan Wassiliewitsch."

„Das läßt sich hören," antwortete der Bauer, „wir haben auch einen gnädigsten Herrn Oley auf Burg Esergorod. Du mußt sie gesehen haben auf Deinem Wege, rechts am See, sie ist halb in das Wasser hinein gebaut. Herr Oley ist ein guter Herr, ich habe nur dreimal in meinem Leben die gesalzenen Fünfundzwanzig erhalten, die waren aber auch, wie sie sein sollten. Herr Oley ist ein großer Herr, er hat die Livländer, die Heiden, schlagen helfen. Da hat er einen Teufel gefangen, der sitzt noch im Thurm."

„Das ist ja wunderbar, hast Du den Teufel gesehen?"

„Nein, Gott bewahre, unser Herr kam in der Nacht mit ihm wieder aus dem Krieg und mußte ihn in's unterste Thurmgewölbe bringen, mit dem Guckloch auf den See, sonst würde er das Schloß anzünden."

„Soll ich das glauben?"

„Ja, das sollst Du glauben, und ich beweise es Dir. Es ist ein Eisenteufel, der hat eiserne Kleider und einen eisernen Hut. Wolle, Leinen oder Pelz würde ihm ja gleich vom Rücken brennen. Diese Eisenkleider mußte der Teufel aber hergeben, unser Herr hat sie blank scheuern und aussegnen lassen, jetzt trägt er sie oftmals selber."

Jonaitis fühlte sein Herz pochen, verzog aber keine Miene und gab in größter Ruhe auch eine Teufelsgeschichte zum besten. Dann erhielt er seine Schlafstelle angewiesen auf dem großen Steinofen und machte Pläne für den folgenden Tag.

Er wollte vorerst Oley sehen, einen Einlaß in die Burg zu versuchen, schien ihm zu gefährlich. Er erkundigte sich in der Umgegend nach käuflichen Zugpferden und erfuhr, daß Herr Oley nach einigen Tagen auf die Jagd reiten wolle. Jonaitis wartete die Gelegenheit ab und begegnete Oley auf dem Wege, eilfertig stieg er vom Pferde, nahte dem Gestrengen zur linken Seite und küßte seinen Stiefel. Als er aufblickte sah er den Knauf des Schwertes — und das eingravirte Wappen, Schwan und Schelle, das Wappen von Swansbell. Schnell schlug er die Augen nieder und verneigte sich tief. Es war Ritter Lubert's Schwert, das hatte er in einer halben Sekunde gesehen.

„Fort, Du Hundsblut, weißt Du nicht, daß man den rechten Stiefel küßt und nicht den linken!" Diese freundlichen Worte kamen vom biderben Herrn Jägermeister.

„Jonaitis dachte: das „fort" ist kein übler Rath und für das „Hundsblut" murmelte er leise sein Ropuschegalvis! (Krötenkopf).

Nachmittags schlenderte er zu Fuß den See entlang und flocht ein Band von Binsen. Er sah aber auch, daß der Thurm mit seinem Fundamente aus dem Wasser emporstieg

und unten eine Fensteröffnung hatte, welche wenigstens eine Elle breit und hoch sein mußte. Der See mochte eine Stunde Weges im Umfange messen, an seinem andern Ende, dem Schlosse gegenüber, war ein Wald, vom See durch ein schmales Feld getrennt. Jonaitis wußte nun genug. Er küßte seinen Quartierbauer zum Abschied und gab ihm ein großes Silberstück, daß dem armen Mann der Verstand stillstand. Dann ritt er geraden Weges zurück und nach Riga, wo Lambert jetzt wohnte.

Indessen trauerte Ritter Lubert in seinem feuchten Kerker. Bei Pleskau vollständig von feindlichen Reitern eingeschlossen und abgedrängt, focht er eine gute Weile und hieb erfolgreich um sich. Da ward sein Pferd unter ihm erstochen und fiel, er kam aber zu stehen. Während er vor sich die gesenkte Lanze eines vornehmen Russen mit dem Rücken des Schwertes parirte und die Schärfe dem feindlichen Pferde in den Hals schlug, ward er von mehreren Lanzen seitlich zu Boden geworfen und von vielen Händen überwältigt. Der vornehme Russe war Oley, der brachte ihn mit Ketten beschwert in den festen Thurm von Esergorod. Zuerst gedachte er ihn im Kerker langsam verderben zu lassen, wie es Brauch und auch der ausdrückliche Befehl des Zaren war. Aber Oley war praktischer Natur, und wer weiß, vielleicht kommt es noch anders, und man zahlt für den Gefangenen ein hohes Lösegeld. Oley will auf jeden Fall warten und sehen, was zu verdienen ist. Darum darf der Gefangene nicht zu bald krank werden, das könnte das ganze Geschäft verderben.

Der Burg „Eisenmeister" und Luberts Gefängnißwärter war ein alter, rauher Kriegsknecht von unbeständigem Wesen. Oft war er gutmüthig und zeigte eine gewisse soldatische Hochachtung für den gefangenen Ritter; zu anderen Zeiten stapfte er wild und wüthig heran, wenn ihn etwa das Bier oder seine keifende Frau aus dem Gleichgewicht gebracht hatten. Auf Oleys Befehl war der Ritter angeschlossen. An den Füßen trug er zwei schwere Eisenringe, welche mit großen Vorlegschlössern befestigt und mit einer dicken Kette von etwa vier Spannen Länge verbunden waren. An diese Kette war eine zweite längere geschlossen, welche zu einem in einem Steinblock des Fußbodens befestigten Ringe lief. Als der Winter kam, gab man ihm seinen Mantel zurück und er erhielt Brennholz für den Kamin. Als einmal ein dicker, gesunder Block Lindenholz herein gebracht ward, erinnerte er sich mit wehmüthigem Lächeln an das Wort des alten Meisters Rolf: „Zuerst braucht man ein gutes Stück Lindenholz, dann muß man auch ein Bild im Kopfe haben und dazu noch fleißig beten." Alle drei Bedingungen waren jetzt vorhanden, und sein Messer hatte man ihm ja gelassen. Er schnitzte an dem Block mit größter Geduld, und bald zeigten sich die Umrisse eines Muttergottesbildes mit dem Christkinde.

Er wußte das Bild vor dem Wärter zu verbergen, bis er es fertig hatte. Als er gerade beschäftigt war, das Holz noch vollständig zu glätten, hörte er Schritte vor der Thüre. Er schlug den Mantel über das Bild, welches er auf dem Knie hielt, als der trunkene Russe ihn anfuhr: „Hallo, Du Hund, Du verbirgst etwas, machst Du ein Geräth zum Ausbrechen? Ich werde es Dir verderben." Der Russe stach mit dem Schwerte durch des Ritters Mantel nach dem Bilde. Lubert zog den Mantel zurück, der Russe sah das Bild und daß der Ritter blutete. Beides machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß er fortlief und die Thüre hinter sich verriegelte. Nach einigen Stunden kam er wieder und fragte, ob die Wunde des Ritters schlimm wäre. Als Lubert ihn beruhigte, bat er ihn, das Bild bei dem Kamin auf den Mauervorsprung zu stellen. Er wolle nicht zum zweiten Male auf die Muttergottes und auf den Ritter stechen.

Innig betete Lubert vor dem lieben Bilde, sehnsüchtig blickte er durch das mit zwei dicken Eisenstäben verwahrte Fenster. Er sah nach langem Winter den Frühling kommen und nach kurzem Sommer die Blätter des Waldes über dem See sich braun und goldig färben. Eines Tages sah er einen Mann am Seeufer gehen, welcher einen Augenblick stillstand und zu ihm herüberblickte, er konnte die Züge nicht unterscheiden, aber der schlendernde Gang erinnerte in an Jonaitis. Thörichter Gedanke, sagte er sich, Jonaitis ist in Wenden, oder liegt begraben auf dem Felde von Pleskau.

In der folgenden Nacht hatte er einen seltsamen Traum. Er hörte ein Klopfen am Fenster, ein Engel trat zu ihm, schlug mit der Hand seine Ketten entzwei, trug ihn auf dem Arme über den See und setzte ihn nieder unter die Bäume des Waldes. Dort begrüßten ihn sein Heermeister und seine greisen Eltern. Schmerzliches Erwachen! aber auch ein Traum ist Trost für einen Unglücklichen. Sein Gottvertrauen und sein Lebensmuth wurden gemehrt und er betete mit froher Hoffnung.

Sechs Wochen später standen zwei Männer neben drei Pferden in einem Dickicht des Waldes von Esergorod. Es waren Lambert und Jonaitis. Vorsichtig spähten sie umher und entdeckten einen Haufen langer, gespaltener Zaunriegel, welche im vergangenen Sommer gefällt waren. Das war es, was sie nur wünschen konnten. Mit den mitgeführten Stricken banden sie davon drei Bündel, so schwer, daß zwei Männer eines noch gut tragen konnten. Zwei Scheite wurden mit dem Beil zu Rudern verwandelt. Dann warteten die Männer auf die Nacht. Ein scharfer Nordwind hob sich und bedeckte den Himmel mit schwarzem Gewölk. Sie trugen die Holzbündel zum See und banden sie sorgfältig neben einander. So war das Floß schnell fertig gestellt und fuhr gegen die Burg. Erst half ihnen der Wind, die Fahrrichtung nicht zu verfehlen, dann tauchte der vorstehende Thurm schwarz vor ihnen auf. Oben schien das schwache Licht des Wächters, unten fand man nach einiger Mühe das Fenster. Das Floß wurde der Länge nach an die Mauer gelegt, Jonaitis faßte die Fensterbrüstung und hielt es an seinem Orte. Lambert tastete und fand die beiden Eisenstäbe, er schlang einen Strick um den einen und band das Floß fest. Dann klopfte er leise, aber in taktmäßigen Schlägen, an die hölzernen Fensterladen. Er hörte inwendig ein leises Klirren und ein Flügel wird geöffnet.

„Herr Ritter Lubert!"

„Ja, ich bin Ritter Lubert."

„Und hier sind Lambert und Jonaitis."

Sie reichen sich die Hände und weiter wird kein Wort geredet. Lambert nahm aus seiner großen Ledertasche ein eigens zu diesem Zwecke angefertigtes Instrument, eine Verbindung von Zange und Säge, und bearbeitete damit geräuschlos und erfolgreich erst die eine, dann die andere Stange. Dann stieg er ein und fühlte nach der im Fußboden befestigten Kette. Jonaitis war auf dem Floße geblieben, die Hand an sein kurzes Schwert gelegt, und spähte und lauschte. Lambert durchfeilte in kurzer Zeit ein Glied der Kette, bog es mit kräftiger Drehung auseinander, und der Ritter war gelöst: „Dank dir, Mutter Maria," wollte er flüstern, aber die Stimme versagte ihm. Noch die schweren Fußfesseln tragend, ergriff er das liebe Bild, schlug es in seinen Mantel und mit Hilfe von Lambert stieg er durch

das Fenster. Jonaitis empfing ihn mit beiden Armen und setzte ihn auf das Floß. Bald fuhren die drei Freunde über den See und hielten die Richtung zu dem Walde. Das Licht des Wächters war schnell ihren Augen entschwunden, in der Burg schien sich nichts zu regen. Der Sturm setzte heulend wieder ein, der Regen prasselte auf das unruhige Wasser, und nach harter Mühe erreichte man das Ufer. Lambert zerschnitt die Stricke des Floßes, daß der Wind die Scheite zerstreuen und entführen mußte. Jonaitis nahm den Herrn auf seinen sehnigen Rücken und trug in das Dickicht, wo die Pferde standen. Eine schwierige Arbeit war noch zu thun. Die Stahlschlösser an Luberts Füßen widerstanden der Feile und Säge. Lambert nahm aus seinem ledernen Arsenal Kaltmeißel und Hammer. Er hatte es zu thun mit sogenannten Bolzenschlössern, ein jedes hatte aber vier Bolzen für einen. Lambert zerbrach mit vielen kräftigen Schlägen endlich die zahlreichen Federn und trieb die Bolzen heraus. Es nahm fast eine Stunde Arbeit, dann steckte er das Marterwerkzeug in seine Ledertasche, alle drei Männer saßen auf und ritten schnell weiter. Als die Morgendämmerung kam, rasteten sie in einem Walde. Da wurde zuerst wieder gesprochen, und Lubert erfuhr von dem glorreichen Siege bei Pleskau und dem folgenden Frieden. Noch neun Nächte ritten sie durch Heide, Moor und Wildniß, zuweilen an stillen einsamen Dörfern und Hütten vorbei, bei Tage ruhten sie im Walde. Sie hörten das Bellen der Füchse und das Heulen der Wölfe, aber ihre Verfolger hatten sie gefehlt. Am zehnten Morgen erreichten sie die Livländische Grenzburg Sarginen und fanden Willkommen und beste Pflege. Ritter Lubert eilte, sich seinem Kriegsherrn, dem Heermeister, zu stellen. Walter von Plettenberg beglückwünschte und belobte ihn. Weil des Ritters Gesundheit sehr geschwächt war, erhielt er auf ein Jahr Urlaub, um seine alten Eltern auf Swansbell zu besuchen. Lambert und Jonaitis reisten mit ihm.

In der Pfarrkirche zu Lünen, wo er als Jüngling so oft gebetet hatte, vor Meister Rolfs Muttergottesbilde hängte er die Kette auf mit den Fußringen und den zerbrochenen Schlössern. Im Jahre 1895 waren sie dort noch zu sehen. Das Ganze wiegt 24 Pfund. Des großen Heermeisters Bild steht vor dem Rathhause zu Riga und seine Marmorbüste siehst du, lieber Leser, in Deutschlands Walhalla. Vor Ritter Luberts Muttergottesbildern mag noch irgendwo eine betrübte Seele beten und bei Gott Erhörung finden.

Zwei Mütterchen. Nach dem Oelgemälde von Hugo Oehmichen.

Shelby.

1.

Als General Shelby es vernahm,
Daß Richmond sich ergeben,
Das schwerste Leid ihn überkam
In seinem ganzen Leben;
Doch als er der Soldaten Gram,
Die Trauer sah im Heere,
Da sprach der Held: „Wir sind besiegt!
Doch nichts verliert, wer unterliegt
Und rettet seine Ehre!“

2.

An manche stolze Heldenthat
Sich Shelby's Name kettet:
Zu Austin hat er kühn dem Staat
Des Südens Schatz gerettet;
Doch als man mit dem Wort ihm naht',
Ob er ihn selbst begehre,
Da sprach der Held: „Ich zog in's Feld
Mit reiner Hand, für alles Geld
Ist feil nicht meine Ehre!“

3.

Als für den tapfern General
Dann kam die Todesstunde,
Wie lief da über Berg und Thal
Die bange Trauerkunde!
Mild ruhte seines Auges Strahl
Noch einmal auf der Wehre,
Dann sprach der Held: „Willkommen, Tod!
Froh scheidet, wer in Glück und Noth
Gewahrt hat seine Ehre!“

G. Koob.

Glücklicher Fang. — Nach dem Gemälde von Adolf Eberle.

Beendeter Kampf. — Nach dem Gemälde von C. F. Deiker.

Die rothe Kuh.

Humoreske von F. G. Holweck.

Die Eisenbahn hat mir meine rothe Kuh todtgefahren und die Eisenbahn muß dafür bezahlen," so sagte Frau Bierzäpfel mit großem Nachdruck.

Frau Veronika Bierzäpfel war eine ehrsame Wittib. Sie wohnte etwa zwei Meilen von dem Dorfe Saw City an einem der Hügel von Süd Missouri. Saw City ist keine imposante Ortschaft. Sie liegt tief im Wald, mitten in einer Klärung, welche eine Sägemühle in den krüppligen Busch hineingesägt hat. Das ganze Geschäftsleben von Saw City dreht sich um die Fütterung dieser Sägemühle und da letztere von ganz bescheidenem Umfang ist, kann Saw City noch nicht einmal an seinem Centrum für dicht bewohnt angesehen werden.

Und weil das Haus der Frau Veronika Bierzäpfel noch dazu zwei Meilen von diesem armseligen Dorfe entfernt ist, würde es ohne Zweifel als sehr abgelegen und von jeglicher Civilisation entfernt gelten, wenn nicht die St. Louis und San Francisco Eisenbahn gerade vor der Hausthüre herliefe, mitten durch die „Frontyard", d. h. über die Stelle, wo einst ein Rosenbusch neben der Thür einen Garten markirt hatte. So kam ein großer Theil der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, darunter Millionäre und Staatsmänner, zum Hause der Wittwe Bierzäpfel. Aber wenige hielten sich dort auf, ausgenommen wenn ein schwerer Güterzug oder bei Schneefall auch dann und wann ein Passagierzug am Fuß der gewaltigen Steigung stecken blieb, der gerade bei der „Log Shanty" unserer Wittwe beginnt. Die Lokomotiven der „Frisco Line" können allerdings fast überall hinaufklettern, wenn es nicht ein Eichbaum ist, aber hie und da müssen sie doch im Winter vor dem Hause der Wittwe Bierzäpfel zwei oder dreimal einen Auflauf nehmen und Sand streuen, denn die dortige Steigung ist eine der schlimmsten auf der ganzen Bahn. Zuweilen erhielt die Wittib auch Besuch von Eisenbahnarbeitern, was freilich nicht viel auf sich hatte, denn sie kamen nur, um sich einen kühlen, klaren Trunk zu holen aus der Quelle, die neben ihrem Hause aus dem Boden hervorkömmt und die weit und breit wegen ihres guten Wassers berühmt ist

Der verstorbene Nepomuk Bierzäpfel, ein biederer Bayer, hatte sich, er wußte selbst nicht wie er zu der Dummheit kam, in den wilden Wald mitten unter halb wilden Amerikanern niedergelassen. Er war ein närrischer Kauz gewesen, der alles anders machte, wie andere Leute. Und so machte er es auch in Bezug auf die Dauer seines Lebens. Statt ein ganzes Mannesalter hindurch zu arbeiten und seine Familie emporzubringen, stellte er sich eines Tages einem Baum, den er fällte, in den Weg und wurde von ihm zu Boden gedrückt. Seiner trostlosen Veronika hinterließ er nichts als seine kleine Hütte, eine bescheidene Waldklärung steinigen Bodens, einen achtjährigen Sohn, der wie sein Vater, Johann Nepomuk hieß, aber nicht wie dieser „Muckl", sondern „Johnny" genannt wurde, dann eine doppelläufige Flinte und eine rothe Kuh. Ein paar trübselige Hühner vollendeten das ganze Inventar ihres Besitzthums. Frau Bierzäpfel aber war ein starkes Weib. Arme hatte sie wie ein Mann und Haare nicht allein auf dem Kopf, sondern auch auf den Zähnen. Sie kitzelte jedes Frühjahr die dünne Humusschicht ihrer „Farm" mit der Hacke, bis sie in ein trauriges Lächeln von ein paar Kartoffeln und etwas Welschkorn ausbrach. Ihre Hennen aber verwandelten die Samenkörner des Unkrauts, die Käfer und Würmer des Waldes, sowie die spärlichen Küchenabfälle in Eier, für welche Zucker, Kaffee und der allernothwendigste Kleiderstoff konnte gekauft werden.

All ihr Hoffen, all ihr Sehnen, ihres Lebens schönster Traum aber war und blieb die rothe Kuh, welche sie mit Butter, Milch und Käse versah. Diese rothe Kuh hätte zwar auf einer landwirthschaftlichen Ausstellung weder den ersten, noch den zweiten, noch den letzten Preis errungen. Sie war ziemlich knochig und langhaarig; ihre Hörner, die Zierde ihres Hauptes, hatte sie schon in zarter Jugend eingebüßt und das war schon so lang her! Auch ging sie einen fast unverhältnißmäßig langen Theil des Jahres trocken. Sonst war sie ein geduldiges, pflichtgetreues Thier, sonst hätte sie ja den ärmlichen Verhältnissen der Wittwe Bierzäpfel längst die Seite gekehrt, an der ihr Schwanz befestigt war. Aber in den Augen der Frau Veronika Bierzäpfel gab es keine bessere Kuh auf zehn Meilen im Umkreis.

Doch — das Unglück schreitet schnell. — Da regnete es leider während eines Spätsommers und Herbstes nicht ein einziges Mal. In Folge des außerordentlichen Futtermangels sah sich diese rothe Kuh gezwungen, auch während der Nacht auf etwaige Grashalmen Jagd zu machen und rannte dabei, ohne feindselige Absicht und ohne irgendwelche Selbstmordsgedanken, im Dunkeln gegen einen Frachtzug. Am nächsten Morgen fand Frau Veronika Bierzäpfel die Sirloin-Steaks und Tenderloins und verschiedenes andere bewegliche Eigenthum ihrer rothen Kuh nach dem westlichen Horizont zu über den Bahndamm zerstreut.

Das war ein schwerer Schlag für die Wittib. Und der Verlust schmerzte sie um so mehr, da sie Tags zuvor das schmeichelhafte Anerbieten von 13 Thalern für das arme Thier stolz abgewiesen hatte. Ihre Thränen flossen reich-

lich, fast so reichlich wie damals, als man ihren Muckl todt in's Haus gebracht.

Vom ersten Augenblick an hatte Frau Bierzäpfel auch nicht den geringsten Zweifel, daß die Eisenbahn für ihre Kuh bezahlen müßte. Darum begab sie sich sogleich am Tage nach der Katastrophe in das vier Meilen entfernte Stationshaus, setzte den Agenten in ihrem besten Englisch von dem Verlust und ihrer Forderung in Kenntniß. Nach langwierigen Verhandlungen, über denen der Agent mehrmals die Geduld und beinahe auch sein Mittagessen verlor, erklärte sich dieser bereit, bei der Eisenbahnverwaltung eine Entschädigungsforderung einzureichen. Zwar konnte die Wittib nicht verstehen, warum sie der Agent für ihre rothe Kuh nicht auf der Stelle bezahlen wollte, denn das Geld hatte er doch und schuldig war er ihr's auch. Aber schließlich erklärte sie sich doch bereit, irgend welche vernünftige Zugeständnisse zu machen — der Agent wenigstens sagte, diese Concessionen seien vernünftig. Die Summe, auf die sie sich mit diesem verständigte, war 35 Thaler.

So reichte der Agent nach ein paar Tagen ihre Forderung beim Divisionsaufseher ein, und wieder nach ein paar Tagen beförderte der Divisionsaufseher die Klage an den Divisions-Claim-Agenten, und nach wieder ein paar Tagen entschloß sich der Divisions-Claim-Agent jemand hinauszuschicken, um den Fall zu untersuchen. Eine Eisenbahngesellschaft überstürzt sich nicht, wenn es sich darum handelt, die Forderung einer armen Wittfrau zu befriedigen, die noch nicht einmal flüssig Englisch sprechen kann. Aber diesmal „schnitt" sich die Eisenbahngesellschaft. Sie vergaß zu bedenken, daß sie es mit einer Wittfrau zu thun hatte, die zwar Bierzäpfel hieß, aber Haare auf den Zähnen hatte und auch sonst nicht von Stroh war, obschon sie weder den Cicero, noch Shakespeare gelesen.

Es dauerte im Ganzen etwa drei Wochen, bis die Eisenbahngesellschaft den Fall der Wittwe Veronika Bierzäpfel von Saw City aufnahm. Und da Frau Bierzäpfel ihrer wichtigsten Einnahmsquelle beraubt war, wurde sie natürlicherweise ziemlich bissig ob der unverantwortlichen Verschleppung ihrer gerechten Sache.

Und ihr Groll richtete sich zuerst auf das Zunächstliegende. Mit immer höher steigendem Ingrimme sah sie die Eisenbahnleute im allgemeinen an, besonders aber jene, welche kamen, um an ihrer berühmten Quelle Wasser zu holen.

„Schau ein Mensch das ausgeschämte Pack an!" pflegte sie bei solchen Gelegenheiten zu ihrem Johnny-Muckl zu sagen. „Zuerst bringen sie unsere Kuh um und jetzt kommen sie auch noch und holen unser Wasser, die Loder, die lumpigen. Aber wart!"

Sie beschloß also, energische Maßregeln zu ergreifen gegen eine solche Unverschämtheit. „He da!" sagte sie, als die Sektionsarbeiter eines schönen Mittags kamen, um ihren nachmittäglichen Wasserbedarf zu holen, „macht augenblicklich, daß Ihr fortkommt. Ihr könnt aus meiner Quelle kein Wasser mehr holen. Erst bezahlt Ihr meine arme Kuh, die Ihr umgebracht habt."

„Was für eine Kuh? Wir haben keine Kuh umgebracht," sagten die Arbeiter erstaunt. Aber die ehrsame Veronika Bierzäpfelin wollte von keiner Auseinandersetzung und Aufklärung hören. Die Eisenbahn hatte ihre Kuh umgebracht, und in ihren Augen waren die Sektionsarbeiter ein integrirender Theil einer einzigen herzlosen, blutdürstigen, kühemordenden Corporation, die für das tragische Ende ihrer hornlosen Milchspenderin verantwortlich war.

Als die Männer die zornfunkelnden Augen und die sehnigen Arme der streitbaren ehemaligen Sennerin von der Blümelsalm sahen, nahmen sie die Beine unter die Arme und rissen aus.

Der Boß, ein starker Mann mit einem schwabbligen Bauche, der trotz seines, sonst gewöhnlich die Fluth der Leidenschaften dämpfenden Fettes ziemlich heftiger Gemüthsart war und sich auf seine Fertigkeit im Schimpfen und Fluchen nicht wenig einbildete, empfing die mit leerem Wassereimer zurückkehrenden Arbeiter mit bitterem Spott.

„Her mit dem Eimer, Ihr Hasenfüße!" schrie er: „Ich muß Euch zeigen, wie man mit so einem dummen deutschen Weib umgeht!" Und damit watschelte er fort, um der zahnbehaarten Wittib zu zeigen, was eine Harke ist. Frau Bierzäpfel war gerade im Haus. Der Boß marschirte triumphirend auf die Quelle los und bückte sich, um mit seinem Eimer das durststillende Naß zu schöpfen. Die Quelle war, wie ein seichter Brunnen, roh ausgemauert und das Wasser stand ziemlich tiefer als der obere Rand des Mauerwerks. Und da eben der Sektionsmeister allseitig dick bepolstert war, kostete es ihm schon einen beträchtlichen Aufwand von Mühe und Zeit, sich so tief hinabzubücken.

Gerade, als er im Begriffe stand, stöhnend seine räuberische Absicht auszuführen, kippte er plötzlich kopfüber in die Quelle hinein. Frau Bierzäpfel hatte ihn heimtückisch überfallen und die unendliche Breitseite seines Rückens mit dem Küchenbesen gemessen. Der dicke Boß füllte die Quelle gerade aus und zwar so knapp, als hätte man als Maß für das Mauerwerk den Umfang seines Schmerbauches benützt. Er schnappte nach Luft in dem eiskalten Bad, als wäre er schon am Ertrinken in dem tiefsten Fluß. Und zu allem Unglück fühlte er, wie die durch das Bücken auf's äußerste angespannte Cohasionskraft seiner oberen Beinkleider bei dem plötzlichen Ruck des Falles nachgegeben hatte und die Naht von oben bis unten auseinandergerissen war.

Pustend und fluchend wälzte er sich aus dem Wasserloche wie ein Lindwurm — da starrten ihm gleich einem Operngucker die Mündungen einer Doppelflinte entgegen. Dahinter aber leuchteten unheimlich ein paar Augen wie die einer Tigerkatze. Der dicke Boß vergaß zu schimpfen; er wurde ganz still, nahm die Beine unter die Arme und lief was Zeug hielt, triefend wie ein Wasserspaniel, mit einem verdächtigen weißen Spalt am Ausläufer des Rückens. Er ließ im jähen Schrecken sogar seinen Wassereimer zurück.

Frau Bierzäpfel warf ihm diesen verächtlich nach. „Jetzt laß ich ihnen meine Kuh nicht für weniger als vierzig Thaler!" war alles, was sie sagte.

Seit der Zeit brauchte es sich kein Eisenbahnarbeiter mehr träumen zu lassen, daß er an der berühmten Quelle der Frau Bierzäpfel Wasser holen könnte. Meist stand sie selbst Wache. War sie jedoch im Haus beschäftigt, befand sich ihr Johnny auf der Lauer. Kam nun einer der Sektionsleute in Sicht, so gab die dünne piepsende Stimme des kleinen Johann Nepomukl alsbald das Warnungssignal und seine Mutter bezog den Posten mit der Flinte. Sie sagte nicht viel, aber sie marschirte vor der Quelle auf und ab in der stolzen Haltung eines Feldwebels, mit tiefen, harten Linien um ihre Mundwinkel.

Mit der Zeit wurde die Sachlage dem Sektionsmeister doch etwas unangenehm. Gerade in jenem Jahre gab es in der Nähe der Hütte der streitbaren Ex-Sennerin viel Arbeit auf der Strecke, da der Schienenstrang gehoben werden mußte. Und es war keine andere Quelle auf zwei Meilen

im Umkreis. Zuletzt entschloß er sich, mit Frau Bierzäpfel Friedensunterhandlungen anzuknüpfen.

„Geschieht Euch ganz recht!" antwortete die Wittib, unbewegt durch das Klagelied des dicken Boß. „Ihr habt meine Kuh umgebracht und ich gebe nicht nach, bis Ihr für sie bezahlt habt. Sie war gerade 40 Thaler werth."

Daraufhin suchte der Boß den Bahnmeister auf und setzte ihm den Fall auseinander. Und der Bahnmeister berichtete an den Divisionsaufseher. Es war schon so lange her, seit der Divisionsaufseher vom Stationsagenten die erste Nachricht über den Tod der Bierzäpfel'schen rothen Kuh erhalten, daß er schon ganz darauf vergessen hatte. Zudem schienen die beiden Berichte von zwei verschiedenen Kühen zu handeln, denn die erste Abschätzung sprach nur von 35 Thalern, die zweite hingegen von deren vierzig. So beförderte der Divisionsaufseher auch den zweiten Bericht über den jähen Tod von Frau Bierzäpfel's rother Kuh an den Divisions-Claim-Agenten.

Da nun aber Frau Veronika Bierzäpfelin so lange von ihrer schuldlos gemordeten Kuh nichts hörte, wandelte sie in bestimmten Zeiträumen regelmäßig zur Eisenbahnstation, obschon sie die vier Meilen allemal zu Fuß machen mußte. Wie nun gewöhnlich alles Unangenehme sich überdies noch zur unpassendsten Zeit zu ereignen pflegt, kam auch unsere Wittib immer angerückt, wenn ein Zug fällig oder der Agent sonst viel beschäftigt war und sprach, unbekümmert um alles andere, mit großem Eifer in ihn hinein. Wenn der arme Agent sie von weitem kommen sah, wurde ihm schwarz und blau vor den Augen und sein Haar begann sich zu sträuben. Drücken konnte er sich nicht, denn auf der kleinen Station gab es keinen Platz, in den er sich hätte drücken können. So mußte er also den in schrillen Tönen in gemischtem Deutsch und Englisch sich ergießenden Redeschwall geduldig über sich ergehen lassen. Um endlich Ruhe zu bekommen, erklärte er sich bereit, ein zweites Mal an den Divisionsaufseher zu schreiben, unter der Bedingung, daß die Wittib zwei Wochen lang ihre Besuche einstellen würde. Frau Bierzäpfel ging darauf ein; diesmal wollte sie es jedoch nicht billiger thun, als 52 Thaler.

Es traf sich nun gerade, daß der Divisionsagent zu jener Zeit für einige Tage Ferien genommen hatte. Er hatte einen Stellvertreter. Neue Besen aber kehren bekanntlich gut. Und so hatte der Stellvertreter im Uebereifer nichts eiligeres zu thun, als diesen dritten Kuhbericht an den Divisions-Claim-Agenten zu schicken.

Dieser hatte indeß, ehe dieser dritte Bericht ankam, der kampfesmuthigen Wittwe persönlich einen Besuch abgestattet und ihr einen Check angeboten, der auf 35 Thaler lautete, den Preis, welchen Frau Bierzäpfel am Tage nach dem Tod ihrer Kuh verlangt hatte.

„Haben Sie zwei Kühe verloren, Mrs. — ah — ?" frug er höflich.

„Nein, das hab' ich nicht," erwiderte das ehrenfeste Weib, „nur eine. Aber mit 35 Thalern ist mir diese eine nicht bezahlt. Sie kostet Euch jetzt, genau auf's Haar ausgerechnet, 62 Thaler."

„Aber sie war keine 62 Thaler werth," warf der Beamte ein.

„Und doch war sie so viel werth," sagte Frau Bierzäpfel. „Wenn ich berechne, wie oft ich wie ein Narr die vier Meilen nach der Station hin und her gerannt bin und meine Zeit verloren habe drei Monate lang, und wie schweren Mangel ich und mein armer Johnny haben leiden müssen, weil wir weder Milch, noch Butter, noch Käse gehabt haben, so ist 62 Thaler noch billig. Uebrigens könnt Ihr gerade so gut 62 Thaler bezahlen als 35; Ihr wißt, daß Ihr Geld genug dazu habt. Und wenn Ihr es nicht thun wollt, so geh ich an's Gericht."

Frau Veronika Bierzäpfel blieb hartnäckig und der Claim-Agent nahm seinen Check wieder mit. Weil aber die Wittwe mit dem Gericht gedroht hatte, sandte er die beiden ersten Eingaben über den Fall an den Anwalt der Gesellschaft im Countysitz, wo auch die Divisionsbeamten wohnten, mit der Absicht, dem Anwalt den Fall am folgenden Tag persönlich zu erklären. Aber am folgenden Tag wurde er früh morgens durch dringende Geschäfte auf eine andere Strecke der Bahn gerufen. Während er fort war, lief der zweite Bericht des Stationsagenten ein mit der Rechnung von 52 Thalern und wurde, da der Claim-Agent nicht zu Hause war, direkt an den Countyanwalt weiter befördert, wie die zwei andern Berichte Tags zuvor. Die drei Kuhrechnungen brachten den Rechtsgelehrten in Verwirrung.

„Schockschwerenoth!" sagte er zu dem Claim-Agenten, als er ihn drei Tage später traf, „was machen sie denn da oben? Die müssen ja eine förmliche Kuhschlacht geliefert haben."

Der Claim-Agent hatte ziemlich Mühe, dem Advokaten die Geschichte der drei Forderungsklagen und der verschiedenen Preise für eine und dieselbe Kuh zu erklären.

Mittlerweile aber war der Geduldhafen der Wittwe Veronika Bierzäpfel vollends übergelaufen. Auch der Wurm tritt sich, wenn er gekrümmt wird, hatte ihr seliger Muckl mit Vorliebe gesagt. Jetzt bewahrheitete sich das Wort an seiner hinterlassenen, ungerecht verfolgten Wittib. Ihre Losung war jetzt: biegen oder brechen! Sie beschloß, den Verkehr auf der Eisenbahnstrecke so lange zu unterbrechen oder wenigstens zu erschweren, bis man ihrer billigen Klage die nothwendige Aufmerksamkeit schenken würde. Die Geldprotzen sollten nur ja nicht glauben, daß sie ihr, der ehemaligen Sennerin des Hartlbauern und jetzigen Wittwe des ehrenhaften Nepomuk Bierzäpfel seligen Angedenkens, auf dem Kopf herumtanzen könnten. Und wenn ihr Englisch noch so schlecht war, ihr Recht wollte sie durchsetzen. Demgemäß verschaffte sie sich ein altes rothes Flanellhemd, befestigte es an einen Besenstiel und begann, allen Zügen, die an ihrem Häuschen vorbeikamen, mit der improvisirten Flagge Haltsignale zu geben. „Ihr habt meine rothe Kuh umgebracht, und ich will meine Bezahlung dafür haben", sagte sie, wenn ein Zug zum Stillstand gekommen war. „Ich thue es jetzt nicht billiger als 67 Thaler."

Es ist nicht von Nöthen, hierherzusetzen, was das Zugpersonal sagte, ehe sie weiterfuhren. Der Bierzäpfelin war es auch ganz gleichgiltig, was sie sagten. Schließlich beachteten die Eisenbahnleute den rothen Lappen gar nicht mehr, wenigstens hielten sie nicht mehr an. Aber niemand vermochte zu sagen, wann das Weib einmal Ernst machen und z. B. einen Steinhaufen auf das Geleise zusammentragen würde. Und darum besahen sich die Lokomotivführer die Strecke immer sehr genau, wenn sie in die Nähe der Bierzäpfel'schen Hütte und der ominösen rothen Flagge kamen.

Frau Bierzäpfel sah endlich, daß sie so ihr Ziel nicht erreichen würde. Sie entschloß sich, auf eine andere Weise der Geschichte ein Ende zu machen.

Es war Dienstag Abends. Sie steckte ihren kleinen Johann Nepomuk früh in's Bett, dann traf sie die Vorbereitungen zur entscheidenden That. Zuerst füllte sie, schwarze

Rachegedanken im Gemüthe wälzend, zwei Eimer mit schwarzer flüssiger Seife, wie man sie in Farmhäusern gewöhnlich in Fässern hält. Sie hatte diese Seife aus dem Fett ihrer verunglückten Kuh gekocht und sie mit der bitteren Lauge ihrer Thränen gemischt.

Alsdann ging sie, in jeder Hand einen Eimer, in die finstere Nacht hinaus und schritt etwa eine Viertelmeile weit schwer auftretend der Bahn entlang die Steigung hinauf. Dort angekommen, setzte sie ihre Eimer nieder und begann, bis zu ihrem Häuschen herab kunstgerecht die Schienen mit schwarzer Seife zu bestreichen. In sich hineinkichernd kehrte sie nach vollbrachter schwarzer That in ihre Hütte zurück, in Erwartung der Dinge, die da kommen würden.

Der nächste Zug war ein Frachtzug, der etwa um 9 Uhr von Osten her eintreffen mußte. Derselbe hatte etwas Verspätung und kam daher lustig dahergewackelnd die Steigung herab. Als er aber auf die schwarze Seife traf, fing er an vorwärts zu schießen, wie eine Sternschnuppe in den Hundstagen. Die Lokomotive schwankte herüber und hinüber, wie ein kleiner Dampfschoner im Sturm. Dem Zugführer fuhr der Schrecken in die Beine. Er gab das Signal zum Anziehen der Bremse so wild, daß es durch die Nacht gellte, wie der Todesschrei eines Ertrinkenden, nur viel lauter. Die Bremser zogen so fest an, daß man hätte meinen sollen, es wäre Hemmung genug dagewesen, um den Zug zwischen Himmel und Erde aufzuhängen. Aber alles war umsonst. Der Zug schoß wie eine Kanonenkugel vorwärts.

„Das ist wieder das verfluchte Weib!" schrie der Lokomotivführer dem Heizer zu. „Was sie nur gethan hat?"

„O mein Gott!" brüllte der Heizer zurück und dachte an seine Familie, „wie kann ich das wissen!"

Dann hielten sie sich aus Leibeskräften fest und hofften gegen alle Hoffnung. Jeden Augenblick fürchteten sie, der Zug werde entgleisen und sie unter seinen Trümmern begraben. Der Lokomotivführer fluchte in allen Tonarten mit obligater Signalpfeifenbegleitung. Der Heizer sagte gar nichts. Er starrte nur die schwarzen Bäume an, die wie der Blitz an der Maschine vorbeischossen. Auf den Frachtwagen hing an jeder Bremse ein Mann, der sich mit der Kraft der Verzweiflung festklammerte, um nicht herabgeschleudert zu werden.

Endlich — endlich ging es langsamer! Der Zug stand still eine oder zwei Meilen westlich von der Bierzäpfel'schen Behausung. Es war ein Glück für die Wittwe, daß das Personal sich weit genug von der Hütte befand, sonst hätte das schneidige Weib diesmal den Kürzeren gezogen. Es war niemand umgekommen. Nur die Hüte und Kappen hatten die Bremser verloren und der Ofen in der Kabuse war umgefallen. Der Schrecken saß aber Allen in den Gliedern. Der Maschinenführer sagte, so ein schreckliches Gefühl habe er in seinem Leben nicht gehabt, nur sagte er es in etwas stärkeren Ausdrücken. Der Heizer war ganz seekrank.

Das erstaunliche an der Geschichte war, daß niemand wußte, was eigentlich los gewesen war, denn an den Rädern war keine Spur mehr von der Seife zu sehen. Auch war keine Zeit zum Untersuchen, denn man mußte zur nächsten Weiche weiterfahren, um den östlich gehenden Schnellzug durchzulassen, der um 9:43 fällig war.

Der Expreßzug war diesmal ausnahmsweise schwer. Darum fuhr der Maschinenführer recht schnell, um für die kommende Steigung einen guten Anlauf zu haben. Aber — was war denn das? Kaum war der Zug bei dem Hause der Frau Bierzäpfel angekommen, und hatte angefangen empor-

zuklimmen, als er fast wie auf einen Schlag stille stand. Die großen Schwungräder der Lokomotive sausten um und um wie zwei riesige Tanzknöpfe, ohne sich vorwärts zu bewegen. Erstaunt sah das Personal der Lokomotive dem ungewohnten Schauspiel zu. Es war klar: die Maschine konnte den Zug ebensowenig den Berg hinauf ziehen, als ein Mann an seinen eigenen Stiefelzügen sich selbst in die Höhe heben kann.

Der Lokomotivführer drehte den Dampf ab und stieg mit dem Heizer von der Maschine herunter, um zu untersuchen, was los sei. Und siehe da! In den Strahlen des Kopflichtes dehnten sich vor der Lokomotive zwei sonderbar glitzernde Streifen die Steigung empor. Der Heizer befühlte die Schienen.

„Donner und Doria!" rief er, „es ist wahrhaftig schwarze Seife."

„Wollt Ihr jetzt für meine Kuh bezahlen?" sagte plötzlich eine schrille Stimme aus der Finsterniß. „Wenn Ihr's nicht thut, sollt Ihr niemals mehr auf Euerer vertollten Bahn fahren."

Es war die streitbare Wittib Veronika Bierzäpfel. Und ihr Preis war jetzt auf 87 Thaler gestiegen.

Es traf sich nun gerade, daß sich auf dem Zuge eine nicht weniger wichtige Person befand, als der Präsident der Eisenbahn selbst. Es pressirte ihm sehr, nach St. Louis zu kommen und er eilte nun aus seinem Spezialwagen herbei, sich zu erkundigen, was der Aufenthalt mitten im Walde bedeute, gerade als Frau Bierzäpfel kampfesmuthig auf dem Platze erschien.

„Na, was gibt's denn?" frug der Präsident.

„Schwarze Seife, Sir!" sagte der Maschinenführer aufgeregt. „Dieses Weib hier hat die Schienen mit schwarzer Seife bestrichen, damit wir nicht sollen fahren können, weil

die Eisenbahn ihre Kuh todtgefahren hat und nicht dafür bezahlen will."

„Und ich sage Euch, Ihr werdet dafür bezahlen, so wahr als ich Veronika Bierzäpfel heiße," sagte die Wittwe. „Und zwar jetzt gleich werdet Ihr bezahlen. Die Kuh kostet Euch jetzt 87 Thaler, keinen Cent weniger."

Frau Bierzäpfel fühlte, daß sie im Stande war, Vorschriften zu machen, und sie war entschlossen, ihren Vortheil auszunützen. Dem Eisenbahnpräsidenten machte die komische Situation ungeheuern Spaß. Er hätte vor Lachen bersten mögen. Aber er mäßigte sich und setzte eine ernste Miene auf.

„Nun, meine liebe Frau," sagte er, „meint Ihr nicht, daß ihr auch mit weniger zufrieden sein könntet, z. B. mit 75 Thalern?"

„Wer seid Ihr?" frug die Wittib stolz, sich hochaufrichtend und den Herrn mit ihrem scharfen Blicke messend.

„Nun, ich bin der Präsident dieser Eisenbahn."

„So, so! der Präsident seid Ihr? Und ich sage Euch, ich will 87 Thaler für meine arme rothe Kuh, und Ihr könnt sie keinen Cent billiger bekommen."

„All right!" sagte der hohe Beamte, zog seine Geldtasche und zählte ihr eine Rolle Banknoten heraus. „Hier habt Ihr das Geld. Ich bezahle Euch die Kuh aus meiner eigenen Tasche."

Dann ließ er die Frau Bierzäpfel vor dem Hauptlicht der Lokomotive einen Empfangsschein unterschreiben, welche Operation die Wittwe mit großen deutschen Lettern ausführte. Damit war die Angelegenheit der rothen Kuh unserer Wittwe geordnet, gerade fünf Monate nach der beweinenswerthen Katastrophe.

Das Zugpersonal machte sich daran, die Seife abzureiben und Sand zu streuen. Eine Stunde später klomm der Eilzug die Steigung hinauf, freilich etwas langsam und vorsichtig. Frau Bierzäpfel aber zog mit erhobenem Haupte triumphirend ab vom Schauplatz ihres Sieges über die blutdürstige Eisenbahngesellschaft.

„Die rothe Kuh hat sich rentirt," sagte der Präsident lachend zu seinem Begleiter, als er wieder in seinem Spezialwagen weiter rollte. „Wenn sie seit ihrer Todesstunde jeden Tag ein Faß Milch gegeben und alle zwei Monate Zwillingskälber geworfen hätte, würde sie nicht mehr Profit gebracht haben."

Die Wittwe Bierzäpfel ist bald darauf mit ihren 87 Thalern, ihrem Johnny und ihrer Doppelflinte nach St. Louis gezogen und nährt sich redlich am Waschzuber.

Stillvergnügt. Nach einem Gemälde von J. Müller-Maßdorf.

Dietlinde.

Das war der Bischof Alfrid von Mimigernaford,
Apostel seines Volkes durch Wandel und durch Wort,
Er lehrte alte Recken, entstammt dem Heidenthum;
Die holde Schar der Kleinen war seine Lust, sein Ruhm.

Graf Wilhelm mag's nicht hören, der Vogt vom Kaiserschloß,
Ein Held von kühnem Muthe, an stolzem Wissen groß.
Einst ritt er durch viel Reiche bis weit in Griechenland,
Mit Juden, Sarazenen, ward dort der Graf bekannt.

Die weckten ihm den Zweifel an den dreiein'gen Gott,
Der Herr im Sakramente ward ihm auch bald zum Spott.
Da kam sein Weib in Sorgen mit ihrem lieben Kinde:
„Bleib Du getreu dem Heiland, mein Töchterlein Dietlinde!"

Der fromme Bischof lehrte die kleine Grafenmaid,
Sie schmückt mit Himmelsrosen der Unschuld heilig Kleid.
So kniet sie vor dem Bischof, den Heiland zu empfangen,
„Herr Jesus, Dein auf ewig, mein Gott und Herzverlangen!"

Dem edlen Bischof sendet Graf Wilhelm einen Brief:
„Ich will es jetzt versuchen, ob's grad ist oder schief:
Es soll mein Kind genießen nicht Speise mehr und Trank,
So will ich es erzwingen, als Deiner Lehre Dank.

„Wer ißt vom Brode Christi, den schreckt ja nicht der Tod,
Wer hofft auf den Dreieinen, erfährt auch keine Noth,
Und hat sich dies bewähret an meinem Kind drei Jahr',
Glaub' ich an den Dreieinen, das Brod so wunderbar."

Nicht Antwort schrieb der Bischof, er fleht zu Gottes Macht.
Dietlind' hat ohne Nahrung die Tage zugebracht:
Nicht Durst und Hunger fühlt sie und ist voll Fröhlichkeit,
Wie Ros' und Lilie blühet die liebe Gottesmaid.

So wuchs, die Eltern ehrend, durch Gottes Macht Dietlind'.
Es redet nach drei Jahren der Graf zu seinem Kind:
„Nimm Trank und Speis', Dietlinde, ich bin nicht Deiner werth!
Ich glaub' an Gottes Wunder, die Christi Bote lehrt."

Da eilt die Maid zum Dome und kniet am Altar,
Es reicht ihr Bischof Alfrid das Brod des Lebens dar;
Noch sprach sie Dankgebete, als still ein Engel kam
Und trug die heil'ge Seele zu ihrem Bräutigam.

C. A. Schlüter.

Roggenernte.

Orientalia.

Von J. W. H. Schmidt.

Ueber den praktischen Werth der Höflichkeit und Bescheidenheit gehen die Meinungen der Gelehrten sehr auseinander und doch ist die Höflichkeit eine wahre Wohlthat im gesellschaftlichen Verkehr, das Oel, welches die aneinander reibenden Eisentheile der großen sozialen Maschine befähigt, ohne die aufreibende Erhitzung und mit verhältnißmäßiger Ruhe ihre Arbeit zu thun. Diese Wohlthat empfindet der zarter besaitete Mensch am meisten, der das zweifelhafte Vergnügen gehabt hat, längere Zeit mit Leuten verkehren zu müssen, denen Europas übertünchte Höflichkeit eine terra incognita ist. Wer aber Studien über Höflichkeit machen will, der muß nicht nach Europa gehen, sondern in das klassische Land der Höflichkeit, in den Orient.

Ich finde nämlich, daß die Höflichkeit in Europa schon wesentlich in Mißkredit gekommen ist und wahrscheinlich vor der Pleite steht. Denn die „groben Preußen" haben über die „höflichen Sachsen" triumphirt, die Proben von Höflichkeit, die die Regierungsvertreter in den deutschen Kolonien sich sogar gegen die holde Weiblichkeit „leisteten", sind zu „schlagend", um mit deutscher Höflichkeit preußischer Richtung irgendwie renommiren zu können. Und wer Gelegenheit hatte, mit jugendlichen preußischen Referendaren und Reservelieutenants zu verkehren, der wird in nicht geringe Verwunderung gerathen sein über die schneidige und entschiedene Art, mit der die unreifen Jüngelchens ihre nationalmiserablen, eigentlich wollte ich schreiben nationalliberalen Phrasen zum Besten geben. Geradezu komisch wirkt das sichere Urtheil einer gereiften Lebenserfahrung von 22—24 Jahren, da ist nichts von schlapper Höflichkeit oder umstandsgemäßer Bescheidenheit zu verspüren. Nur die Lumpen sind bescheiden, und die Bescheidenheit bei Tische und anderswo ist eine überlebte Sache, man kommt eben weiter „ohne" ihr.

Im Orient dagegen kommt man weiter mit ihr, wenigstens glaubt man es, denn in keinem Lande der Erde wird die Höflichkeit bis zu einem solchen Grade getrieben wie dort.

Ein Europäer hat ein Stück Land erworben, um Ackerbau zu treiben. Der Bauer bleibt auf dem Grund und Boden wohnen und wechselt nur den Herren. Er bekommt Ochsen, landwirthschaftliche Geräthe und Sämereien unter den landesüblichen Bedingungen geliefert: Ein Drittel des Ertrages an die Regierung, ein Drittel an den Besitzer, ein Drittel an den Bauer oder Fellah. Eines Tages kommt der Bauer zum Besitzer, er weint und schreit, er wirft sich zu Boden, umfaßt die Kniee seines Herrn. Endlich nach wiederholten Fragen erfährt der Europäer zu seinem Schrecken:

„O Herr, Gott ist mein Zeuge, diese Nacht haben die Beduinen mir die Ochsen geraubt und alle Vorräthe, Gott weiß es; ich bin unschuldig; der Herr mag mich richten!"

Natürlich ist alles erlogen. Der Bauer hat das Eigenthum seines Herrn einfach verkauft und den Erlös in die Tasche gesteckt. — Der Europäer eilt zur Polizei, wo ihm der Bescheid wird, daß sofort die umfassendsten Schritte gethan werden sollen, um dem Räuber auf die Spur zu kommen. Es geschieht aber nichts — nicht das Geringste. Der Europäer eilt zu seinem Konsul. Dieser wirft sich in Wichs und fährt schnurftracks zum Pascha. Er wird sofort vorgelassen, der Pascha hört ruhig die feurige Beschwerde des Konsuls an, um ihn dann zu versichern, daß er sofort nach dem Polizeiamt schicken werde, um ihm glänzende Genugthuung zu verschaffen. Mit gehobener Brust, stolz auf den Erfolg seines Auftretens, verläßt der europäische Diplomat den Palast des Pascha. Aber es geschieht nichts — rein gar nichts. Nach einigen Tagen stürmt der schneidige Konsul wieder zum Pascha und macht ihm die heftigsten Vorstellungen, daß bis dato noch kein processus zu vermerken sei.

„Was!" ruft der Pascha, „es ist nichts geschehen? Mein Herr, ich bin tief betrübt, daß ich die Erfahrung mache, daß meine gemessensten Befehle nicht zur Ausführung gelangt sind. Nehmen Sie, bitte, den Ausdruck meines innigsten Bedauerns und die Versicherung, daß der Polizeipräfekt die strengste Strafe zu erwarten hat. Ich werde sofort das Weitere veranlassen."

Er klingelt. Ein Kawaß erscheint, dem die Ordre gegeben wird, sofort dem Herrn die gewünschte Satisfaktion zu verschaffen. Der Konsul verabschiedet sich und es geschieht nichts, gar nichts. Erneute Beschwerden, erneute Höflichkeit, auf Drohungen erfolgen Versprechungen — aber nie eine That.

Mit dieser Art Höflichkeit hängt es zusammen, daß der Orientale nie ja oder nein sagt. Er schlägt dir keine Bitte ab, das wäre ja unhöflich, sondern er spricht: „Gewiß mein Freund, kannst du von mir fordern, was du willst; du weißt, ich bin dein Knecht. Alles, was dein Knecht besitzt, ist dein." Aber er erfüllt nichts. Diese ausweichende, stets höfliche aber charakterlose Rede charakterisirt alle Orientalen ohne Unterschied der Religion, ja bis zu einem gewissen Grade auch die Slaven; ein richtiger Wende sagt niemals: nein, sondern: ich weiß nicht; er sagt nicht: ja, sondern: das kann wohl möglich sein, oder: ich dächte. Diese auffallende Seelenverwandtschaft zwischen Orientalen, d. h. Semiten einerseits und Slaven andrerseits, auch wo die letztern die deutsche Sprache angenommen haben, z. B. in Oberschlesien und in Brandenburg, zeigt sich in dem Bestreben, in weitem Bogen, auf Umwegen zu seinem Ziele zu gelangen, während der rein deutsche Schlag mehr geneigt ist, direkt auf das Ziel loszusteuern. Vielleicht dient dieser Umstand mit zur Erklärung der Thatsache, daß die Russen von jeher gute Diplomaten hatten.

Ein Araber kommt in's Kloster. „Was ist Dein Begehren?" fragt der vielbeschäftigte Priester. „O Herr, Dich zu sehen ist mein einziger Wunsch, zu hören, daß es Dir gut geht, mein einziges Vergnügen."

„Bitte, sag mir, was Du willst, Du siehst, ich habe keine Zeit."

„Herr, schone Deine kostbare Gesundheit, zerrütte nicht durch zu große Arbeit Deine Kraft, Gott soll Dich lange erhalten."

Endlich, endlich, nach stundenlangem Gerede und breitem Geschwätz entpuppt sich des Pudels Kern in einer Anleihe von $1.00. Das Betteln, Lügen und Betrügen, Habsucht und Wucher ist diesem Volke zur zweiten Natur geworden. Der Neuling, der junge, eben erst aus Europa angelangte Priester nimmt oft für baare Münze, was nur leere Redensarten sind, wovon ich ein ergötzliches Beispiel erlebt habe. Ehe ich aber dies erzähle, will ich noch bemerken, daß ein Franziskaner die vorzügliche Taktik einschlug, die Herren Araber mit ihren eigenen Waffen zu besiegen. Während ein Pater, der einfach auf diese Gaunereien ein kräftiges „Nein!" sagte, wegen seiner „Grobheit" verschrien wurde, machte es sein Confrater in folgender Weise: Kam ein Araber wegen irgend einer Unterstützung oder eines Geldgeschäftes, so sagte der kluge Sohn des hl. Franziskus: „Gott weiß alle Dinge, Gott weiß, ob ich Dir das Geld geben werde."

„Also wirst Du es mir geben, Pater?"

„Gott weiß es, was morgen geschieht, und was in der Zukunft liegt, ist ihm nicht verborgen; wir armen Menschen sind unwissend."

„O, Pater, sage mir, wann Du mir das Geld gibst!"

„Wie kann ich etwas sagen, was Gott nur weiß; wir sind sterblich, wir können nicht wissen, was die nächste Stunde bringt."

„Sag mir blos ja oder nein, dann bin ich zufrieden."

„Lieber Freund, morgen ist auch ein Tag, komme morgen, und wir werden sehen, was sich thun läßt."

Schließlich merkten die schlauen Füchse, daß sie ihren Meister gefunden hatten und die heilsame Folge war, daß der Pater mit allen Gaunereien verschont blieb.

So wenig diese Orientalen eine ehrliche Antwort selber zu geben gewillt sind, so sehr lieben sie diese von europäischer Seite zu erhalten. Das Christenthum hat dieses rein materielle Volk eben nur gestreift, es ruht sichtbar ein Fluch auf diesem schönen, herrlichen Lande, dessen Söhne einst das scelus infamum — das unnennbare Verbrechen begingen, ihren König zu kreuzigen. Die Araber haben keine Ideale mehr, als den Mammon, sie können sich nicht vorstellen, daß ein Priester aus Liebe zu Christus und den von ihm erkauften Menschenseelen aus Europa zu ihnen kommt. „Hast du keinen Vater und keine Mutter in der Heimat, hast du kein Haus und kein Geld?" Das ist die Frage, die der Priester oft hören muß, und die Versicherung, daß nur die Liebe zu ihnen und zu Jesus ihn Vaterland und Eltern, Haus und Brüder habe verlassen machen, begegnet einem ungläubigen Kopfschütteln. Der Wucher ist allgemein verbreitet, zwanzig und mehr Prozent sind nichts seltenes. Ueber dieses unerquickliche Thema will ich aber Stillschweigen beobachten; doch habe ich die Bemerkung gemacht, daß der Sinn für das nach unsern Begriffen Schickliche, Ehrbare und Anständige bei den Orientalen wenigstens in Geldsachen ebenso aufhört, wie bei den Occidentalen die Gemüthlichkeit. „Der Jude, wie er leibt und lebt," sagte mir ein hochstehender Geistlicher.

Doch, ich hatte versprochen, noch ein Beispiel anzuführen, wie es einem jungen spanischen Priester ergangen ist, der nach Erlernung des Arabischen von seinem Pfarrer zu einem Kranken gesandt worden war. Nebenbei gesagt, sind die Araber trotz ihres Fanatismus sehr ängstlich und lassen bei der geringsten Kleinigkeit den Priester holen. Also besagter junger Priester kehrte von einem Krankenbesuche heim und wurde auf der Straße von einem katholischen Araber begrüßt. „Herr, gehe nicht an dem Hause Deines Knechtes vorüber, sondern tritt ein."

„Ich habe keine rechte Zeit, ich will wieder nach Haus."

„O Herr, willst Du mich verachten, willst Du mir den Segen vorenthalten, den Dein Fuß über meine Schwelle bringt? Tritt ein, Du Gesegneter des Herrn und bringe Segen über das Haus Deines Knechtes."

Was sollte der arme Priester machen, der mit dem orientalischen „Comment" noch nicht vertraut war? Er trat ein. Die Frau des Hauses erscheint, beide wiederholen die Versicherung, daß heute der glücklichste Tag ihres Lebens sei und sie nöthigen den Priester, auf dem Polster vis-à-vis der Thüre sich niederzulassen. Die Frau eilt und bringt eine Tasse Kaffee, der Mann bringt einen Nargileh. Während der Priester trinkt und raucht, preisen die Eheleute abwechselnd ihr Geschick, einen Priester unter ihrem Dache zu sehen. Der Kaffee ist getrunken, der Priester steht auf und rüstet sich zum Fortgehen. Da wirft sich der Mann ihm zu Füßen und bittet ihn um Himmelswillen, noch zu bleiben, die Frau eilt und bringt frischen Kaffee, der Mann holt einen frischen Nargileh. Die Frau verläßt mit dem Versprechen, sofort wieder zu erscheinen, das „Lokal," bei ihrer Rückkunft verschwindet der Mann auf einige Zeit. Der Priester will gehen, da erscheint der Mann wieder und im Verein mit seiner „besseren" Ehehälfte bittet er kniefällig, noch eine viertel Stunde zu verweilen, die Freude, das Glück wäre zu groß. Die Frau eilt hinaus und kehrt mit einer Schale voll Konfekt zurück, die sie dem Priester präsentirt.

Da thut sich plötzlich die Thür auf, und mit zornig gerötheten Antlitz tritt der Pfarrer des jungen Priesters in das Zimmer: „Was thun Sie hier so lange? Sofort kommen Sie mit!"

Ganz betroffen begleitet der junge Geistliche seinen Vorgesetzten zur Thür hinaus, und entschuldigt sein Ausbleiben mit dem Umstande, daß die lieben Leute ihn doch so herzlich zum Bleiben genöthigt hätten. Da kann der gestrenge Obere ein feines Lächeln nicht unterdrücken und bemerkt: „Eben war Ihr freundlicher Gastgeber bei mir und bat mich, ihn von Ihrem Besuche zu befreien. Er und seine Frau könnten Sie nicht los werden!" —

Das ist buchstäblich wahr und gibt einen Einblick in die ganze erlogene Höflichkeit dieser Semiten.

Der junge Priester aber — wir in Amerika würden sagen: das „Grünhorn" — war durch diese „Pferdekur" gründlich geheilt.

Bei Besuchen gilt es als höchster Ausdruck der Freude, den Gast recht lange auf den unvermeidlichen Kaffee warten zu lassen; je länger der Kaffee ausbleibt und je weniger in der Tasse ist, um so angenehmer gilt der Besuch. Wird der Kaffee sofort servirt und erhält der Gast eine volle Tasse, so kann er daraus erkennen, daß sein Besuch nicht gerne gesehen ist — alle süßen Redensarten ändern daran nichts. Wird vollends eine zweite Tasse gebracht, oder gar noch Süßigkeiten, so heißt das so viel, als: „Nun, hier nimm unser letztes, du Unersättlicher, aber nun mach, daß du 'raus kommst!" Ist das nicht niedlich? Was sagen unsere guten, lieben, ehrlichen deutschen Hausfrauen zu diesen Komplimenten?

Hasenfüße.

Ein Glas Wasser.

Nach dem Französischen, von W. Schwarz.

An einem heißen Nachmittag des Jahres 1815 kehrte der alte Pfarrer von San Pietro, einem in der Nähe von Sevilla gelegenen Dorfe, sehr ermüdet nach seiner Wohnung zurück, wo ihn Senora Margarita, seine würdige siebzigjährige Haushälterin, erwartete. Wenn man auch schon an die Armuth des spanischen Volkes zur damaligen Zeit gewohnt war, so mußte doch die armselige Ausstattung dieser Pfarrwohnung auffallen. Donna Margarita kochte das Abendessen — eine sehr kleine Schüssel Olla Podrida, die eigentlich nichts anderes enthielt, als die Ueberreste des Mittagsmahles, welche die alte Dame mit möglichstem Geschick, unter kluger Anwendung von Gewürzen zubereitete. Der Pfarrer zog mit der Nase den angenehmen Duft ein:

„Gottlob, Margarita," sagte er, „da haben wir ja eine Olla Podrida, die einem den Mund wässern macht. Beim heiligen Petrus! Kamerad, Du darfst ein Gesetz vom Rosenkranz mehr beten, aus Dankbarkeit, ein solches Abendessen bei Deinem Gastgeber zu finden."

Frau Margarita wurde erst jetzt gewahr, daß noch Jemand mit dem Pfarrer in das Haus getreten war. Der Blick, den sie dem Fremden zuwarf, war nichts weniger als freundlich. Der Pfarrer hatte den Blick bemerkt und sagte mit der Sanftmuth eines Kindes, das von den Eltern Vorwürfe erwartet: „Ach was, ist es für zwei Personen genug, so langt es auch für drei. Du würdest doch nicht wollen, daß ich einen Christenmenschen, der schon zwei Tage nichts zu essen bekam, verhungern lasse?"

„Heilige Jungfrau," rief Donna Margarita, „das heißt Ihr einen Christenmenschen? Ein Räuber ist's, ein Räuber!" und sie lief brummend hinaus.

Der Gast des Pfarrers blieb während dieser nichts weniger als einladenden Szene auf der Thürschwelle stehen. Er war von hoher Gestalt, nur halb mit Schaffellen bekleidet, und seine stechenden schwarzen Augen, und noch mehr der lange Karabiner, den er im Arme trug, konnten nicht sehr vertrauenswürdig wirken.

„Soll ich gehen?" fragte er.

„Niemals wird Jemand aus meinem Hause gejagt, den ich eingeladen habe," sagte der Pfarrer ruhig. „Wer unter mein Dach tritt, ist willkommen. Stellt Euern Karabiner in die Ecke, laßt uns das Tischgebet sprechen und dann setzt Euch an den Tisch."

„Meinen Karabiner lasse ich nicht von mir. Wie sagt das kastilianische Sprichwort? ‚Zwei Freunde sind nur Eins.' Mein Karabiner ist mein bester Freund; ich behalte ihn zwischen den Knieen. Wenn Sie mich auch in Ihr Haus treten ließen und mich nicht früher fortgehen heißen, bis ich von selbst gehe, so gibt es Andere, die gerne sähen, wenn ich mit ausgestreckten Füßen aus diesem Hause käme."

„Wie Sie wünschen!" entgegnete der Pfarrer und sprach das Tischgebet. Kaum hatte er „Amen" gesagt, als der Fremde auch schon am Tische saß und sich über das Essen hermachte. Der Pfarrer konnte sich über seinen Appetit nicht beklagen, aber was er da sah, ging über seinen Begriff. Der Fremde schlang fast die ganze Olla Podrida hinunter, leerte die Bockshaut mit Wein, und ließ nichts von dem enormen Laib Brod übrig, der zehn Pfund gewogen haben mag. Während er die Speisen verschlang, wanderten seine Augen unruhig nach allen Seiten; beim geringsten Geräusch fuhr er zusammen, und als der Wind plötzlich eine Thüre zuschlug, sprang er auf und stellte sich mit seinem Karabiner in Positur, wie wenn er sein Leben theuer verkaufen wollte.

„Jetzt," sagte er, indem er den letzten Bissen noch im Munde hatte, „jetzt setzen Sie Ihrem guten Werke die Krone auf. Ich bin am Schenkel verwundet und die Wunde ist seit acht Tagen nicht verbunden worden. Geben Sie mir etliche alte Leinwandstücke, dann will ich Sie von mir befreien."

„Ich will Euch nicht los sein," antwortete der Pfarrer, für den die Szene nicht ohne Interesse war. „Ich verstehe ein wenig von der Behandlung von Wunden und kann dieselben besser verbinden, als ein Dorfbarbier oder Ihr selbst." Damit nahm er aus einem Fache ein Päckchen, welches ein vollständiges Verbandzeug enthielt und machte sich daran, die Funktionen eines Wundarztes auszuüben. Die Wunde war tief. Eine Kugel hatte den Schenkel des Unglücklichen durchbohrt. Daß er mit solcher Verwundung gehen konnte, zeugte von außergewöhnlicher Willensstärke.

„Ihr könnt heute unmöglich weiter gehen," sagte der Pfarrer, nachdem er die Wunde untersucht hatte. „Ihr müßt diese Nacht hier bleiben. Die Ruhe wird Euch stärken, die Entzündung der Wunde wird nachlassen, die Heilung beginnen."

„Ich muß heute, in dieser Stunde noch fort," unterbrach ihn der Fremde rauh. „Es erwartet mich jemand," sagte

er traurig, „und es suchen auch welche nach mir," fügte er mit grimmigem Lachen hinzu. „Haben Sie den Verband angelegt? Gut! Ich fühle so leicht, wie wenn ich unverletzt wäre. Geben Sie mir noch einen Laib Brod und machen Sie sich für Ihre Aufwartung mit diesem Goldstück bezahlt. Adieu!"

Der Pfarrer schob das Goldstück unwillig zurück. „Ich bin kein Gastwirth und ich verkaufe meine Gastfreundschaft nicht."

„Wie Sie wollen, verzeihen Sie. Adieu." Mit diesen Worten nahm der Fremde den Laib Brod, den Donna Margarita auf Befehl des Pfarrers widerwillig herbeigebracht hatte, und bald war seine hohe Gestalt zwischen den das Häuschen des Pfarrers umgebenden Bäumen verschwunden.

Eine Stunde später ließ sich heftiges Musketenfeuer hören und der Fremde erschien wieder in der Thüre, aus einer Brustwunde blutend und bleich wie ein Sterbender.

„Hier," sagte er, indem er dem Pfarrer etliche Goldstücke reichte, „— meine Kinder — Schlucht — bei dem Flüßchen —." Dann stürzte er zusammen. In demselben Augenblick erschienen spanische Gendarmen und banden den Verwundeten. Auf inständiges Bitten des Pfarrers erlaubten sie diesem, die frische Wunde zu verbinden, seine Vorstellungen jedoch, den armen Menschen in diesem Zustande nicht mitzunehmen, wurden nicht beachtet. Sie legten den Gefangenen auf einen Karren. „Ob er so stirbt oder am Galgen, was macht es?" sagte einer; „es ist dies der berüchtigte Räuber José!"

José dankte dem Pfarrer durch ein Kopfnicken, dann verlangte er ein Glas Wasser und als der Pfarrer dasselbe seinen Lippen näherte, flüsterte er: „Haben Sie mich verstanden?" Der Pfarrer nickte.

Als die Gendarmen mit dem Gefangenen sich entfernt hatten, griff der alte Pfarrer nach seinem Hute und ohne auf die eindringlichen Vorstellungen der Donna Margarita zu achten, schritt er hinaus in die Nacht. Nachdem er einen kleinen Wald hinter sich hatte, befand er sich bald an einer Schlucht und fand da neben dem Leichnam einer Frau, die augenscheinlich durch eine verirrte Kugel der Gendarmen getödtet war, einen Säugling und einen Knaben von vier Jahren, der die Mutter am Arme zog, um sie zu erwecken, da er glaubte, dieselbe schlafe.

Der geneigte Leser mag sich das Erstaunen der Donna Margarita vorstellen, als sie den Pfarrer mit zwei Kindern zurückkehren sah. „Alle Heiligen des Himmels," rief sie, „was wollen Sie damit anfangen, Sennor? Welche Nacht! Wir haben selbst nicht genug zum Leben und Sie füttern die Räuber und schleppen kleine Kinder herbei! Ich werde wohl für Euch und sie von Haus zu Haus betteln gehen sollen. Und auch noch Kinder eines Vagabunden, eines Zigeuners, eines Räubers, vielleicht noch Schlimmeres. Ich bin sicher, daß sie noch nicht einmal getauft sind!"

In diesem Augenblicke fing das Kleine zu weinen an.

„Und wie wollen Sie dieses kleine Ding groß ziehen, Herr Pfarrer? Denn wir haben doch die Mittel nicht, um eine Amme zu halten. Man muß eine Saugflasche nehmen; und welche Nächte gibt das für mich! Denn Sie, Sie schlafen gerade so gut wie sonst. Heilige Jungfrau! Es ist noch nicht älter als sechs Monate. Zum Glück habe ich noch etwas Milch hier; ich brauch' sie nur warm zu machen."

Alle Unzufriedenheit vergessend, nahm sie das Kind aus den Armen des Pfarrers; sie wiegte und küßte es und indem sie vor dem Herde niederkniete, streichelte sie mit der einen Hand das Kind, während sie mit der andern die Milch auf Kohlen setzte, um sie zu erwärmen.

Nachdem der Kleine gefüttert, eingewickelt und zum Schlafen gebracht war, kam der größere Junge an die Reihe. Während Margarita ihm zu essen gab, ihn auskleidete und mittelst eines Mantels des Pfarrers ihm eine provisorische Schlafstelle bereitete, erzählte der wackere Mann seiner Haushälterin, wie er die Kinder gefunden und auf welche Weise sie ihm zugewiesen wurden.

„Das ist Alles schön und gut," sagte Margarita, „es handelt sich nur darum zu wissen, wie wir uns und sie durchbringen."

Der Pfarrer öffnete das Evangelium und las laut: „Wer einem dieser Kleinen nur ein Glas kalten Wassers reichet, der hat es mir selbst gethan."

Und „Amen" antwortete Donna Margarita.

Am nächsten Tage ließ der Pfarer die Leiche der Frau beerdigen und sprach die Todtengebete.

* * *

Zwölf Jahre später sonnte sich der Pfarrer von San Pietro, der jetzt nicht weniger als siebzig Jahre zählte, vor seinem Häuschen. Es war Winter, und zwei Tage lang hatte man die Sonne nicht gesehen. Neben ihm saß ein etwa zwölfjähriger Knabe, der laut das Brevier des Pfarrers las und einen beneidenden Blick auf einen jungen Mann von etwa sechzehn Jahren richtete, welcher in dem kleinen zur Pfarrwohnung gehörigen Garten arbeitete. Die alte, blind gewordene Margarita hörte zu.

In diesem Augenblicke ließ sich das Geräusch eines nahenden Fuhrwerkes hören und der kleine Knabe rief erfreut aus: „O, welch prächtige Kutsche, welch prächtige Kutsche!"

Von Sevilla her kam in der That ein prachtvolles Gespann und hielt gerade vor dem Pfarrhause. Ein Bedienter in weißer Livree nahte sich dem Greise und bat um einen Trunk Wasser für seinen Herrn.

„Carlos", sagte der Pfarrer zu dem jüngeren Knaben, „bringe dem Herrn ein Glas Wasser und nimm auch ein Glas Wein mit, wenn er es annehmen will."

Der Herr ließ die Kutschenthür öffnen und trat heraus. Er war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren. „Sind diese Knaben Ihre Neffen?" fragte er den Priester.

„Mehr als das, sie sind meine Kinder — meine Adoptivkinder — wohl verstanden."

„Wie kamen Sie dazu?"

„Das will ich Ihnen erzählen", sagte der Pfarrer, „denn erstens wäre es unanständig, einem hohen Herrn nicht zu antworten, und zweitens brauche ich armer alter und in weltlichen Dingen unerfahrener Mann guten Rath, um zu hören, wie ich die Zukunft dieser Knaben sicher stellen kann."

Er erzählte dem Herrn die Geschichte der beiden Knaben. „Was rathen Sie mir nun zu thun?" fragte er, nachdem er die Erzählung beendigt hatte.

„Lassen Sie die Knaben als Fähndriche in die königliche Garde eintreten, und damit sie auch anständig leben können, setze ich ihnen eine Pension von viertausend Dukaten jährlich aus."

„Ich verlangte einen guten Rath, aber keine schlechten Witze."

„Und dann", fuhr der Fremde fort, ohne auf die letzten Worte des Pfarrers zu achten, „dann sollte auch die Kirche umgebaut werden und neben die Kirche gehört ein nettes

Pfarrhaus. Das Ganze muß mit einem schönen Eisengitter eingeschlossen sein. Warten Sie, ich habe da schon einen Plan in der Tasche. Wie gefällt er Ihnen? Man sollte der neuen Kirche den Namen „Kirche vom Glase Wasser" geben."

„Was heißt das? Was meinen Sie?" — sagte der alte Pfarrer in großer Aufregung. „Welche aufsteigende Erinnerungen! Diese Züge, diese Stimme!"

„Das will sagen, daß ich Don José della Ribeira bin. Vor einem Dutzend von Jahren war ich der „Räuber" José. Ich wußte dem Gefängniß zu entgehen. Die Zeiten haben sich geändert und aus dem Anführer von Räubern wurde ein Anführer von königlichen Parteigängern. Sie nahmen mich gastlich auf und waren meinen Kindern ein Vater. Mögen sie in meine Arme kommen" — und er breitete seine Arme aus, in welche sich die Knaben stürzten.

Als die rührende Szene vorüber war, reichte Don José dem Pfarrer die Hand: „Nun, werden Sie die „Kirche vom Glase Wasser" annehmen?"

Der Pfarrer wandte sich an Donna Margarita und sagte: „Wer einem dieser Kleinen ein Glas kalten Wassers reichet, der hat es mir selbst gethan."

„Amen" — schloß die vor Freude weinende alte Frau.

Als es aber zum Abschiednehmen von den Knaben kam, flossen auch die Thränen des alten Pfarrers.

Ein Jahr später wohnte Don José della Ribeira der Einweihung der neuen Kirche „San Pietro vom Glase Wasser" bei, einer der schönsten Kirchen in der Umgegend von Sevilla.

In den Alleghany Gebirgen.

Gut geendet.

Von H. E. Fürst.

Wendelin Berger war mit seiner jungen Frau im Sommer 1849 nach Amerika gekommen und hatte sich in Trenton, N. J., wo er Verwandte wohnen hatte, häuslich niedergelassen.

Die Ehe war noch kinderlos, aber im Herbst des folgenden Jahres beschenkte die Hausfrau ihren Gatten mit einem gesunden, kräftigen Knäbchen.

Nach zwei Jahren folgte dem kleinen Eduard ein Brüderchen, der muntere Albert, und im Laufe der weiteren Jahre noch ein Brüderchen, Cletus, und zuletzt ein allerliebstes Schwesterchen, das nach der Mutter Namen Theodora getauft wurde.

Berger hatte die ersten sechs Jahre seines Hierseins in einer Cigarrenfabrik gearbeitet, als sich ihm Gelegenheit bot, ein kleines Tabakgeschäft zu übernehmen, das der bisherige Besitzer wegen zunehmender Kränklichkeit nicht mehr weiter führen konnte. Wohl mußte sich Berger jetzt etwas in Schulden stecken, aber das machte ihn nicht bange, denn das Geschäft ging gut und versprach immer besser zu werden; zudem war er ein fleißiger, thätiger und dabei höflicher und zuvorkommender Mann, dem es an Kundschaft nicht fehlen sollte. Und er hatte sich nicht verrechnet und auch jene nicht, die ihm zur Uebernahme gerathen hatten. Der Tabakladen sollte seinen jetzigen Besitzer mit der Zeit zum wohlhabenden Manne machen.

Berger war auch anderweitig vom Glücke recht begünstigt. Vor Allem hatte er das Glück, eine sparsame, häusliche und verständige Frau an der Seite zu haben, die seinen Verdienst zusammenhielt und ihre ganze Kraft daran setzte, ihren Haushalt so einzurichten und ihm so vorzustehen, daß, wie sie oft zu ihrem Manne und zu ihren Kindern sagte, sie sich später keine Vorwürfe zu machen brauche und sie einstens mit ruhigem Gewissen ihr Haupt im Tode niederlegen könne. Berger schätzte und hütete aber auch diesen Edelstein von einem Weibe wie seinen Augapfel und hing mit jeder Faser seines Herzens ihr in Liebe, in Bewunderung und Hochschätzung an.

Seine Dora war seines Lebens Sonnenschein. Vor ihr hatte er kein Geheimniß; ohne ihren Rath that er nichts, und hatte dies niemals zu bereuen gehabt. Sie hatte genaue Kenntniß von dem Stand des Geschäftes und wäre ihr Mann heute plötzlich gestorben, sie wäre nicht unwissend dagestanden und Niemand hätte ihr ein X für ein U vormachen können, wie man im Sprichwort sagt, das leider bei so vielen Frauen, nach dem Ableben ihrer Männer, zum Wahrwort wird und oft die allertraurigsten Folgen hat.

Auch mit den Kindern hatte Berger bisher Glück gehabt. Sie waren prächtig herangewachsen und so gut geartet, daß sie für die Zukunft zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Nichts war an ihnen gespart worden sie zu edlen, tugendhaften und nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden. Frühzeitig wurde ihnen die Liebe zur Religion, die Anhänglichkeit an ihre Kirche eingepflanzt, und so konnte es kaum fehlen, daß der mit so großer Sorgfalt in's Herz gestreute gute Same mit der Zeit nicht auch seine guten und edlen Früchte hervorbringen sollte.

Eduard war jetzt achtzehn Jahre alt geworden und war in seines Vaters Geschäft als Buchhalter eingetreten. Albert und Cletus waren fort auf Kollegien und Theodora besuchte noch die Werktag-Schule und bereitete sich auf ihre erste hl. Kommunion vor. In all diesen Jahren war noch nichts vorgefallen, was den Frieden und das Glück der Familie Berger hätte stören können. Keine Krankheit, keine Noth, kein Mißgeschick irgend welcher Art hatte noch je dieses Hauses Schwelle berührt. Nichts als Sonnenschein, Liebe, Einigkeit, Friede und Freude rings umher.

Doch es ist nicht gut, daß der Mensch immer im Glücke lebe, es müssen Leiden und Trübsale über ihn hereinbrechen, um ihn, wie das Gold im Feuerofen, zu läutern und zu prüfen. Auch über Berger, den Glücklichen und darum gar Vielbeneideten, sollten jetzt auf einmal die Leiden und die Prüfungen hereinbrechen, und für längere Zeit den bisherigen Himmel voll Wonne und Sonnenschein — umdüstern.

Berger hatte in seinem Laden einen jungen Mann Namens Barns Roller als Clerk angestellt. Derselbe war ihm von einem Geschäftsfreund empfohlen worden und da er, wie es hieß, die einzige Stütze seiner verwittweten Mutter war, so war Herr Berger auch gleich bereit, ihm Beschäftigung zu geben.

Der neue Clerk trat sehr höflich und manierlich auf, bediente die Kunden mit größter Zuvorkommenheit und zeigte sich in seinem ganzen Thun und Lassen als verständiger und gebildeter Mann. Berger freute sich nicht wenig, ein solches Modell von einem Ladendiener zu haben und wußte des Lobes über ihn fast kein Ende mehr. Auch die andern Clerks konnten ihn gut leiden; war er doch sichtlich bemüht, sich bei ihnen auf allerlei Weise angenehm zu machen. Ganz besonders aber schien es Barns daran gelegen zu sein, sich bei dem jungen Buchhalter, bei Eduard, in Gunst zu setzen. Es kostete ihn dieses nicht viele Mühe, denn so einem freundlichen, liebenswürdigen Kameraden konnte der gute und weichherzige Eduard ja nicht widerstehen. Bald waren die

Beiden die besten und intimsten Freunde. Und wer sich am meisten darüber freute, das war unser Herr Berger. Nun brauchte er für seinen Sohn sich nicht mehr zu ängstigen; jetzt, da dieser so einen exemplarischen jungen Mann an der Seite habe, meinte er, würde er auch in dem gewohnten Guten verharren und von aller verderblichen Gesellschaft sich ferne halten. So, ohne alle weiteren Bedenken ließ er nach in seiner bisherigen Wachsamkeit und löste dadurch vielleicht allzu schnell das Band, das seinen Sohn von seinen kindlichen Tagen an in Zucht und Gehorsam gehalten und mit Liebe und Ehrfurcht an das Vaterhaus gebunden hatte.

Herr Berger hatte es natürlich nicht versäumt, seiner lieben Frau von dem neuen Clerk zu erzählen, und welchen Schatz er sowohl für das Geschäft, als auch für den Sohn in ihm gefunden habe. Auch Eduard hatte der Mutter nur Liebes und Gutes über den neuen Freund zu sagen, so daß auch sie sich nicht wenig darüber freute und recht begierig war, mit ihm bekannt zu werden. So ließ sie ihn denn auf einen Abend zum Besuche einladen, denn es drängte sie auch, über die Mutter dieses vortrefflichen jungen Mannes Näheres zu erfahren. Barns hatte aber an diesem Abend zufällig Kopfschmerzen und ließ sich deshalb bei der Hausfrau auf's Freundlichste entschuldigen. Bei der nächsten Einladung hatte er dasselbe Mißgeschick und bei der dritten hatte er ganz urplötzlich sich den Fuß verstaucht und mußte am Abend auf einen Stock gestützt nach Hause gehen. Die Sache kam Frau Berger wohl etwas kurios vor und sie meinte, Barns geniere sich vielleicht zu kommen und die Unpäßlichkeiten seien blos ein Vorwand, um auf diese Weise sich der Unannehmlichkeit eines Besuches zu entziehen. Aber ihr Mann und Eduard waren ganz anderer Meinung und suchten sie zu überzeugen, wie leid es Barns thue und wie schlecht er darüber fühle, daß er ihrem Wunsche noch niemals habe Folge leisten können.

Sie ließ es gelten, aber es fiel ihr niemals wieder ein, die Einladung zu wiederholen. So war fast schon ein halbes Jahr verflossen und sie hatte den neuen Clerk noch nicht zu Gesicht bekommen. Das Geschäftshaus lag viele Blocks von ihrer Wohnung entfernt und es war selten, daß sie dahin kam. Höchstens wenn sie einmal dort vorbei fuhr, ließ sie einige Minuten halten, um mit ihrem Manne oder mit Eduard einige Worte zu wechseln.

Eines Tages nun geschah es, daß sie wieder dort vorbeifuhr, aber diesesmal ohne zu halten. Berger, der dieses von seiner Office aus gerade noch bemerkt hatte, schickte ihr schnell Barns nach, mit dem Ersuchen zurückzufahren, er habe ihr etwas mitzutheilen.

Bei dieser Gelegenheit wurde sie dann auch mit dem neuen Clerk bekannt gemacht, der aber, wie sie später gar oft sagte, keinen guten Eindruck auf sie gemacht habe. Doch hütete sie sich damals, ihrem Manne gegenüber davon Erwähnung zu thun, denn so ohne allen Grund hätte sie sich ja der Sünde gefürchtet, den jungen Mann in Verdacht oder Mißkredit zu bringen, zudem sie ja bisher nichts als Gutes und Liebes über ihn gehört hatte. Dessenungeachtet betrachtete sie ihn von der Stunde an mit Mißtrauen, und sie hegte die größte Besorgniß, Eduard möchte durch ihn verdorben werden.

Aber so scharf sie ihren Sohn auch beobachtete, er schien ihr noch immer der gleiche gute und unschuldige Junge zu sein, der er bisher gewesen, und der sich dann auch nicht so leicht auf Abwege würde führen lassen.

Recht erstaunt aber war sie, als ihr Mann ihr eines Tages mittheilte, daß Barns ihm ganz unverhofft heute die Stelle gekündigt habe und sich auch durch Nichts mehr habe bewegen lassen zu bleiben. Es sei ihm dieses höchst unlieb und er hätte lieber drei von seinen andern Clerks verloren, als diesen musterhaften jungen Mann, der auf das Geschäft geschaut, als wäre es sein eigenes, und auf den er sich in Allem so verlassen konnte. Besonders thue es ihm auch um Eduard leid, und dieser sei ganz untröstlich darüber, den guten Freund so unverhofft verlieren zu müssen.

Was Barns so plötzlich zu diesem Schritt bewogen, könne er sich gar nicht denken. Er sagte wohl, der Tabakgeruch mache ihn krank und er müsse Luftveränderung haben; aber das seien leere Ausreden. Frau Berger war über das Gehörte recht nachdenkend geworden. Es wurde ihr immer klarer, daß sie sich in dem jungen Mann nicht getäuscht habe und ihr Mißtrauen ein begründetes war. Aber sie konnte ihn ja keines Fehlers zeihen und so mußte sie doch noch immer fürchten, daß ihr Urtheil ein falsches und freventliches sein möchte. Doch es sollte nicht lange anstehen, so mußte sie zu ihrem Schrecken erfahren, daß der galante, feine und höfliche Clerk weiter nichts als ein gemeiner Betrüger war, der nur darauf ausging, ihren Sohn zu verführen und dadurch Ruin, Schande und Elend über ihr ganzes Haus zu bringen. Eduard schien sich über den Weggang seines Freundes außerordentlich zu kränken; es schmeckte ihm kein Essen und kein Trinken mehr, er sah bleich und verkümmert aus, hatte keine Lust, keinen Muth mehr zur Arbeit, und wie sein Vater bemerkte, saß er oft halbe Stunden lang vor seinem Schreibtisch, ohne eine Hand oder eine Feder zu rühren.

Wenn er zu Hause und unter den Augen seiner Mutter war, da nahm er sich wohl zusammen, munter und guter Dinge zu sein, aber es gelang ihm nur schlecht und es war auch eitles Bemühen, seine Mutter täuschen zu wollen; diese blickte tiefer und es nahm sie nicht lange, so war sie zur Gewißheit gekommen, daß hinter diesem gedrückten, scheuen und unstäten Wesen ihres Sohnes noch etwas anderes, als die bloße Trauer um Barns stecken müsse. Sie suchte deshalb der Sache auf den Grund zu kommen und nahm sich vor, ihren Eduard eines schönen Tages in ein scharfes Verhör zu nehmen.

Doch es bedurfte dessen nicht. Eduard konnte den peinlichen Zustand, in dem er sich befand, nicht mehr länger ertragen. Er hatte das Unheil, das über das Haus seines Vaters hereinbrechen sollte, ja selbst heraufbeschworen; er mußte sich mittheilen, seine Schuld bekennen und die Eltern auf den Sturz vorbereiten. Er kannte seine Mutter als eine tiefreligiöse und darum auch starke und muthvolle Frau; vor ihr wollte er ein offenes Bekenntniß ablegen, ihre Verzeihung erflehen und dann sollte sie beim Vater seine Anklägerin und zugleich seine Fürbitterin machen. Thue sie dieses, dann sei ihm auch die Verzeihung von Seite des Vaters gewiß und ihre milden und freundlichen Worte würden den Sturm beschwichtigen, den die Mittheilungen über den ungetreuen, unredlichen und undankbaren Sohn naturgemäß in ihm hervorrufen werde.

Es war des andern Tages, als in stiller Abendstunde Eduard zu den Füßen seiner Mutter saß und ihr ein Geständniß ablegte, das sie so mit Wehmuth und Schrecken erfüllte, daß sie glaubte, ihr Herz müsse zerspringen und sie lange keines Wortes der Erwiderung fähig war.

Sie hatte sich also nicht getäuscht. Barns war nicht der Mensch, als der er sich zeigte. Unter der Maske eines genialen, freundlichen Wesens trug er ein falsches, schlechtes

und grundverdorbenes Herz. Eduard hatte sich von ihm täuschen lassen und war das Opfer seiner Verführungskünste geworden. Ja bis zum Kassendiebe und zuletzt gar noch bis zum Fälscher hatte er sich durch die schönen Worte und gleißnerischen Versprechungen dieses gott- und ehrvergessenen Menschen hinreißen lassen. Ohne Wissen seines Vaters hatte er seinem saubern Kameraden eine Summe Geldes nach der andern vorgestreckt, um wie dieser ihm weis machte, eine Spekulation in Ländereien zu betreiben, die irgendwo im Westen liegen sollten, und mit denen er sein Glück zu machen hoffte. Natürlich wollte er das Geld nur geliehen haben, um es mit hohen Prozenten wieder zurückzuzahlen, worüber sich Herr Berger nicht wenig freuen würde. Eduard hatte Anfangs seine Bedenken, aber Barns wußte ihn so zu bearbeiten und so auf ihn einzuwirken, daß er bald sein gefügiges Werkzeug wurde. Dann verleitete er ihn heimlich zum Trunke, nahm ihn abends mit in Gesellschaft, die ihm mit der Zeit verderblich werden mußte und an den Spieltisch, wo er und seine Kumpanen dem unerfahrenen, unklugen und leicht zu bethörenden Jüngling das Geld nur so aus der Tasche lockten und ihn Schritt für Schritt dem Verderben entgegenführten, ohne daß sein Vater auch nur eine Ahnung davon hatte. Herr Berger hätte auch seinen so gut und streng erzogenen Sohn zu so etwas nicht für fähig gehalten und es vielleicht auch nicht geglaubt, wenn es ihm jemand gesagt hätte. Das wußte auch Eduard und gerade auf das hin sündigte er und nahm die Sache auf die leichte Schulter.

Vor seiner Mutter hatte er in dieser Hinsicht viel mehr Respekt. Vor ihr mußte er sich gewaltig zusammen nehmen, um sich nicht zu verrathen. Nimmer aber wäre ihm dieses gelungen, wäre sie Leiterin des Geschäftes gewesen und hätte sie Eduard so beständig um sich und unter den Augen gehabt, wie sein Vater. Und Barns hätte es nie zuwege gebracht, so lange den Falschen und Hinterlistigen zu spielen und ihren Sohn so in die Gewalt und unter seine Herrschaft zu bringen. Barns fühlte dieses auch instinktmäßig und darum vermied er auch so sorgfältig ihre Nähe und das schon lange vorher, ehe er sie nur je gesehen hatte.

Eduard hatte ihm genug von seiner Mutter erzählt, woraus er schon schließen konnte, daß es für ihn rathsamer sei, sich von ihr ferne zu halten, denn sonst könnte es schon geschehen, daß sie vor der Zeit hinter seine Schliche käme und ihm eines Tages ganz unverhofft und auf recht unliebsame Weise das Handwerk lege.

Und daß er sich in seiner Meinung nicht geirrt habe, das sagte ihm der ernste und forschende Blick, den sie bei der ersten Begegnung auf ihn gerichtet hatte, und dem er sich nicht schnell genug wieder entziehen konnte.

Frau Berger hatte jetzt aber auch etwas zu bereuen, und sie machte sich die bittersten Vorwürfe darüber, daß sie nicht ihrem Manne ihre Bedenken über seinen musterhaften Clerk mitgetheilt und ihm angerathen habe, auf denselben aufmerksamer zu sein, besonders da sie wußte, daß er sich danach gerichtet hätte, denn wenn ein Wort etwas bei ihm galt, so war es das ihrige. Wie vieles Unheil hätte sie also verhüten können. — —

Was sie aber am meisten schmerzte, war nicht so sehr der Verlust des vielen Geldes, als vielmehr die Wahrnehmung, welch überaus schwachen Charakter ihr Eduard besitze und wie leicht er, trotz der sorgfältigen Erziehung, die er genossen, auf Abwege geführt werden könne.

War das jetzt die Frucht ihrer Mühe und Sorgfalt, ihres Gebetes und ihrer Nachtwachen und all der unzähligen Opfer, die eine Mutter zu bringen hat, bis ihre Kinder groß gezogen sind! —

Wie konnte sich ihr Kind vermessen, auf solche Weise sich gegen Gott und gegen seine Eltern zu versündigen und alle Liebe und Güte mit solch schwarzen Undank lohnen?! — —

Es war mehr, als sie zu fassen vermochte, und trüben und kummervollen Blickes schaute sie in die Zukunft. Wie wird sich diese für ihren Eduard gestalten, wenn er sich nicht ermannt und aus diesem Falle nicht eine heilsame Lehre für sein Leben zieht. —

Sie konnte diese Nacht vor lauter Gedanken und Sorgen kein Auge schließen und mit Schrecken sah sie dem kommenden Morgen entgegen. Eine schlimme Aufgabe war ihr vorbehalten; sie hätte sich gerne derselben entzogen, aber Eduard hatte sie ja so flehentlich gebeten, seine Vermittlerin beim Vater zu machen und ihm das Schuldbuch seines von ihm so schmählich hintergangenen Sohnes vorzulegen.

Wie weh, wie entsetzlich weh, that es ihr, das gute Herz des von ihr so heiß geliebten und verehrten Mannes, mit solcher Hiobspost belasten und verwunden zu müssen! —

Aber es mußte geschehen und duldete keinen weitern Aufschub mehr, sollte es der Vater nicht in Bälde, ja vielleicht heute noch, und dann nur auf höchst unliebsame Weise von anderer Seite erfahren. Der Fall durfte nicht in die Oeffentlichkeit dringen; die Ehre des Hauses durfte nicht angetastet, der Sohn nicht als Fälscher und Betrüger gebrandmarkt werden. So kämpfte die Mutter den eigenen Schmerz nieder und zögerte nicht mehr länger, ihren Mann mit der Sachlage bekannt zu machen, so wie sie selbe aus dem Geständniß Eduard's vernommen.

Herr Berger war anfangs wie aus den Wolken gefallen; das Gesagte erschien ihm wie ein Mär oder ein böser Traum. Aber so sehr sich auch sein Inneres dagegen sträubte, er mußte doch endlich daran glauben, daß sein Sohn, auf den er so große Stücke gebaut, und auf den er so stolz gewesen, ihn auf so schmähliche Weise hintergangen und betrogen habe. Es brach ihm fast das Herz darüber und es brauchte jetzt alle Beredsamkeit seiner Gattin, sein gebeugtes Gemüth wieder aufzurichten und ihn mit Gründen der Vernunft und der Religion Muth und Trost einzuflößen.

O wie bereute er jetzt den Fehler, den er gemacht, indem er in seiner bisherigen Wachsamkeit nachgelassen und ein zu großes Vertrauen, sowohl in seinen Sohn, als in den ihm unbekannten fremden Menschen gesetzt habe.

Wie blind war er doch gewesen und wie verächtlich kam er sich jetzt selber vor, sich so zum Opfer dieser beiden leichtfertigen Buben gemacht zu haben.

Aber was half alles Klagen; das Unglück war geschehen und er mußte darauf denken, Weiterem vorzubeugen und die gefährdete Ehre seines Hauses aufrecht zu erhalten.

Er ließ Eduard zu sich auf's Zimmer rufen, wo er ihn in scharfes Verhör nahm und nicht eher ruhte bis dieser nun auch vor ihm ein umfassendes und in allen Punkten genaues und klares Geständniß abgelegt hatte. Es kostete Eduard freilich Angst und Schweiß genug, bis alles heraus war, aber er wollte dem Vater nun auch nichts mehr verschweigen; er sollte und mußte Alles wissen. Das Gewissen ließ ihm doch keine Ruhe mehr und quälte ihn mit Vorwürfen Tag und Nacht. Als er aufrichtig alles eingestanden hatte, fühlte er sich von einer großen Last befreit und war gerne bereit, jede Strafe hinzunehmen, die sein Vater über ihn verhängen möge. —

Dieser aber begnügte sich vorläufig mit dem Versprechen, daß er sich aufrichtig bessern wolle, und sich bestreben werde, durch Fleiß und Thätigkeit den durch seinen Leichtsinn verursachten Schaden wieder einigermaßen zu ersetzen. Und daß er sein Wort gehalten, werden wir schon noch im Verlaufe der Geschichte sehen.

Nachdem Herr Berger den Verlust überschlagen, die Schulden bezahlt, die falschen Wechsel eingelöst hatte, wollte ihm fast wieder der Muth sinken, denn er fand, daß er im Vergleiche zu seinen früheren Verhältnissen nun ein armer Mann sei. Der Sturz von der Höhe in die Tiefe thut weh, ja kostet gar oft das Leben. Auch ihm war es jetzt, als müsse er dem Sturze erliegen und könne nun nicht mehr weiter leben. Aber der gute Engel an seiner Seite, seine treue Gattin, wußte seinem gebeugten und kummervollen Herzen wieder Trost und Hoffnung einzuflößen, so daß er endlich sich geduldig in sein Schicksal ergab und es als eine Prüfung von Oben hinnahm.

Von nun an ging es auch besser und bald fühlte er sich in seinem kleinen Lädchen wieder so heimisch, wie in früheren Jahren, ehe ihm das Glück so hold gewesen. Einige Blocks von seinem früheren Geschäftsplatz entlegen, war ein kleiner Laden gerade leer geworden, und er beeilte sich denselben zu miethen, denn er lag an einer sehr frequenten Straße, wo Aussicht war, nach und nach eine gute Kundschaft heranzuziehen.

Buchhalter und Clerks hatte er vorderhand keine nöthig; mit Hilfe eines kleinen Jungen konnte er schon das Geschäft besorgen.

Eduard hatte es gerade auch getroffen — in einer großen Kleiderhandlung als Buchhalter eintreten zu können, worüber er sich nicht wenig glücklich fühlte, denn Geld verdienen und damit seine Schuld abbezahlen, hatte er sich zur Aufgabe gesetzt und wollte auch nicht eher ruhen bis ihm dieses gelungen. Aber es hätte schon Jahre gebraucht und ganz besonderes Glück, hätte er auch noch die Summen ersetzen wollen oder müssen, die sein netter Kamerad heimlich und ohne sein Wissen aus der Kasse entwendet hatte und schließlich damit durchgebrannt war.

Barns mußte die Stadt verlassen haben, denn alle Nachforschungen, die Eduard und sein Vater später nach ihm anstellten, blieben ohne Erfolg.

Kurios war es, daß es Niemanden gab, der einem nähere Auskunft über den Menschen hätte geben können, selbst nicht seine Zech-Brüder, mit denen er doch jeden Abend zusammenkam. Man konnte nichts von ihm erfahren oder erfragen. Wenn er auch über alles schwätzte, über sich und seine Person beobachtete er hartnäckiges Stillschweigen, so daß ihm auch zuletzt Keiner mehr etwas fragte, was auf ihn Bezug hatte.

Eduard, den er gleich als einen gutherzigen, aber noch sehr unerfahrenen und leichtgläubigen Jungen erkannt hatte, und den er für seine Zwecke benützen und ausbeuten wollte, bürdete er das Märchen auf, daß sein Vater ein reicher Mann in England sei, der gegen den Willen seiner Eltern, seine Mutter, die ein sehr schönes aber blutarmes Mädchen war, geheirathet habe. Dadurch zog er sich den Zorn seines Vaters zu und dieser beschloß, ihn zu enterben. Der Vater trotzte dieser Drohung und wanderte mit seiner Gattin nach Amerika aus.

Im Anfang ging alles gut und die Beiden lebten zusammen so glücklich und zufrieden, wie die Vögelchen im Hanfsamen. An Arbeit war der Vater nicht gewöhnt und er brauchte auch vorläufig nicht zu arbeiten, denn er brachte eine schöne Summe mit herüber, mit der sich schon für längere Zeit haushalten ließ. Auf Weiteres dachten sie nicht.

Bald sei ihnen ein Söhnchen geboren worden, er nämlich, worüber sie ihrer Freude gar kein Ende mehr gewußt hätten. Endlich aber ging das Geld auf die Neige und die Armuth starrte ihnen entgegen. Dem Vater gefiel die Sache nicht. Er sann darauf, sich der Bürde von Weib und Kind zu entledigen und wieder nach England zurückzukehren.

Er war gewissenlos genug, seinen Plan auch eines schönen Tages auszuführen und Weib und Kind zu verlassen und sie schutzlos allem Elend preis zu geben. Was seine Mutter in jener Zeit gelitten, daß sei nicht an den Himmel zu malen. Hätten nicht barmherzige Menschen sich ihrer erbarmt, sie wäre sammt ihrem Kinde zu Grunde gegangen. Sie hätte ihn unter vielen Mühen und Opfern endlich groß gezogen, und jetzt sei er im Stande, für sie hinreichend zu sorgen. Einstweilen habe er sie bei guten Freunden in New York untergebracht; aber damit sei er nicht zufrieden, sie müsse es noch viel schöner haben und er werde nicht ruhen, bis er sein Ziel erreicht habe. Er müsse reich werden und habe sich deshalb auch schon in mehrere Spekulationen eingelassen, die ihm mehr oder weniger geglückt wären; aber jetzt sei er auf dem Wege seinen Schritt zu machen, wenn ihm nur die Hilfe dazu nicht ausbleibe und er einen guten und vertrauten Freund finden könne, der ihm das nöthige „Cash" dazu vorstrecken würde.

Mit solchen und ähnlichen Geschichten hatte er sich Eduard's Vertrauen erschlichen und Sympathie und Mitleiden für sich erweckt, so daß dieser zuletzt alle Vorsicht außer Acht ließ und kein Geld und keine Bücher mehr vor ihm verschloß und ihn mit dem „Cash" aushalf, so oft er es verlangte.

Kein Wunder, daß Herrn Berger fast die Haare zu Berge standen, als er seine Kasse und seine Bank- und Geschäftsbücher einer Prüfung unterwarf.

Eduard hatte sich verleiten lassen, zweimal, zu Gunsten Barns, Wechsel auf seines Vaters Namen auszustellen, was ihm aber bald große Bedenken machte, die er auch Barns mittheilte. Dieser aber lachte ihn nur aus und suchte ihm die Sache als ganz unschuldig hinzustellen. Eduard ließ sich damit nicht zufrieden stellen, sondern wurde ziemlich nachdenklich und kämpfte mit sich Tage lang, ob er nicht seinem Vater alles entdecken solle, aber Furcht und Scham hielten ihn zurück und nahmen ihm jedesmal wieder den Muth zu einem offenen Bekenntniß.

Barns las die Gedanken seines Freundes und die Angst vor der Entdeckung ließ ihm nun auch keine Ruhe mehr, so hielt er es für das Beste, sich aus dem Staube zu machen.

Er benützte dazu einen Tag, an welchem Eduard in Geschäften abwesend war. Als wäre er der beste und unschuldigste Mensch von der Welt, trat er vor Herrn Berger hin und kündigte ihm die Stelle, ihn versichernd, daß er dieses nur zu seinem größten Bedauern thue, aber daß dringende Familien-Verhältnisse solches, ohne weiteren Aufschub, von ihm fordern. Das war nun alles, was er zu seiner Entschuldigung angab. Auf weitere Frage, die Herr Berger glaubte schon der Höflichkeit wegen an ihn stellen zu müssen, hatte er nur Ausreden oder ein zweideutiges Achselzucken, was dieser auch bald merkte und nicht mehr weiter frug. Warum er aber gerade heute fort wolle und nicht erst Eduards Zurückkunft abwarte, und auch von ihm Abschied nehme, da sie doch die besten Kameraden von der Welt ge-

Schüler-Ausflug. — Nach einem Gemälde von W. Zimmer.

Papa kommt.

wesen, kam Herrn Berger höchst kurios und ganz unbegreiflich vor, aber Barns erklärte es ihm dahin, daß er gerade die Abwesenheit Eduard benützen wolle, indem es ihm rein unmöglich sei, von ihm, seinem geliebten Busenfreund, persönlich Abschied zu nehmen, es würde sie Beide zu schmerzlich berühren und es möchte eine Szene absetzen, die er vermeiden wolle und müsse. Daß Eduard Alles in Bewegung setzen würde ihn zurückzuhalten, das wisse er schon im Voraus, aber das dürfe nicht geschehen und so sei es besser er gehe gleich heute.

Herr Berger mußte sich damit zufrieden stellen, so leid es ihm auch um seinen Eduard that. Barns hatte ihm ja auch versprochen, er wolle Eduard brieflich alles mittheilen, was ihn genöthigt hätte, diesen eiligen Schritt zu thun. Er würde ihm dann schon vergeben und sich darüber zu trösten wissen.

Herr Berger hatte Barns zum Abschied und als Zeichen seines besonderen Wohlwollens einige Banknoten in die Hand gedrückt, was dieser mit einem verschmitzten Lächeln hinnahm, aber doch meinte, er hätte so große Güte durchaus nicht verdient.

Ohne von irgend einem der übrigen Clerks Abschied zu nehmen, verließ er spornstreichs das Geschäfts-Lokal, was einem Jungen, der ihm nachschaute, zu der Bemerkung Veranlassung gab: „Der Barns, der springt ja, als ob er gestohlen hätte."

So verließ er das Haus, wo er so liebevoll aufgenommen und so große Gunst genossen, zum Danke aber nur Unglück angerichtet hatte.

Als Eduard bei seiner Zurückkunft die Neuigkeit hörte, glaubte er, der Schlag hätte ihn berührt, so war er darüber erschrocken. Wie sollte er das weggeliehene und abgeschwindelte Geld wieder zurückbekommen? war sein erster Gedanke. Der Ruin seines Vaters war gewiß, wenn das alles verloren sein sollte. Sein Kummer und Schmerz darüber war grenzenlos. Er machte sich noch denselbigen Tag auf die Suche nach dem falschen Freund, aber dieser war schon längst in Sicherheit und lachte über den einfältigen Burschen, den er auf so leichte Weise so großartig belügen, betrügen und beschwindeln konnte.

Jetzt, nachdem wir Alles gehört haben, können wir schon verstehen warum Eduard den Verlust seines theuren Freundes so sehr beklagt und betrauert hat. — — — —

II.

Wir haben den bisherzigen Schauplatz unserer Erzählung verlassen und befinden uns jetzt weit davon entfernt — in New Orleans.

Es ist noch ziemlich früh am Morgen und ein junger Mann sitzt lesend in einer Barbierstube. „Das ist jetzt gerade, was ich suche. Nun will ich aber gleich zu dieser Frau Müller hinüber laufen und mir die Wohnung einmal ansehen." Mit diesen Worten warf er das Blatt aus der Hand, griff nach Rock und Hut und eilte zur Thüre hinaus.

An der Straßenecke begegnete er einem Bekannten, den er ersuchte, einige Minuten auf den Barbierladen obacht zu geben, er sei gleich wieder zurück. Der Mann versprach es, schaute den Barbier lächelnd nach und dachte bei sich im Weitergehen, daß es mit der Heirath nun doch bald los gehen werde, denn umsonst schaue der John nicht so rosenfarbig drein und die Eile in aller Frühe habe auch etwas zu bedeuten.

In einer Straße, nur einen Block von seinem Laden entfernt, war der junge Mann vor einem hübschen Hause stehen geblieben, und nachdem er dasselbe von oben bis unten aufmerksam betrachtet hatte, zog er die Glocke.

Ein nettes, sauberes Mädchen erschien an der Thüre und wies ihn höflich in den Parlor, wo er Frau Müller erwarten möge, sie werde gleich kommen.

Sie ließ auch nicht lange auf sich warten und bald saß er einer freundlichen, deutschen Frau gegenüber, der er sich als der Barbier John Straub vorstellte.

„Ich las soeben im Morgenblatt" — fuhr er in seinem Gespräche fort, „daß Sie einen Theil Ihrer Wohnung zu vermiethen haben und da bin ich gleich herübergelaufen, ich betreibe nämlich mein Geschäft Ecke von Jefferson und Bruce Straße, um mir die Wohnung anzusehen. Gefällt Sie mir und wir können Handels einig werden, dann will ich sie auch gleich miethen."

Frau Müller war eine Frau, die bei aller Liebenswürdigkeit das Leben von einer praktischen Seite auffaßte und bei allen ihren Handlungen mit Bedachtsamkeit zu Werke ging.

Sie hatte sich darum ihren Miethmann auch — und zwar sehr genau angesehen, und als Straub in die Tasche griff, um die erste Monatsrente im Voraus zu bezahlen, da wehrte sie ihm dieses und nahm das Geld nicht an.

„Ehe wir den Handel abschließen, Herr Straub," sagte sie, „muß ich zuvor Ihre Frau gesehen haben. Es mag Ihnen dieses vielleicht kurios vorkommen, aber ich habe meine guten Gründe dafür, die ich Ihnen aber heute nicht erklären kann."

„Und ich Madam," entgegnete Straub, „bin leider nicht im Stande, Ihnen weder heute noch morgen meine Frau vorzustellen, denn vorerst habe ich noch keine, aber eine liebe Braut habe ich, und diese werde ich Ihnen herbringen und das vielleicht schon morgen Nachmittag, wenn es sein kann."

„Schön, Herr Straub," meinte Frau Müller, „wenn Sie keine Frau bringen können, dann bringen Sie nur die Braut, die genügt mir vollkommen."

„Und daß sie Ihnen gefällt, Madam, davon bin ich überzeugt." Und mit freundlichem Gruß verabschiedete er sich von seiner neuen Hausfrau, die ihm wohlwollenden Blickes nachschaute und jetzt recht begierig war, die Braut dieses hübschen und anständigen jungen Mannes kennen zu lernen.

Sie brauchte nicht lange darauf zu warten, denn ihre Neugierde sollte schon des andern Tages befriedigt werden. In Louisa Stahl, einem lieben blauäugigen Mädchen, sollte sie die die Verlobte ihres neuen Miethers kennen lernen.

Dieselbe machte auf Frau Müller sogleich einen günstigen Eindruck, was Straub mit großer Befriedigung auch gleich bemerkte. Der Miethsvertrag wurde nun auch ohne Weiteres abgeschlossen, da die Hochzeit in sechs Wochen stattfinden sollte.

Dem angenehmen, wonnigen Frühlingstag folgte eine mondscheinhelle, heitere Nacht. Frau Müller saß in ihrem Schlafgemach am offenen Fenster und schaute gedankenvoll zu der silbernen Scheibe des Mondes empor, der so ernst und schweigsam seine Bahnen zog. Ihre Gedanken schweiften weit ab und riefen Erinnerungen an eine schöne, aber längst vergangene Zeit in ihr Gedächtniß zurück.

Vor nicht ganz vierzig Jahren war es, und gerade in einer so wunderlieblichen, zaubervollen Frühlingsnacht, als sie, ein junges Mädchen von neunzehn Jahren, ihre Hand in die eines jungen Mannes legte und ihm versprach, nach zwei Jahren seine Gattin zu werden, wofern ihre Eltern damit

einverstanden wären. Karl Lauer gab sich damit zufrieden und dünkte sich nun der glücklichste Mensch von der Welt zu sein. Aber Anna Rhoden sollte nie seine Gattin werden. Die Eltern Anna's hatten der Herkunft ihres künftigen Schwiegersohnes, der ihnen vollkommen fremd war, in seinem Geburtsorte nachgeforscht und ausgefunden, daß die Lauers von jeher in keinem sehr guten Ruf gestanden hätten und viel mit Lug und Betrug umgingen, und daß ihnen überhaupt in keinem Stücke zu trauen sei. Die Männer seien wahre Haustyrannen und die Frauen hätten bei ihnen ein hartes Loos. Zwar sollte man dieses von ihnen nicht denken, denn im Umgange machten sie den Eindruck von ganz honetten Leuten, aber bei diesem Geschlechte sei eben die Heuchelei und Verstellung ein Erbstück und die Angel, womit sie nichtsahnende Leute in ihre Netze zu ziehen wüßten.

Natürlich waren Herr Rhoden und seine Frau über diese Mittheilungen nicht sehr erbaut und es fiel ihnen nicht ein, je ihr Jawort zu der Verbindung ihrer Tochter mit einem Sohn aus einer so schlecht beleumundeten Familie zu geben. Sie stellten dieses alles ihrer Anna vor und ermahnten sie die Bekanntschaft sofort abzubrechen, wofern sie sie noch ferner als ihre Tochter anerkennen sollten.

Das war ein hartes Wort und für ein hoffnungsreiches, liebendes Mädchenherz ein schwer auszuführender Befehl. Aber Anna war stets eine gute und gehorsame Tochter gewesen, und so hart es ihr auch ankam, so glaubte sie doch den Eltern mehr gehorchen zu müssen, als ihrer Neigung, besonders da dieselben ja die triftigsten Gründe hatten, dem Verhältniß ihre Bewilligung zu versagen. Zudem konnte Anna ihr Jawort auch leicht wieder zurücknehmen, da sie es ja nur gegeben hatte unter der Bedingung — wenn ihre Eltern damit einverstanden wären. —

Ihr Verlobter wollte sich aber damit nicht zufrieden stellen, und verlangte Aufklärung über diese so plötzliche Sinnesänderung. Anna wies ihn an ihren Vater, der ihm aber kurz sagte, daß er in N. Erkundigungen eingezogen habe und diese derart gelautet hatten, daß er als Vater sich im Gewissen verbunden gefühlt habe, seine Tochter zu bestimmen, ihr Wort zurückzunehmen und allen fernern Umgang mit ihm aufzugeben. Könne er aber den Beweis bringen, daß alles, was man in N. gegen seine Familie sage, nur Lügen und das Geschwätz böser Leute sei, dann stehe der Verheirathung mit seiner Tochter nichts mehr im Wege. —

Lauer verschwor sich hoch und theuer, daß an der ganzen Sache kein wahres Wort sei, und daß er nun diese Verläumder und Ehrabschneider gerichtlich belangen werde. Der Herr Schwiegervater möge sich bereit halten, und sich darauf gefaßt machen, als Zeuge vorgeladen zu werden. Herr Rhoden versprach ihm schelmisch lächelnd, daß er sich prompt einfinden werde, sobald es los ginge, und daß er mit seinem Zeugniß es den bösen Zungen in N. auch tüchtig einbrocken wolle.

Den Tiefgekränkten spielend verließ Lauer das Haus, die Thüre hinter sich zuschlagend, daß alle Fenster zitterten und sich ein Bild von der Wand löste, das nun zerbrochen am Boden lag.

„So so! Aennchen!" sagte Herr Rhoden zu seiner Tochter, die ganz erschrocken durch das ungewöhnliche Getöse aus der Küche in das Zimmer gesprungen kam, „siehst Du jetzt, was für ein feiner, gebildeter Mann Dein Lauer ist! Wie ungezogen der sein kann und die Thüren zuschlägt, daß Alles zittert und einem fast Hören und Sehen vergeht! Nun danke Gott erst recht, daß Du diesen groben und ungeschlachten Menschen nicht zum Manne kriegst. Wie ginge es Dir, mein Kind!"

Anna hatte keine Antwort, aber sie ging zurück in ihre Küche und weinte sich satt. Sie hatte ja den jungen Mann so aufrichtig geliebt und liebte ihn noch trotz allem, was ihr Vater gegen ihn vorgebracht hatte. Was konnte er für seine Familie? Wie oft stammt ein Kind von schlechten Eltern ab und macht doch einmal einen braven, achtbaren Menschen, einen fleißigen, getreuen und rechtschaffenen Ehemann, eine gute christliche Mutter und musterhafte Ehefrau. Und umgekehrt sind ja oft Kinder von den besten Eltern und trotz aller Erziehung, die sie genossen, doch nichts werth und mancher junge Mann und manches junge Mädchen, die wunder glauben, was für eine Parthie sie gemacht hätten, sehen sich am Ende betrogen und angeführt.

So dachte und räisonirte unsere Anna und hatte dabei die Hoffnung, daß ihr Karl dem Vater schon die Beweise bringen könne, daß die Gerüchte, die in N. über seine Familie in Umlauf seien, nichts als Lügen seien, und daß er dann auch nicht ermangeln würde, die Verleumder zur strengen Rechenschaft zu ziehen. Und wenn der Vater als Zeuge zu Gericht geladen würde, wolle sie auch mitgehen, um, wenn es nothwendig wäre, für den unschuldig Verfolgten ein gutes Wort zu reden.

Anna wartete von Tag zu Tag auf eine Nachricht von Karl, denn er hatte dem Vater gesagt, daß er gleich des andern Tages nach N. reisen werde, und daß er in vier oder fünf Tagen einen Brief von ihm erwarten könne. Aber es vergingen Tage, Wochen und Monate, ohne daß weder ein Brief von Karl noch eine Vorladung vom Gerichte bei Rhoden eintraf. —

Spätere Erkundigungen ergaben, daß Karl schon lange sich nicht mehr in N. habe sehen lassen, aber das habe seine guten Gründe, denn er sei voller Schulden, und wenn er sich je wieder blicken ließe, ginge es ihm schlecht.

So blieb er verschollen und Anna gewöhnte sich daran, ihn zu vergessen. Später heirathete sie einen braven Mann, mit dem sie in recht glücklicher Ehe lebte. Anton Müller war sein Name und sein Großvater war Herrn Rhodens Taufpathe, daher die Freundschaft zwischen den beiden Familien schon von Alters her.

Müller hatte in Amerika einen Onkel; derselbe war kinderlos und hatte ihn schon oft eingeladen, herüber zu kommen, er könne ihn gut in seinem Geschäfte brauchen und es würde gewiß sein Glück sein. Allein Anton konnte sich dazu nie recht entschließen, obwohl er große Lust gehabt hätte die Neue Welt einmal kennen zu lernen und auch seinen Onkel, der schon als ganz junger Bursche nach Amerika ging, und den er noch nie gesehen.

Als er sich dann verheirathete, gab er den Plan auf, denn Anna hätte sich gewiß nicht gerne so weit von ihren Eltern getrennt, und es fiel ihm auch nicht ein, dieses Opfer von ihr zu verlangen.

Aber nach Jahren, als ihre und seine Eltern draußen auf dem Kirchhofe ruhten und in Amerika, in New Orleans, das Gelbe Fieber viele Hunderte von Opfern gefordert, darunter auch die treue Lebensgefährtin des guten Onkels, und dieser einen Brief nach dem andern schrieb, und sie bat — sie sollen doch kommen, er fühlte sich so einsam und verlassen, da war Anna die erste, die sich bereit erklärte, dem Wunsche des Onkels zu willfahren.

Kinder hatten sie keine, sie waren ihnen alle gestorben und ihr Geschäft konnten sie gerade auch gut verkaufen, so stand

ihnen von dieser Seite nichts im Wege. Vor dem Gelben Fieber brauchten sie sich auch nicht mehr zu fürchten, denn das war schon seit mehreren Monaten ganz verschwunden und somit jede Gefahr beseitigt.

So kam der Abschied von der lieben Heimath, den vielen Freunden und Bekannten, von den stillen Gräbern der geliebten Eltern. Man glaubte wohl, das Herz müßte einem darüber brechen, aber man tröstete sich auf — Wiedersehen. Der Onkel war schon ziemlich bei Jahren, nach seinem Tode wollte man wieder in die Heimath zurückkehren. Mit einem Lächeln zwischen den Thränen reichte man einander die Hand zum — letzten Lebewohl! —

Lange war Frau Müller so in ihre Gedanken versunken dagesessen, als die Uhr, eine späte Abendstunde verkündend, sie zum Aufbruche mahnte.

Sie nahm ihren Rosenkranz von der Wand, kniete nieder und betete, wie sie jeden Abend kurz vor dem Schlafengehen zu thun pflegte, einen Zehner für die Abgestorbenen. Und kurios, sie mußte dabei immer an ihn denken, an den sie den Abend so viel gedacht. Und daran war Niemand schuld, als die Braut des Barbiers, das liebe Mädchen mit den schönen blauen Augen. Je länger sie dasselbe betrachtete, desto mehr fiel ihr die Aehnlichkeit auf, die es mit dem Manne hatte, dessen Weib sie auf ihrer Eltern Wunsch und zu ihrem eigenen großen Glücke, wie sie heute gut genug wußte, nicht geworden war. Es konnte fast nicht anders sein, als daß das Mädchen in Verwandtschaft mit dem Manne stehe, die Aehnlichkeit war zu frappant. Sollte sie vielleicht gar seine Tochter sein? — Doch nein! dann wäre ja ihr Familienname nicht Stahl. Die Gedanken und die Zweifel, die sie jetzt plagten, ließen sie nicht zur Ruhe kommen. Im Osten graute bereits der Tag und sie lag noch immer wach. Wie in einem Panorama waren in diesen stillen Stunden der Nacht die Bilder ihres vergangenen Lebens und der entschwundenen Zeiten vor ihrem Geiste vorübergezogen und hatten ihr Herz gar wehmüthig gestimmt.

Sie gedachte der Zeiten, wo sie mit ihrem Manne nach Amerika kam und wie krank und elend sie den armen Onkel in New Orleans angetroffen. Aber Dank der guten Pflege, die ihm seine liebe Anna angedeihen ließ, genaß er wieder und erfreute sich noch mehrere Jahre der Gesundheit und eines ungetrübten Glückes, wofür er dem lieben Gott nicht genug danken konnte.

Nach seinem Tode fiel das ganze Vermögen Herrn Müller und seiner Gattin zu. Die Armen waren dessen froh, denn sie hatte an ihnen schon vorher große Wohlthäter gehabt. Noch einige Jahre des Glückes, und Herr Müller fing zu kränkeln an. Er gab den vom Onkel übernommenen Pelzhandel auf und zog aus der Stadt, um sich ungestört der Ruhe hingeben zu können. Aber es wurde nicht besser mit ihm. Nach langen und schmerzlichen Leiden erlag er, noch in den besten Jahren des Mannesalters stehend, einem Magenübel, gegen welches die Kunst der geschicktesten Aerzte vergeblich gewesen.

Frau Müller hatte schon viele Schicksalsschläge durchgemacht, aber dieser war doch der härteste von allen. Sie glaubte anfangs nicht mehr leben zu können, da ihr der treueste Freund nun von der Seite gerissen war, aber sie war eine fromme gläubige Frau und beugte ihren Nacken demüthig unter den Willen des Herrn, eingedenk des Spruches: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!“

Jetzt zur Wittwe geworden, widmete sie sich mehr als je den Werken der Barmherzigkeit und machte von ihrem Vermögen den ausgiebigsten Gebrauch. Besonders lagen ihr, neben den Wittwen und Waisen, jene armen alten Leute am Herzen, die man gerne los hätte, die überall zu viel sind, selbst oft bei den eigenen Kindern, und sie that alles, ihr trauriges Loos zu erleichtern.

So eine alte Person fand sie eines Tages krank und verlassen, droben im vierten Stock eines Tenement-Hauses. Die Frau hatte einst bessere Tage gesehen, war glücklich verheirathet gewesen, hatte Söhne und Töchter, die aber das Gelbe Fieber alle hinweggerafft hatte bis auf eine Tochter. Ihren Mann hatte sie vor neun Jahren verloren; er hatte ihr ein schönes Vermögen hinterlassen, so daß sie ohne Sorgen hätte leben können, aber ihr Tochtermann hatte sie um Alles gebracht. Die Tochter hatte den Mann geheirathet gegen den Willen der Eltern. Sie war noch sehr jung und hätte noch einige Jahre warten können, wie Vater und Mutter es haben wollten; zudem konnte ihr Vater den Mann gar nicht leiden, denn er war nichts als ein Großsprecher und wie es sich später gezeigt, ein ehrloser, betrügerischer Mensch, der, als der letzte Cent verputzt war, und die alte Frau nichts mehr herzugeben hatte, sich aus dem Staube machte und Frau und Kinder im Elend sitzen ließ. Der älteste Sohn, ein Taugenichts, wie sein Vater, lief bald auch davon und wie die alte Frau sagte, habe er bis heute nichts mehr von sich hören lassen.

Vor lauter Kummer und Gram starb die junge Frau; die zwei Kinder, ein kleiner Knabe und ein Mädchen, kamen in's Waisenhaus. Sie, die alte Frau, ernährte sich bisher noch mit einem kleinen Handel, aber wegen Krankheit mußte sie ihn aufgeben. So sah sie sich aller Mittel entblößt und es blieb ihr nichts mehr übrig als das Armenhaus. — Der Gedanke, daß es soweit mit ihr gekommen sei, preßte ihr die bittersten Thränen aus. Sie sah jetzt den Fehler ein, den sie gemacht hatte, sie war zu gut gewesen und diese Güte war schändlich mißbraucht worden.

Wie ein Engel vom Himmel erschien ihr jetzt Frau Müller, als sie in ihr armes Stübchen und an ihr Bett trat und sich nach ihrem Befinden erkundigte. Unaufgefordert erzählte sie ihr ihre eigene Lebensgeschichte und bat sie mit aufgehobenen Händen, sie doch vor dem Armenhaus zu bewahren, indem ihr der Gedanke daran ein ganz schrecklicher sei und sie dort gewiß vor lauter Kummer schon vor der Zeit sterben würde. Frau Müller erbarmte sich ihrer, nahm sie in ihr Haus auf und verpflegte sie bis zu ihrem Tode, der einige Jahre vor unserer Begegnung mit Frau Müller erfolgt war. Unter den hinterlassenen Effekten der Verstorbenen fand Frau Müller eines Tages eine Photographie, die ein Brautpaar vorstellte und in der Braut erkannte sie auch sogleich die Tochter der alten Frau, denn so mußte diese auch in ihrer Jugend ausgesehen haben. Aber der Bräutigam?! — Wachte oder träumte sie?! — Wenn sie dem Bilde trauen durfte, war dieser ja kein Anderer als der von ihr verabschiedete Karl Lauer. Aber sie könnte sich dennoch irren, denn wie sie oft sagen hörte, schrieb sich der Mann Waller und nicht Lauer, aber freilich, der Mensch war ja zu Allem fähig und so konnte er ja auch nach Willkür seinen Namen geändert haben, und wer weiß wie oft schon. Zudem hatte sie einmal aus einem Briefe von Deutschland vernommen, daß er in Amerika sei und sich gegenwärtig in New Orleans befinde. Es war ihr dieses eine sehr unliebsame Nachricht, denn sie fürchtete, er möchte nichts Gutes damit im Schilde führen. Doch er war ihr unter all dieser

Zeit noch niemals unter die Augen gekommen und so verschwand auch ihre Furcht.

Ob er heute noch lebe oder schon gestorben sei, darüber hatte sie keine Gewißheit. Es that ihr nur leid, daß sie nichts über die beiden Kinder, die in's Waisenhaus kamen, in Erfahrung bringen konnte, als daß sie von einer kinderlosen Familie wären angenommen worden und diese später von hier weggezogen sei. — Aber wohin, und wie die Familie geheißen, darüber konnte man ihr nirgends genauen Aufschluß geben, selbst die Großmutter nicht, denn sie war bald nach dem Tode ihrer Tochter sterbenskrank geworden und war im Spital mehrere Monate an's Krankenbett gefesselt gewesen. Bei ihrem ersten Ausgang wollte sie die Kinder besuchen, hörte aber, daß sie bei einer braven Familie und wohl versorgt seien, wodurch sie sich ungemein getröstet fühlte, denn die Kinder lagen ihr sehr am Herzen. Bei ihren späteren Erkundigungen mußte sie erfahren, daß die Familie aus der Stadt gezogen sei und die Kinder mitgenommen habe. Der damalige Direktor nannte ihr zwar den Namen der Familie, aber sie hatte ihn wieder vergessen. Zum Unglück starb der Mann eines Tages ganz unverhofft hinweg und der neue Direktor war ein ziemlich barscher und unfreundlicher Mann, der es nicht einmal der Mühe werth hielt, die alte Frau nur anzuhören, geschweige etwas Weiteres für sie zu thun. So mußte sie sterben, ohne je von ihren Enkeln wieder etwas gehört zu haben, aber Frau Müller hatte ihr auf dem Todtbette versprochen, daß sie sich der Kinder annehmen werde, sollte die Vorsehung ihr dieselben eines Tages zuführen. Sie hatte lange darauf gehofft und geharrt, aber bisher vergebens.

Aber heute glaubte sie in der Braut des Barbiers, wenn nicht die Vermißte selbst, so doch eine nahe Verwandte derselben entdeckt zu haben, denn die überaus große Aehnlichkeit konnte unmöglich nur eine zufällige sein. Als Fräulein Louisa Stahl hatte der Bräutigam sie bei ihr eingeführt und richtig — Louisa war ja auch der Name der kleinen Enkelin, die die Großmutter, Frau Braun, so gerne noch einmal in ihrem Leben gesehen hätte. Stahl war wahrscheinlich der Name der guten Pflegeltern, vielleicht daß dieselben sie ganz und gar an Kindesstatt angenommen hatten. Frau Müller nahm sich vor, dieses alles bei der nächsten Gelegenheit ausfindig zu machen.

Schon war ein Monat vorüber, daß das junge Ehepaar die Wohnung bezogen hatte, da kam eines Tages Besuch, worüber die junge Frau sich kaum vor Freude zu fassen wußte. War es doch die liebe Pflegemutter Frau Stahl, wie sie in der Eile ihrer Haussfrau, der Frau Müller, mitgetheilt hatte. Frau Stahl war auch schon seit zwei Jahren Wittwe und hatte sich vor einem halben Jahre nach New Jersey zu ihrem Bruder begeben, der aber kein Anderer war, als der uns bekannte Tabakhändler, Herr Berger. Nun aber trieb sie die Sehnsucht, ihr liebes Louischen wieder zu sehen, die jetzt die Gattin eines braven Mannes geworden war und zu welcher Verbindung sie so gerne ihren Segen gegeben hatte.

Lange saßen jetzt die Beiden zusammen, denn sie hatten sich ja viel Gutes und Liebes zu erzählen und mitzutheilen, und dann drängte es Louisa, von ihrem Bruder, ihrem lieben Franz, zu hören, an dem sie mit zärtlicher Liebe hing, und den sie seit mehreren Jahren nicht mehr gesehen hatte.

Wie freute es die gute Pflegemutter, gerade von Franz so viel Gutes mittheilen zu können.

„Du glaubst gar nicht, Louischen," sagte sie, „was für ein hübscher und galanter junger Mann unser Franz geworden ist. Ich hätte ihn fast nicht mehr gekannt. Ich habe Deine Mutter selig nur einige Mal gesehen, aber er erinnert mich ganz an sie. Und ein Herz hat er so treu wie Gold. Ich bin nur froh für meinen Bruder, daß er so eine Stütze an der Hand hat und sich in allen Stücken so auf ihn verlassen kann. Es ginge ihm schlecht, wenn er den Franz nicht hätte, denn keiner seiner Söhne will mit dem Tabak-Store etwas zu thun haben. Es scheint das Unglück, das der Eduard einmal darin angestellt hat, Du kennst ja die Geschichte, hat nicht nur ihm, sondern auch den zwei andern Buben, den Geschmack und die Lust dazu benommen. Aber der Franz ersetzt jetzt sie alle."

Louisa mußte bei dieser Bemerkung unwillkürlich lachen, aber es that ihr im Herzen wohl, über ihren Franz so viel Gutes und Erfreuliches zu hören.

„Der Eduard," fuhr Frau Stahl in ihrem Eifer fort, „wird nächstens heirathen; er ist ein tüchtiger Arzt geworden und hat eine große Praxis. Ich glaube es ist dieses der Segen von Oben, weil er so ein guter Sohn war und so lange ledig blieb, nur um seinen Vater im Geschäfte wieder aufzuhelfen und den angerichteten Schaden einigermaßen wieder gut machen zu können. Gott sei Dank! hat sein Vater nun keine Unterstützung mehr nöthig, denn er ist finanziell besser als je gestellt, und Albert und Cletus sind zwei scharmante Jungen, die beide gute Stellen haben, der eine am Postamt, der andere bei der Eisenbahn. Jeder wäre von Herzen bereit, den Eltern zu helfen, wenn es nöthig wäre — — und — —"

„Aber Mama!" fiel ihr jetzt Louisa in die Rede, „sag mir doch schnell, wie geht es denn der kleinen Theodora, von welcher Du mir früher immer so viel erzählt hast? Ach! ich wünsche, ich könnte sie einmal sehen!"

„Nur Geduld, mein Kind!" entgegnete Frau Stahl, indem es schelmisch in ihren Augen aufblitzte, „Du wirst Theodora eines Tages schon zu sehen bekommen. Aber betrachte dieses Bild," und damit nahm sie eine Photographie aus ihrer Reisetasche und hielt es Louisa vor die Augen. Diese aber that einen Freudenschrei, denn ein hübscheres Mädchengesicht hatte sie noch nie gesehen.

„Die junge Dame gefällt Dir, nicht wahr? — Doch meine Liebe, das seine Gesichtchen allein macht den Menschen noch nicht liebenswürdig. Theodora jedoch ist so gut, wie sie schön ist; sie hat ein edles Herz und einen milden, sanften Charakter. Dabei hat sie, gleich ihrer Mutter, einen echt frommen, gläubigen Sinn und für Noth und Elend eine stets hilfbereite, mildthätige Hand. Lauter liebenswürdige Eigenschaften, weshalb sie auch bei Allen beliebt ist, mit denen sie in Berührung kommt. Ich sage Dir — glücklich der Mann, der diese Perle einmal heimführt."

Ob Louisa wohl ahnte, welche Hoffnungen und Wünsche ihre Pflegemutter im Herzen hegte, und welch ernste Gedanken gerade jetzt ihren Geist beschäftigten?

Wir glauben es fast, denn plötzlich leuchtete es in ihrem Gesichte auf und lächelnd blickte sie zu einem Bilde hinüber, das an der Wand hing, und dann wieder auf die Photographie, die, wie es schien, mit einem Male eine doppelte Anziehung für sie bekommen hatte.

Doch, wie die Mutter, schwieg auch sie vorläufig über das, was die Einbildung ihr soeben vorgezaubert und ihr Herz nun mit so schönen und süßen Hoffnungen erfüllt hatte.

Herr Straub war nicht minder erfreut, die liebe Mama wieder zu sehen. Wohnten doch seine Eltern mit ihr Jahre

lang unter Einem Dache und waren bis auf diese Stunde die besten Freunde gewesen. Mit der Verbindung Louisens mit John war ein Herzenswunsch der beiden Familien erfüllt und er hatte sich als ein sehr glücklicher erwiesen.

Wer die Nacht wieder nicht schlafen konnte, sondern bis zum lichten Morgen noch wachend im Bette lag, das war unsere Frau Müller. Sie hatte noch keine Gelegenheit gehabt und war mit der jungen Frau auch noch zu wenig bekannt, um es schicklich zu finden, sie über ihre Familien-Verhältnisse auszufragen. Es genügte ihr vorläufig, zu wissen, daß Frau Straub eine höchst ehrenwerthe Person, und sollte Lauer'sches Blut in ihren Adern fließen, ganz aus der Art geschlagen sei. Nun aber war die Gelegenheit da, der Sache auf die Spur zu kommen und auszufinden, ob die Aehnlichkeit nur eine zufällige sei oder nicht. Sie hatte vernommen, daß die Dame, die Louisa als Mama titulirte, ihre Pflegemutter sei, und daß sie Stahl heiße. Nun war sie erst recht begierig, über die junge Frau Straub Näheres zu erfahren.

III.

Es ist jetzt drei Jahre später, seit wir die Bekanntschaft der beiden Frauen Müller und Stahl und des jungen Ehepaares Straub in New Orleans gemacht haben und wir befinden uns wieder in New Jersey, um uns nach unsern Freunden, der Familie Berger, umzusehen. Wir haben aus dem Munde der Frau Stahl damals vernommen, wie es ihnen gegangen, seit wir sie verlassen, und in welch günstigen Umständen Eltern und Kinder sich nun wieder befinden. Eduard war ein tüchtiger Arzt geworden und seit zwei und einem halben Jahre glücklich verheirathet. An einem stürmischen Wintertage war es, daß er abends noch spät in ein Gasthaus gerufen wurde, wo, wie es hieß, ein Mann im Sterben liege und dieser ihn dringend zu sehen wünsche.

Er saß auch bald am Bette des Kranken und fand diesen, wenn auch nicht im Sterben, so doch schwer krank und wie er gleich sah, mit keiner Hoffnung mehr auf Wiedergenesung. Mit geschlossenen Augen war der Mann dagelegen, als er aber die Stimme des Arztes vernahm, da öffnete er die Augen weit und richtete einen so unsagbar traurigen und leidensvollen Blick auf den Doktor, daß dieser, obwohl an solche Szenen gewöhnt, auf's Tiefste erschüttert wurde. Der Kranke rang nach Athem und wollte sprechen, aber er konnte nicht.

Er griff nach der Hand Eduards und drückte sie krampfhaft und schaute ihn dann fragend an, als ob er sagen wollte: „Kennst Du mich denn nicht mehr?"

Und wirklich kam er Eduard in diesem Augenblicke auch sehr bekannt vor, er mußte ihn wieder und wieder betrachten, bis endlich der Gedanke in ihm aufdämmerte, es könnte sein ehemals guter Freund — Barns — sein.

Diese Möglichkeit erfüllte ihn anfangs mit Schrecken und er wäre gerne von dem Bette hinweggeeilt, aber ein Blick auf die abgezehrte, jammervolle Gestalt erfüllte sein Herz mit Mitleid und er nahm sich vor, an dem armen Kranken nicht nur seine Pflicht als Arzt, sondern auch als Christ zu thun und ihm beizustehen bis zu seinem letzten Athemzuge. Nach seiner Berechnung konnte er noch acht oder zehn Tage leben, vielleicht gelang es ihm, eine zeitweilige Besserung in seinem Zustand herbeizuführen und diese wollte er dann benützen, ihm in's Gewissen zu reden und ihn zur Umkehr zu Gott zu bewegen, wenn es noch nicht geschehen war. Er blieb bis gegen Mitternacht bei dem Kranken und erst als er sah, daß seine Mittel angeschlagen hatten, ging er nach Hause, um der so nothwendigen Ruhe zu pflegen. Er hatte für seinen Schützling einen Wärter bestellt, dem er genaue Anweisung gab, und von dem er wußte, daß er sich auf ihn verlassen könne. Als er gegen Mittag wieder kam, um sich nach dem Patienten zu erkundigen, fand er diesen bedeutend besser. Er war eingeschlummert und lag jetzt so friedlich auf seinem Bette, daß Eduard sich leichteren Herzens wieder entfernte. Ueber die Person des Kranken war er jetzt vollkommen sicher; es war Barns Roler, er hatte ihn erkannt trotz der großen Veränderung, die die Zeit und jetzt die Krankheit an ihm bewirkt hatten. Auch daß er dem Gastwirth seinen Namen als Bernhard Waller angegeben, hatte ihm seine Ueberzeugung nicht nehmen können. Von einem Menschen, wie Barns, konnte man so einen Namenswechsel schon erwarten. Daß er aber aus dem Yankee Barns den schönen katholischen Taufnamen Bernhard gemacht hatte, das war doch auffallend. Von Haus aus hätte der Barns katholisch sein sollen, war es aber nicht und das hatte seine Ursache, wie wir schon noch hören werden.

Doktor Berger hatte sich vorgenommen, den Kranken am Abend nochmal zu besuchen, aber der Wärter schickte ihm schon am Nachmittage einen Boten und ließ ihm sagen, er solle doch kommen so schnell er könne, der Kranke verlange nach ihm.

Er war dem Boten auf dem Fuße gefolgt und war recht erstaunt, seinen Patienten so munter anzutreffen. Dieser streckte ihm auch gleich die Hand entgegen und bat ihn sich nahe an's Bett zu setzen, er habe ihm eine ziemlich lange Geschichte zu erzählen und er wolle es jetzt thun, da er sich gerade stark genug dazu fühle und ehe es zu spät sei, denn er wisse es gut genug, daß sein Ende nahe sei. Nachdem der Arzt ihm zuvor noch ein Stärkemittel gegeben und darauf eine Weile hatte ruhen lassen, begann er mit zitternder, zaghafter Stimme: „Doktor, ich weiß nicht, ist es nöthig, Ihnen zu sagen, wer ich bin oder kennen Sie mich?"

„Ich kenne Sie," gab der Doktor ruhig zur Antwort, „fahren Sie fort."

„Nun gut," sagte der Kranke, erleichtert aufathmend, „ich bin hieher gekommen, um zu sterben, aber zuvor möchte ich noch die Verzeihung Jener erbitten, über die ich so großes Leid gebracht, und denen ich so großen materiellen Schaden zugefügt. O wie gerne wäre ich bereit, Alles zu ersetzen und Alles wieder gut zu machen, wenn es mir nur möglich wäre."

Er verdeckte sein Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

Eduarb blieb schweigend sitzen und ließ ihn weinen; es waren ja Thränen der Reue und sie erleichterten sein Herz.

„Fasse Dich, Barns," sagte endlich Eduard, „höre auf zu weinen, wir haben Dir schon längst verziehen. Mache nun aber auch Deine Rechnung mit Gott. Denke, wie Du Ihn beleidigt und welche Schuld Du bei Ihm abzutragen hast. Säume nicht mehr länger, laß einen Priester kommen und beichte. Folge meinem Rath. In der Stunde des Todes und in der Ewigkeit wirst Du mir dafür danken."

„Ja denkst Du denn, Eduard, daß ein so großer Sünder wie ich noch Verzeihung von Gott erlangen kann?"

„Ja gewiß! Was zweifelst Du noch daran? Spricht denn nicht Gott selbst in der Heiligen Schrift: ‚Wären deine Sünden auch so roth wie Scharlach, so wollte ich sie weißer waschen als der Schnee.' Und ist denn Christus nicht für die Sünder am Kreuze gestorben?"

„Du hast Recht. Es drängte mich schon lange, mich mit Gott auszusöhnen und wieder einmal zur Beicht zu gehen, was ich seit meinem zehnten Jahre nicht mehr gethan habe.

Genesend.

Aber ich hatte noch niemals den Muth dazu gehabt. O hätte ich doch meiner Mutter gefolgt, das war eine Frau, Eduard, so fromm und gut wie Deine Mutter; ich wäre heute nicht so unglücklich. Aber das war meines Vaters Schuld. Ich lüge heute nicht mehr, Eduard, und Du kannst dem, was ich Dir jetzt sage, vollsten Glauben schenken. Ich wurde in New Orleans geboren und auf den Namen Bernhard getauft; mein Vater schrieb sich Karl Waller, aber im Rausche sagte er mir einmal, daß er diesen Namen nur angenommen habe, und daß er eigentlich Lauer heiße. Aber er wolle mit den Lauers nichts mehr zu thun haben, das wäre ein niederträchtiges Volk. Wie niederträchtig er selbst sein konnte, davon hatte ich damals noch keine Kenntniß. Meine Mutter kam von vermöglichen Eltern und war die einzige Tochter. Sie bekam eine schöne Aussteuer und erbte nach ihres Vaters Tod noch eine hübsche Summe. Der Vater vergeudete alles. Er war arbeitsscheu, spielte gerne den Großen und behandelte Frau und Kinder wie Sklaven. Hätten wir die Großmutter nicht gehabt, es wäre uns oft schlecht genug gegangen.

„Leider Gottes hatte ich von meinem Vater die schlechten Anlagen geerbt und meiner Mutter damit viel Kummer und Sorgen gemacht. Ich sollte meine erste Communion machen, aber ich wollte mir nicht die Mühe geben, den Katechismus zu lernen. Die Mutter wollte mich dazu zwingen; aber der Vater sagte, sie solle mir den Willen lassen und sich nicht mehr unterstehen, mir noch ferner damit zuzusetzen. Die Pfaffen hätten bei der ganzen Geschichte weiter doch nichts im Sinne, als das Geldmachen. Der Mutter brach fast das Herz bei solchen Reden und ich sah sie oft in einem Winkel sitzen und stille weinen. Ich schlich mich dann wohl hin zu ihr und schlang meinen Arm um ihren Hals und bat sie, nicht zu weinen, ich würde schon einmal zur Communion gehen, sie solle nur warten, bis ich größer wäre. Aber, mein Gott! — ich getraue es mir fast vor Scham nicht zu sagen — ich habe der Thränen meiner Mutter vergessen und bis auf den heutigen Tag mein Wort nicht gehalten. Wenn nun Gott wirklich die Gnade haben sollte, und ich jetzt auf meinem Sterbebette die hl. Communion empfange, so ist dieses meine erste und wahrscheinlich auch meine letzte."

„Wenn es nur eine recht würdige ist," fiel ihm der Doktor in die Rede, „dann, mein Bruder, wird zuletzt noch alles recht werden. ‚Gott ist ja langmüthig und von großer Güte.' Hoffen wir vor allem auf die Barmherzigkeit Gottes."

„Die Zeit verging," fuhr der Kranke fort, nachdem ihm sein besorgter Arzt wieder ein Stärkemittel gereicht hatte, „und ich trieb es so schlimm, wie mein Vater. Ich horchte nicht mehr auf die Ermahnungen meiner Mutter, ging in keine Kirche mehr und lebte nur zu meinem Vergnügen und wie es mir eben meine Leidenschaft eingab. Aber, wie der Vater, so suchte auch ich den äußern Schein von einem Gentleman aufzuhalten, wodurch es mir leicht wurde, die Leute mir zu Freunde zu machen und dann zu betrügen."

Eduard zuckte bei diesen Worten zusammen und im Gesichte des Kranken stieg die Schamröthe auf, denn sein Gewissen hielt ihm jetzt einen Spiegel vor, in den hinein zu schauen er sich kaum getraute.

Eine Pause war eingetreten und Jeder schien seinen Gedanken nachzuhängen.

Eduard brach zuerst das Schweigen. Er fürchtete, das Sprechen greife den Patienten zu sehr an und rieth ihm, den Rest seiner Erzählung lieber auf später zu versparen. Aber Barns bat, ihn fortfahren zu lassen, indem er sich glücklich fühle, sein Herz bei einem vertrauten Menschen erleichtern zu können, und zudem habe er ihm Dinge mitzutheilen, von denen er keine Ahnung habe, und die ihn gewiß im höchsten Grade interessiren würden.

„Ich habe noch einen Bruder und eine Schwester," fuhr Barns jetzt in seiner Erzählung fort, „aber beide sind um mehrere Jahre jünger als ich. Liebe hatte der Vater niemals je zu einem seiner Kinder gezeigt, aber mich schien er am besten leiden zu können, denn mein Charakter paßte ganz zu dem seinigen und im Aeußern hatte ich auch viel Aehnlichkeit mit ihm. Meine Schwester jedoch sah ihm noch mehr ähnlich, sie hatte dasselbe klassisch geschnittene Gesicht mit den hübschen blauen Augen, aber dem Charakter nach glich sie meiner Mutter, gerade wie auch mein Bruder, der überhaupt ganz in die Familie meiner Mutter hineingeartet ist."

„Leben die Geschwister und die Mutter noch?"

„Die Geschwister leben noch, aber die Mutter ist vor Kummer und Gram schon lange gestorben. Der Vater war zum Spieler und Trunkenbold herabgesunken und hatte nicht nur der Mutter, sondern auch der Großmutter ganzes Vermögen vergeudet.

„Eines Tages war er verschwunden und hatte, wie ich Dir schon früher einmal sagte, und dieser Theil war wahr, Frau und Kinder im Elend zurückgelassen. Doch ich brauche den Vater nicht anzuklagen, ich handelte gerade so schlecht, denn auch ich lief bald darauf fort und kümmerte mich nichts mehr um die arme Mutter und Großmutter und die zwei kleinen Geschwister, obwohl es meine heilige Pflicht gewesen wäre, für sie zu arbeiten und zu sorgen, denn ich war schon ein großer starker Junge.

„Die Mutter war diesen harten Schicksalsschlägen nicht gewachsen, nach Jahresfrist trug man sie hinaus auf den Kirchhof. Die Großmutter erkrankte ebenfalls und wurde in's Spital gebracht, die beiden Kinder aber kamen in's Waisenhaus. Dieses alles erfuhr ich später, als ich New Orleans wieder einmal besuchte und mich nach den Meinigen erkundigte. Ich gestehe es, die Sehnsucht nach meiner Mutter und meinen Geschwistern hatte mich nach der Heimath getrieben, aber leider fand ich keines mehr. Die Mutter war todt und die Geschwister, wie ich im Waisenhaus erfahren, hatte eine gute Familie an Kindesstatt angenommen, aber ich konnte ihre Wohnung nicht ausfindig machen, so sehr ich mir auch Mühe gab. Auch ob die Großmutter noch lebe oder schon gestorben sei, konnte ich ebenso wenig in Erfahrung bringen."

„Und wie hießen die guten Leute, die sich Deiner Geschwister so mildthätig angenommen haben," fragte jetzt ziemlich aufgeregt Eduard.

„Wenn ich mich nicht irre, so hießen sie Stahl; ja ich bin dessen gewiß," bestätigte Barns, indem er Eduard von der Seite betrachtete.

„Und wie hieß Dein Bruder?"

„Er hieß Franz."

„Und sagtest Du nicht, Du hättest eine Schwester? Was ist ihr Name?"

„Ihr Name ist Louisa und sie ist verheirathet mit einem Manne Namens Straub."

„Mein Gott! das stimmt," sagte Eduard der kaum mehr seine Aufregung verbergen konnte und sie doch vor dem Kranken nicht zeigen wollte.

Barns nahm seine Hand und indem er ihm jetzt fest in's Auge blickte, sagte er: „O lieber Eduard! es ist nicht nothwendig, daß wir einander noch länger mit Fragen und Antworten hinhalten. Ich sehe, Du kennst die Personen, von

denen ich spreche und besonders den Franz, den Pflegesohn Deiner Tante, der guten Frau Stahl. O, was ein prächtiger Junge ist er doch geworden, und welche Stütze hat Dein Vater an ihm. Welch ein Unterschied zwischen mir und ihm! — Wer sollte glauben, das wir Söhne eines Vaters und einer Mutter sind. Nicht zu sprechen von meiner Schwester, die ein Muster echter Weiblichkeit und Tugend ist?" Der Kranke hätte noch weiter gesprochen, denn je länger er sprach, desto stärker schien er zu werden, aber der Arzt ließ es unter keiner Bedingung mehr zu. Er gab ihm seine Medizin und gebot ihm Ruhe.

Der Kranke schlummerte eine Weile, aber während der Nacht war er ziemlich unruhig und phantasirte viel. Am Morgen jedoch fand ihn der Arzt so weit gebessert, daß er sich vornahm, ihm noch heute einen Priester zu schicken, der ihm in's Gewissen reden und auf den Tod vorbereiten sollte. Der Kranke aber schien seine Gedanken zu errathen, denn er sagte: „Eduard, thue mir den Gefallen, setze Dich und höre mich noch eine Weile an, meine Geschichte ist bald zu Ende. Ich muß Dir Alles sagen, denn sonst habe ich keine Ruhe. Und dann wünsche ich Deinen Vater zu sehen. Er wird mir die Bitte nicht versagen, an mein Sterbebett zu kommen, damit ich aus seinem eigenen Munde das trostreiche Wort der Verzeihung vernehme. Wenn dieses geschehen, dann rufe mir einen Priester, denn ich bin bereit, ja sehne mich danach, zu Gott zurückzukehren und mit den Tröstungen der Kirche aus dieser Welt zu scheiden.

„So wie ich die Augen schließe, sehe ich meine Mutter vor mir und ich glaube ihre Stimme zu hören, wie sie mir zuruft: ‚Mein Kind, bekehre dich! bekehre dich!' O wie glücklich bin ich gegen meinen Vater, der diese Gnade nicht hatte.

„Der arme, unglückliche Mann, fand eines Tages unerwartet einen gräßlichen Tod. Er wurde bei einer Fahrt von einem Pferde, das mit ihm durchging, zu Tode geschleift. Es war dieses in Detroit, wo ich eine gute Stelle als Aufwärter in einer Restauration hatte. Ich sah die blutbefleckte, zerstümmelte Leiche des Mannes, denn ganz in meiner Nähe war das Unglück passirt, aber ich wußte nicht, daß es mein Vater sei. Erst des andern Tages las ich seinen Namen in der Zeitung. Eine Brieftasche, die man bei ihm fand, enthielt außer seinem Namen noch einige Notizen über ihn, die aber genug waren, mich zu überzeugen, daß der Verunglückte wirklich mein Vater war. Ich wäre jetzt gerne hingegangen und hätte mich als seinen Sohn vorgestellt, aber wie konnte ich dieses? Ich hatte ja auch hierin seinem Beispiele gefolgt und hatte meinen Namen Bernhard Waller in Barns Roler umgetauscht und hatte damit die Welt betrogen.

„So, um der eigenen Sicherheit willen, schwieg ich stille und ließ es gegen keinen Menschen verlauten, daß ich den Mann nur gekannt habe. Aber ich gestehe es, erschüttert hat mich der Todesfall ganz außerordentlich und ich dachte damals daran, ein besserer Mensch zu werden. Aber es blieb bei dem guten Vorsatze. Je älter ich wurde, desto weniger hatte ich Lust zur Besserung. Bald nach dem Vorfall verließ ich Detroit und zog das Land auf und ab, bald da und bald dort Arbeit nehmend. Ich hätte oft mein Glück machen können, aber ich war zu leichtsinnig dazu.

„Noch nie aber hatte mich der Geld- und der Spielteufel so in der Gewalt, als damals, wo er Dich zu meinem Opfer erkor. Doch laß mich darüber schweigen. Ich habe ja schwer genug dafür gebüßt und wisse, ich habe noch Geld, welches Du mir gegeben hast, in meiner Verwahrung; eine bange Scheu hatte mich immer abgehalten, diese Summe anzutasten. Ich habe sie für Deinen Vater in einer hiesigen Bank hinterlegt. Das Bankbuch findest Du im Koffer bei meinen Effekten.

„Ohne Zweifel hat es Dich gewundert, daß ich über das Verbleiben meiner Geschwister so gut unterrichtet bin. Ich habe nicht geruht, bis ich ihren Aufenthalt ausgefunden und dann habe ich sie auch nicht mehr aus den Augen gelassen. Ein guter Freund in New Orleans unterrichtete mich von Zeit zu Zeit über meine Schwester und ein anderer guter Kamerad von hier schickte mir öfters Kunde über den Franz, dessen Mutter ich vorgab sehr gut zu kennen und um deretwillen ich mich auch nach ihm erkundige. So weiß also Niemand, daß er mein Bruder ist und ich glaube, daß es auch besser sei, wenn es Niemand erfahre, auch er selber nicht. Bleibt ihm dann doch mancher Kummer erspart."

Eduard stimmte diesem bei, denn er hatte schon selber daran gedacht, die Sache geheim zu halten, denn den Verstorbenen würde damit nichts genützt und den Lebenden könnte es nur schaden.

Barns, oder wie er jetzt geheißen sein wollte, Bernhard, erzählte seinem Freunde dann noch von seinen Reisen und Abenteuern und wie er seine Schwester einigemal unerkannt in ihrem Hause besucht habe, und dabei auch die Tante Stahl, sowie die Hausfrau Mrs. Müller habe kennen gelernt. Frau Müller kennen zu lernen, war er besonders neugierig, denn sein Vater erzählte ihm oft von ihr, wenn er guter Laune war. Auch, daß er sie gerne geheirathet hätte. Er hatte an Frau Müller schon gleich am Anfang seiner Krankheit einen Brief geschrieben, in welchem er ihr den Tod seines Vaters mittheilte und sie auch über die Herkunft der angenommenen Kinder der Frau Stahl unterrichtete, bat sie aber, die Sache geheim zu halten, denn er wollte den Frieden seiner Geschwister nicht gestört sehen und das Andenken an ihren Vater in ein nicht noch trüberes Licht stellen. Er bat sie, seiner, so wie seiner Eltern im Gebete zu gedenken. —

Eduard versprach ihm, seinem Wunsche gemäß gleich nach seinem Tode den Brief an Frau Müller abzuschicken und ihr einmal bei Gelegenheit, wenn sie es wünschen sollte, näheren Aufschluß über den Vater und dessen Familie zu geben. —

Mit Erstaunen hatten Herr und Frau Berger die Kunde über Barns vernommen und Herr Berger hatte nicht gesäumt, des Sterbenden Bitte zu erfüllen und hinzueilen und ihn seiner Verzeihung zu versichern. Anders zu handeln, hätten sein Gewissen und auch der Begriff, den er von der katholischen Religion hatte, nicht zugelassen. Gleicher Gesinnung war auch seine Gattin; auch sie hatte ihn besucht und liebreich ihm zugesprochen, sein Leiden und seinen frühen Tod als eine Sühne für seine Sünden und seine Vergehungen im Leben geduldig aus der Hand Gottes hinzunehmen. Es ist unsagbar, welchen Trost der arme Sünder aus diesen Worten schöpfte, und in welchen Gefühlen des Dankes gegen Gott und gegen diese guten Menschen sich sein armes, schuldbewußtes Herz erging.

Und als endlich der Priester ihn von seinen Sünden losgesprochen und er den Heiland in sein Herz aufgenommen hatte — es war zum ersten und auch zum letzten Male — da frohlockte sein Geist, und er wünschte zu sterben und heimzueilen in den Ort des Friedens und der Ruhe.

Einen Wunsch hatte er noch vor seinem Tode, den er aber nicht ausgesprochen, sondern nur schwach angedeutet hatte, aber er wäre auch ohne dieses erfüllt worden — er wünschte nämlich, seinen Bruder Franz zu sehen. Er wollte

von diesem einen ungeahnten, stillschweigenden Abschied nehmen.

Frau Berger sorgte, daß dieses gleich am nächsten Tage geschah. Man hatte Franz gesagt, daß ein guter Bekannter von ihnen in dem und dem Gasthof krank liege, und daß er Frau Berger heute dahin begleiten solle. Der junge Mann war recht begierig, den Kranken zu sehen, denn Frau Berger hatte ihm unterwegs erzählt, mit welcher Andacht er die heiligen Sakramente empfangen habe und wie er jetzt so gerne sterbe.

Den dankbaren, freudigen Blick, den der Kranke der Frau Berger zuwarf, als sie mit Franz in das Zimmer trat, konnte die Frau in ihrem Leben nicht mehr vergessen. Mit Schmerz aber gewahrte sie, welche Mühe und Anstrengung es den armen Kranken kostete, sein Geheimniß zu bewahren und sich dem Bruder nicht zu verrathen. Sie konnte es nicht mehr mit ansehen, es kam ihr zu grausam vor; entschlossen trat sie hinzu, seiner Qual ein Ende zu machen.

„Franz," sagte sie, den jungen Mann dicht an's Krankenbett führend, „Du erinnerst Dich doch noch Deines Bruders Bernhard? Du warst freilich noch klein, als er fort ging in die weite Welt, aber Ihr habt doch oft Eure Mutter und Großmutter von ihm sprechen hören. Nun sieh'! dieser unser kranker Freund hier — ist Dein Bruder!" —

Sie konnte nicht mehr weiter sprechen, Thränen erstickten ihre Stimme, als der Kranke, wie elektrisirt, von seinem Bette aufschnellte, und den vor Erstaunen sprachlos gewordenen Franz an sein Herz zog.

Eduard aber war kreideweiß geworden und eilte an's Bett, denn er erwartete nichts anderes, als daß die Freude seinen Kranken nun auf der Stelle tödten würde.

„Mama! Mama! wie konntest Du so etwas wagen?" war alles, was er in seinem Schrecken und seiner Aufregung hervorbringen konnte. —

Aber der Kranke starb nicht, sondern schien wieder neu aufzuleben. Franz war ein guter Bruder. Er freute sich aufrichtig über das Wiederfinden des Verlorenen und wich von der Stunde an nicht mehr von seinem Bette. Er wünschte sehnsüchtig jetzt auch seine Schwester herbei, aber er mußte auf diesen Wunsch verzichten, denn die gute Mutter Stahl lag zur Zeit ebenfalls schwer krank danieder.

Bernhard lebte noch vier Tage länger, als der Arzt vorausgesagt hatte. Mit den Worten: „Mutter! ich komme!" hauchte er eines Morgens in den Armen seines Bruders seine Seele aus.

Groß war der Schmerz um den Heimgegangenen, aber noch größer die Freude über seine Bekehrung. —

Man theilte Franz von seinem Bruder nur das Gute mit. Von seinem früheren Leben und seinen Verirrungen hörte er kein Wort; noch viel weniger, in welcher Beziehung er zu dem notorischen Barns Roler stehe, über welchen er früher so viel hatte sprechen hören.

Bernhard, so wurde ihm erzählt, hätte früher in der Stadt gearbeitet und sei mit Eduard und seinem Vater bekannt geworden. Er sei nach langer Abwesenheit vor einigen Wochen krank hieher gekommen und da er hörte, daß Eduard Arzt geworden sei, ließ er ihn rufen. Eduard habe ihn nicht gleich wieder erkannt, und daß er ein Bruder von Franz sei, wäre ihm schon gar nicht eingefallen. Erst nach und nach wäre er darauf gekommen. Dem Kranken aber den Bruder jetzt vorzuführen, das hätte sich der Arzt bei der Schwäche seines Patienten nicht zu thun getraut. Die Mama aber, getrieben nur von ihrem guten, mitleidsvollen Herzen, habe diese Rücksicht ganz außer Augen gelassen, nicht bedenkend, was sie hätte damit anstellen können.

Auf diese und ähnliche Weise hatte man zu Franz gesprochen, und so das Andenken an den Verstorbenen in seinem Herzen rein und ungetrübt erhalten. Auch daß sein Vater schon seit mehreren Jahren todt sei, hatte man ihm auf schonende Weise hinterbracht.

Eduard und sein Vater waren jetzt froh, daß der Wille Bernhards, vor seinem Bruder unbekannt zu bleiben, durch die Dazwischenkunft der Mama vereitelt wurde. Wie froh waren die Brüder gewesen, einander zu sehen, und wie friedlich und trostreich war auch das Scheiden, sowohl für den einen als für den andern, geworden.

Der Verstorbene hatte seine ganze Hinterlassenschaft der Familie Berger vermacht. Er war auch nicht so arm gewesen, wie man vermuthet hatte, denn er hatte einige Male bei seinen Spekulationen mit Herrn Bergers Geld Glück gehabt und das Geld, das er auf der Bank hatte, war im Laufe der Jahre mit Zinseszinsen weit über zweitausend Dollars herangewachsen.

Herr Berger hatte nie erwartet, daß er je wieder einen Cent von seinem Gelde zu sehen bekomme, viel weniger hätte er gedacht, daß Barns sich zuletzt noch als solch ehrlicher Betrüger herausstellen würde. Das Geld blieb auf der Bank, bis es eines Tages seine Verwendung finden sollte.

Eduard hatte Bernhards Brief an Frau Müller nach dessem Wunsche besorgt und an die Frau auch selbst noch einige Zeilen beigelegt, worin er ihr kurz den Tod des Briefschreibers meldete. Er bekam bald Antwort, worin sie ihm für seine Güte dankte und ihn versicherte, daß sie des Todten in ihrem Gebete gedenken wolle. Franz aber schrieb einen ausführlichen Brief an seine Schwester, in dem er ihr Alles über den Bruder mittheilte, was er gehört hatte, und wie tröstlich es für ihn und gewiß auch für sie sei, zu wissen, daß er wohl vorbereitet und mit allen heiligen Sakramenten versehen in die Ewigkeit hinübergegangen sei. Nur Eines hätte er und auch der Bruder noch gewünscht, nämlich daß sie, die Schwester, am Sterbebette hätte zugegen sein können.

Louisa war nicht wenig erstaunt, als sie diese unerwartete Neuigkeit hörte. Als kleines Kind hatte ihr ja oft die Mutter die Hände gefaltet und ihr ein Gebetchen vorgesagt, worin sie Gott bat, den Bruder, der fortgelaufen war, zu beschützen und ihn nicht in der Sünde sterben zu lassen.

Und jetzt nach Jahren kommt mit der Trauernachricht zugleich die freudige Kunde über seinen guten und christlichen Tod. Warum sollte sich mit ihrer Trauer nicht auch die Freude mischen? Ihr Gebet war ja erhört worden und die Mutter hatte ihn heimgeholt zu sich in die ewige Seligkeit.

Die Pflegemutter war heute wieder kränker, sie durfte ihr also von dem Briefe nichts sagen. Der Frau Müller aber gab sie ihn zu lesen, da sie wußte, daß sie Antheil an dem Inhalt desselben nehmen würde. Diese aber wußte mehr, als in dem Briefe stund und war nun aus ihrem Zweifel heraus, ob die Aehnlichkeit zwischen dem Manne, den sie einst gekannt, und der schönen jungen Frau, die jetzt vor ihr saß, nur eine zufällige wäre oder nicht. Aber die äußere Aehnlichkeit hätte nimmer das Band geflochten, das die beiden Frauen so in Liebe gegen einander umschlang. Das hatte nur der innere Abstand zuwege gebracht, worin sich die Tochter so glücklich vom Vater unterschied.

Dennoch — und es mag so sonderbar klingen als es will — betrachtete Frau Müller ihre junge Freundin jetzt mit viel größerem Interesse und fühlte sich mehr zu ihr hin-

gezogen, als dieses der Fall gewesen, da sie noch in Zweifel über sie war.

Ihr größtes Verlangen ging jetzt dahin, nun auch Franz kennen zu lernen. Wie leid that es ihr doch, daß sie so weit von einander getrennt waren. Sie zweifelte, ob es je möglich sei, daß sie ihn zu sehen bekäme.

Doch eines Tages sollte ihre Sehnsucht befriedigt werden.

Nach Jahr und Tag war der Wunsch der Frau Stahl in Erfüllung gegangen. Ihr Pflegesohn Franz war der Gatte ihrer Nichte Theodora geworden. Das junge Paar hatte New Orleans zum Ziele ihrer Hochzeitsreise gemacht und hatte sich zur Freude ihrer Freunde und Verwandten zwei Monate lang dort aufgehalten. So gut und lieb wie die Tochter hatte Frau Müller auch den Sohn gefunden und mit Freuden diese Ueberzeugung gewonnen.

Herr Berger hatte seiner Tochter einen kostbaren Brillantschmuck zum Hochzeitsgeschenk gemacht; dem Bräutigam aber übergab er das Bankbüchlein, das jetzt an Werth noch bedeutend zugenommen hatte und das Bernhard als einen unverletzlichen Schatz so treu bewahrt hatte. Auf Franz ging später das ganze Geschäft über; keiner der Söhne Bergers hatte Lust, als Theilhaber einzutreten.

Friede, Glück und Einigkeit herrschten in der Familie Berger und zeichneten die Kinder wie die Eltern aus.

Wie Frau Stahl so setzte auch Frau Müller Louisa und Franz zu ihren Erben ein.

Herr Berger und seine Gemahlin erreichten ein hohes Alter und hatten die Freude, eine große und — was die Hauptsache ist — eine gläubige, gut katholische Nachkommenschaft zu hinterlassen.

Ein Geheimniß. Nach einem Gemälde von H. Kotschenreiter.

Die 41. General-Versammlung des deutschen römisch-katholischen Central-Vereins und der achte deutsch-amerikanische Katholikentag in Detroit, Mich.

Geschildert von J. B. Müller.

Vom Vormittag des 20. bis zum Abend des 24. September 1896 waren die Bewohner der schönen und an schattenspendenden Bäumen reichen Stadt Detroit Zeugen von Festlichkeiten, wie sie großartigere und erhebendere wohl selten gesehen; Zeugen von Demonstrationen, die den Katholiken zur größten Ehre gereichten, den Apaisten und sonstigen Nativisten aber großes Mißbehagen verursachten. Sechs katholische Demonstrationen auf einmal, das war beinahe zu viel für die Nachtreter der giftigen Know-nothings der vierziger und fünfziger Jahre. Diese sechs Demonstrationen bestanden aus der 41. General-Versammlung des deutschen römisch-katholischen Central-Vereins, dem achten deutsch-amerikanischen Katholikentag, der achten Jahres-Versammlung des deutsch-amerikanischen Priester-Vereins, der siebten Jahres-Convention des Central-Bundes der deutschen römisch-katholischen Jünglings-Vereine unserer Union, der fünften General-Versammlung des Central-Verbandes der deutschen römisch-katholischen Männer-, Ritter- und Jünglings-Vereine des Staates Michigan, und der 21. Jahres-Convention des „Katholischen Familien-Schutzbundes von Michigan." Sämmtliche Stadttheile, in welchen deutsche Katholiken wohnen, prangten im herrlichsten Festschmuck. Besonders reich verziert waren die fünf Kirchen, in welchen Festgottesdienste abgehalten wurden, sowie deren nächste Umgebung, die Pfarrhäuser, Pfarrschulgebäude, Schulbrüder- und Schwesternwohnungen. Reichgeschmückte Ehrenpforten erhoben sich vor den fünf Kirchen und päpstliche, Vereinigte Staaten und deutsche Fahnen flatterten zu Hunderten von den Zinnen der Thürme, von den Dächern und Giebeln der Häuser und aus den Fenstern der Gebäude. Die PP. Jesuiten hatten ihre Kirche, ihr Collegium und ihre Pfarrschule reich verziert. Ebenso prangten die Kirchen, Pfarrhäuser und Schulen der polnischen Katholiken in festlichem Grün und im Schmucke von Kränzen, farbigen Tüchern und Flaggen. Sinnreiche Inschriften zierten die Portale der Kirchen, Pfarr- und Schulhäuser und die Bühnen und Wände der Versammlungssäle, welche prächtig dekorirt und mit Blumen ausgestattet waren.

Die Delegaten des deutschen römisch-katholischen Central-Vereins, 243 an Zahl, waren größtentheils schon am Samstag, den 19. September, in Detroit eingetroffen. Am Vormittag des 20. September versammelten sie sich im St. Clair Hotel, welches zum Hauptquartier gewählt worden war und zogen in Begleitung der deutschen katholischen Unterstützungs- und Ritter-Vereine der Stadt Detroit zum Pfarrhause der St. Marien Gemeinde, wo der hochw'ste Bischof Richter von Grand Rapids, Mich., Quartier genommen hatte und geleiteten den Kirchenfürsten nach der St. Josephs Kirche, wo der Eröffnungs-Gottesdienst abgehalten wurde. Die Delegaten verfügten sich zunächst in die schöne und geräumige Schulhalle der St. Josephs Gemeinde. Hier fand die Begrüßung der Delegaten durch den Festpräsidenten J. Peter Schmitt von Detroit statt. Der Präsident des Central-Vereins, Herr Adolf Weber von Racine, Wisc., dankte in kurzen Worten, worauf Hazen Pingree, der Bürgermeister von Detroit, die Delegaten willkommen hieß. Nach der Namensverlesung der Delegaten durch den Sekretär A. Steckel begaben sich die Beamten und Delegaten in die schöne gothische St. Josephs Kirche, welche zum Andenken an den zwölf Tage vorher verstorbenen langjährigen und sehr verdienstvollen Pfarrer der Gemeinde, den hochw. Herrn Dechanten J. F. Friedland, noch den Trauerschmuck trug. Der hochwürdigste Bischof Richter celebrirte in Gegenwart des hochwürdigsten Bischofs Vertin von Marquette, Mich., der hochw. Monsignori Mühlsiepen von St. Louis und Stephan von Washington, D. C., und 18 Priestern ein feierliches Pontifikalamt, während welchem der vortrefflich geschulte, seit 20 Jahren echt cäcilianische Kirchenchor der St. Josephs Gemeinde mit Orchester- und Orgelbegleitung Haberts Missa sancti Jordani meisterhaft zur Aufführung brachte. Der hochw. Bernard J. Wermers, damals Pfarrer der Herz Jesu Gemeinde und jetzt Dekan und Pastor der St. Josephs Gemeinde in Detroit, hielt die Festpredigt, in welcher er den in sehr großer Zahl anwesenden Zuhörern die Wichtigkeit und den Nutzen des Glaubens erklärte und die Gefahren schilderte, welche den Glauben bedrohen.

Am Abend des 20. September fand im riesigen Auditoriums-Gebäude zu Ehren der Delegaten ein großartiges Massen-Concert statt, an welchem die Kirchenchöre der deutschen Gemeinden der allerseligsten Jungfrau Maria, des hl. Joseph, des hl. Bonifazius, des heiligsten Herzens Jesu und der hl. Elisabeth sich betheiligten. Herr Professor J. N. Arens, Chordirektor und Organist der St. Marien Gemeinde, dirigirte die Chöre und das Orchester. Das Programm war überaus reichhaltig und wurde jede Nummer mit mustergiltiger Präzision aufgeführt. Die Krone des Ganzen bildete Mendelssohn's 42. Psalm, welcher die sehr zahlreichen Zuhörer und Zuhörerinnen förmlich elektrisirte. Die hochwürdigsten Bischöfe Foley von Detroit, Vertin von Marquette und Richter von Grand Rapids beehrten die Versammlung mit ihrer Anwesenheit und hielten kurze Ansprachen.

Am Montag, den 21. September, nahmen die Geschäftsverhandlungen der 243 Delegaten unter dem Vorsitze des Präsidenten Herrn Adolf Weber in der Conventionshalle ihren Anfang. Präsident Weber eröffnete die Versammlung mit einer Anrede, in welcher er auf die erfreuliche Thatsache hinwies, daß jetzt 550 Lokal-Vereine in dreißig Staaten zum Central-Verein gehören, und daß derselbe ungefähr 18,000 Mitglieder hat. Als im Jahre 1873 die 18. General-Versammlung des Central-Vereins in Detroit abgehalten wurde, waren blos 95 Delegaten anwesend, welche 213 Vereine mit 23,000 Mitgliedern vertraten. Laut Ausweis des Schatzmeisters habe der Central-Verein $5640 in der Kasse. Im Laufe des Jahres seien 6416 kranke Mitglieder unterstützt worden. Die Hinterbliebenen der 808 verstorbenen Mitglieder erhielten $135,417 Sterbegelder. Dazu kamen $70,300, welche vom Wittwen- und Waisen-Fond des Central-Vereins ausbezahlt wurden, so daß im Ganzen die stattliche Summe von $365,000 unter die Mitglieder oder deren Erben vertheilt wurde.

Aus Mangel an Raum muß ich mich auf das Wichtigste beschränken, was in den verschiedenen Sitzungen der Delegaten vom 21., 22. und 23. September verhandelt und besprochen wurde. Am 22. September beehrten der hochwürdigste Bischof Ignatius Horstmann von Cleveland und der hochw. Monsignore Dr. Joseph Schröder von Washington die Versammlung mit ihrer Anwesenheit und hielten herzliche Ansprachen. Bischof Horstmann betonte die Wichtigkeit der Errichtung eines Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur an der katholischen Universität zu Washington und forderte die Delegaten auf, als Repräsentanten der deutschen Katholiken der Vereinigten Staaten für die Errichtung des Lehrstuhls einzutreten und ein kleines Opfer für denselben zu bringen. Monsignore Dr. Schröder empfahl die Stiftung des deutschen Lehrstuhls sehr dringend und theilte den Delegaten mit, daß Bischof Horstman 1000 Dollars beisteuern werde. Die hinreißenden Worte des Oberhirten von Cleveland und des beredten Dogmatik-Professors von Washington waren nicht in den Wind gesprochen, sondern hatten zur Folge, daß, allerdings erst nach lebhaften Debatten und theilweisem Widerspruch, der einstimmige Beschluß gefaßt wurde, seitens des Central-Vereins dem projektirten Lehrstuhl solche Unterstützung zu leisten, daß er unter dem Namen Central-Vereins-Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur gegründet werden könne. Sämmtliche Delegaten wurden verpflichtet, die Unterstützung des Lehrstuhls in ihren Vereinen aufs Wärmste zu befürworten, was bereits mit bestem Erfolg geschehen ist, wie die reichlichen Beiträge, welche die verschiedenen Vereine seither geleistet haben, es schlagend beweisen. Zu den eifrigsten Befürwortern der Unterstützung des deutschen Lehrstuhls gehörte der inzwischen verstorbene hochw. Vater Bernard Anton Schwenniger, Pfarrer der Maria-Himmelfahrts-Gemeinde in New York, welcher in die Debatten mächtig eingriff und durch seine überzeugende Beredtsamkeit die Gegner des Projektes zum Schweigen brachte. Auf Antrag des hochw. Vaters Georg Wilhelm Heer, Dechant und Pastör der St. Franz Xaverius Gemeinde in Dyersville, Jowa, wurde beschlossen, ein Committee zu ernennen, welches darüber wachen soll, daß die Beiträge des Central-Vereins genau im Sinne der Geber verwendet werden. Bis diese Garantie geleistet ist, sollen die eingeschickten Gelder in der Kasse des Central-Vereins verbleiben. Auf Antrag des hochw. Vater Schwenniger wurde das Garantie-Committee zusammengesetzt aus dem hochwürdigsten Erzbischof Katzer von Milwaukee und den hochwürdigsten Bischöfen Janssen von Belleville und Horstmann von Cleveland und fünf Laien.

Zu Beamten des Central-Vereins wurden gewählt die Herren: Adolf Weber von Racine, Wis., als Präsident; H. Wolf von New York als erster und J. Peter Schmitt von Detroit als zweiter Vize-Präsident; A. Steckel von Milwaukee als rekordirender und A. Bickel von Milwaukee als Finanz-Sekretär; J. F. Brinkmann von Terre Haute, Ind., als Schatzmeister. Die 42. General-Versammlung des Central-Vereins wird im September 1897 in Columbus, Ohio, abgehalten. Die 41. General-Versammlung des Central-Vereins zeichnete sich aus durch das harmonische Zusammenwirken und den Eifer und die Beharrlichkeit der Delegaten, welche in der kurzen Zeit von wenigen Stunden, die ihnen zugemessen wurden, eine Unmasse von Geschäften erledigten, sowie ganz besonders auch dadurch, daß der Central-Verein und der deutsch-amerikanische Katholikentag nach mehrjähriger Trennung sich wieder zusammenfanden. Die 41. General-Versammlung des Central-Vereins fand ihren Abschluß durch eine Bootfahrt auf dem romantischen St. Clair-See und ein Abschiedsbankett im Hotel St. Clair in Detroit, wobei es sehr gemüthlich zuging.

Am Abend des 21. September bewegte sich ein sehr imposanter Fackelzug durch die Hauptstraßen der Stadt. Bei 8000 Fackelträger und uniformirte Vereinsmänner befanden sich in dem riesigen Festzug, der die Straßen zu beiden Seiten taghell beleuchtete. Prächtig ausgestattete Tableauwagen machten den langen Zug besonders sehenswerth. Die katholischen Vereinsmänner von Toledo, O., bildeten eine besondere Abtheilung im Zuge. Außer Toledo waren auch die benachbarten Städte Wyandotte, Mount Clemens und Port Huron im Festzuge vertreten. Vor dem Palais des hochwürdigsten Bischofs Foley an der Washington Avenue war eine Tribune errichtet, von welcher aus der Oberhirt von Detroit und seine bischöflichen Gäste den Festzug besichtigten. Die Bischöfe waren entzückt über die herrliche Demonstration der deutschen Katholiken.

Am Morgen des 22. September wurde in der majestätischen St. Marien Kirche der Festgottesdienst zur Eröffnung des achten deutsch-amerikanischen Katholikentages abgehalten. Der hochwürdigste Bischof Foley von Detroit celebrirte das feierliche Pontifikalamt, während welchem der gut geschulte Chor der St. Marien Gemeinde die St. Josephsmesse von Karl Greith tadellos sang. Monsignore Dr. Schröder, welcher kurz zuvor per Eisenbahn von New

York in Detroit eingetroffen und noch sehr müde war, hielt die Festpredigt, der man es im Entferntesten nicht anmerkte, daß ihr eine Seereise über den Ozean vorausgegangen war. Der beredte Prälat schilderte in hinreißenden Sätzen die ewig wirksame Thätigkeit Christi in seinem mystischen Leibe, der katholischen Kirche.

Am Nachmittag des 22. September wurde in der schönen, geschmackvoll dekorirten Halle der St. Bonifazius Gemeinde die erste geschlossene Versammlung des achten deutsch amerikanischen Katholikentages unter dem Vorsitze des hochverdienten Kommissarius der Katholikentage, des hochw. Vater Georg Bornemann, von Reading, Pa., abgehalten. Anwesend waren die hochwürdigsten Herren Johannes Janssen, Bischof von Belleville, Jll., Monsignore Dr. Schröder und Monsignore Mühlsiepen, sowie eine stattliche Anzahl von Priestern und Laien aus verschiedenen Staaten der Union. Auf der Bühne hatten auch die Präsidenten und sonstigen Beamten des D. R. K. Central-Vereins, des Staats-Centralbundes von Michigan, sowie die Mitglieder des Fest-Committees Platz genommen. Der Präsident des lokalen Fest-Committees, Hochw. P. Franz Wolfgang Schwab, C. S. Sp., Pfarrer der St. Marien Gemeinde, hielt eine eindringliche Begrüßungsansprache. Danach machte Vater Bornemann die Namen der vom deutsch-amerikanischen Priester-Verein gewählten Beamten des Katholikentages bekannt. Präsident wurde Herr Karl J. Jägle, Geschäftsleiter der katholischen Tageszeitung „Beobachter," von Pittsburg, Pa.; Vize-Präsident Herr Adolf Weber, Präsident des D. R. K. Central-Vereins; erster Sekretär Herr J. B. Müller, Redakteur der „Stimme der Wahrheit," von Detroit; zweiter Sekretär Herr Heinrich Reis von Belleville, Jll.; dritter Sekretär Herr Ludwig Blankemeier, Geschäftsleiter des „Herold des Glaubens," von St. Louis. Präsident Jägle eröffnete die Versammlung mit dem katholischen Gruße, worauf sieben Anträge zur Besprechung gelangten. Der erste wurde vom hochw. Vater Erz von Chicago gestellt und hatte die Reorganisirung des Ansiedlungswesens zum Zweck. Da der Antrag hauptsächlich die Kolonisirung Californiens im Auge hatte, fand er starken Widerspruch, wurde aber doch einem Committee überwiesen. Der zweite Antrag wurde von Herrn Leopold Eisler aus Racine, Wis., eingeschickt und legte den Delegaten des Katholikentages die Fürsorge für die Arbeiter und Dienstboten an's Herz, besonders die erst vor kurzem Eingewanderten. Dieser Antrag wurde sehr beifällig aufgenommen und einem Committee unterbreitet. Die gleiche Aufnahme fand der vom hochw. Benediktinerpater Beda Maler in St. Meinrad, Jnd., eingesandte Antrag bezüglich einer kräftigeren Unterstützung der katholischen Presse. Großen Anklang und nur geringen Widerspruch fand der Antrag der hochw. Herren Heinrich Meißner von Peru, Jnd., und P. Schwab von Detroit, der Katholikentag möge die Gründung einer englischen Tageszeitung katholischer Tendenz in Anregung bringen. Vater Meißner befürwortete den Antrag in einer feurigen Rede, in welcher die zwingende Nothwendigkeit katholischer Tageblätter, die in der englischen Landessprache erscheinen, betonte und es bitter beklagte, daß unsere englisch sprechenden Glaubensbrüder für die Wichtigkeit der katholischen Tagespresse kein Verständniß haben und nicht einzusehen vermögen, welch unermeßlichen Schaden die durchschnittlich religionsfeindlichen und sittengefährlichen Sensationszeitungen besonders unter den jungen Katholiken anrichten. Vater Meißner bat die Delegaten um Gottes Willen, doch mitzuwirken, daß dem großen Uebel durch die Herausgabe von englischen Tageszeitungen entschieden katholischer Richtung ein Damm entgegengesetzt werde. Der hochw. Vater Schreiber von der St. Bonifazius Kirche in Detroit unterstützte den Antrag auch auf das Kräftigste und wies darauf hin, daß es eine große Ehre für die deutschen Katholiken dieses Landes wäre, wenn auf ihre Veranlassung katholische Tageblätter in der Landessprache zustande kämen. Der Antrag des hochw. Vaters Hagen von Belleville, Jll., das katholische Lehrer-Seminar zur Hl. Familie in St. Francis bei Milwaukee kräftiger zu unterstützen, fand einstimmigen Beifall. Ebenso der von den hochw. Herren P. Bernard Hehl, O. P., aus Pittsburg, und H. Meißner gestellte Antrag zur Unterstützung des „St. Aloysius Banner" von Chicago, des einzigen und noch schwach verbreiteten Organs des Central-Bundes der katholischen Jünglings-Vereine.

Am Abend des 22. September fand die erste öffentliche Versammlung des achten deutsch-amerikanischen Katholikentages in dem riesigen, herrlich verzierten Auditorium unter dem Vorsitz des Präsidenten Jägle statt. Die kolossalen Räumlichkeiten waren mit Herren und Damen vollständig angefüllt. In den vordersten Reihen saßen die hochwürdigsten Bischöfe Foley, Janssen, Rademacher, Vertin und Horstmann, die hochw. Monsignori Dr. Schröder, Mühlsiepen und Stephan und die übrigen Geistlichen; unmittelbar hinter der Geistlichkeit die Delegaten des Central-Vereins, des Katholikentages und des Centralbundes der Jünglinge. Präsident Jägle eröffnete die Versammlung mit dem katholischen Gruße und einer markigen Ansprache, die darin gipfelte, daß wir Katholiken Amerika's als die Angegriffenen kampfbereit sein sollen, um den gestörten Frieden wieder herzustellen. Die Ansprache wurde sehr beifällig aufgenommen. Darauf erschien der hochwürdigste Bischof Foley von Detroit auf der Bühne und begrüßte die Versammlung in englischer Sprache. Er betonte, daß die glaubens- und pflichttreuen Katholiken auch gute Bürger sind und wies darauf hin, daß die katholische Kirche keine nationale, sondern eine universale ist, welche die Völker aller Sprachen mit gleicher Liebe umschließt. Riesiger Beifall wurde dem Oberhirten von Detroit zu Theil. Danach betrat Bischof Horstmann von Cleveland das Podium und begann seine Begrüßungsrede in deutscher Sprache. Nach Beendigung des ersten Satzes, in welchem der Bischof erklärte, daß er zwar der Sohn deutscher Eltern sei, das Hochdeutsche aber nie gelernt habe, sondern blos das Plattdeutsche, fuhr er in Englisch fort und besprach die Pflichten und die Aufgabe der Katholikentage. Er hob besonders die großartigen Leistungen der Katholikentage Deutschlands hervor und empfahl deren Nachahmung in Amerika. Zum Schluß forderte Bischof Horstmann die Versammlung auf, ein Scherflein zur Gründung eines deutschen Lehrstuhles an der katholischen Hochschule zu Washington beizutragen und ließ ziemlich unverblümt durchlicken, daß er das erste Tausend zu den 50,000 Dollars, welche die Errichtung eines Lehrstuhles erfordert, beisteuern werde. Unter rauschendem Beifall verließ Bischof Horstmann die Bühne, welche nach ihm der Oberhirt von Fort Wayne, der hochwürdigste Herr Joseph Rademacher, betrat, um auch eine kurze Ansprache zu halten. Für den am Erscheinen verhinderten Bürgermeister Pingree von Detroit hielt der Advokat Charles Flowers eine englische Begrüßungs-Anrede. Dann betrat der hochwürdige Herr H. J. Hagen, Kanzler der Diözese Belleville, die Bühne und begann die erste eigentliche Rede des Abends. Vater Hagen,

ein Redner von Gottes Gnaden, schilderte mit seltener Meisterhaftigkeit den Zweck der deutschen Katholiken-Vereine und die Pflichten der katholischen Vereinsmänner. Vater Hagens Rede war hinsichtlich des Inhalts, der Form und des Vortrags eine Leistung, die man hierzulande höchst selten zu hören bekommt. Es war eine Rede, welche auf den Katholikentagen Deutschlands neben den meisterhaften Vorträgen eines Windthorst, Mallinckrodt, Schorlemer-Alst, Reichensperger, Lieber und Gröber Aufsehen machen und riesigen Beifall ernten würde. Da die Rede des hochw. Vater Hagen und alle übrigen Vorträge, welche auf dem Detroiter Katholikentage gehalten wurden, im „Herold des Glaubens" und in allen übrigen Preßorganen der deutschen Katholiken dieses Landes wörtlich abgedruckt worden sind, verzichte ich auf eine Skizzirung dieser Reden, die es in hohem Grade verdienten, von Zeit zu Zeit aus den aufbewahrten Blättern aufmerksam durchgelesen zu werden.

In den Zwischenpausen trug der Massenchor unter der gewandten Leitung des Herrn Prof. J. W. Arens mit Orchesterbegleitung sehr schöne, aber viel zu lange Lieder vor, was der Versammlung in so fern Eintrag that, daß es dem zweiten Redner des Abends, dem hochw. Vater Dr. Anton Heiter von Buffalo wegen vorgerückter Zeit nicht möglich war, seinen sehr erschöpfenden Vortrag über die christliche Ehe zu halten. Dr. Heiter ersuchte die Zuhörer, sich mit seiner Rede in gedruckter Form zu begnügen. Diese Ankündigung wurde mit großem Bedauern aufgenommen, denn der hochw. Herr Dr. Heiter ist einer der besten Redner des Landes. Wenn man die herrliche Rede über das hierzulande so hochwichtige Thema über die christliche Ehe durchliest, bedauert man erst recht, daß sie in Detroit nicht gehalten werden konnte, und man wird ordentlich böse auf die Sänger und Musikanten, welche durch ihren Uebereifer Tausende von Festbesuchern um einen köstlichen Genuß gebracht haben.

Die Schlußrede des Abends hielt der Bankier Theodor Kersten von Chilton, Wis. Er schilderte in sehr volksthümlichen Sätzen die Pflichten der Katholiken als amerikanische Bürger. Herr Kersten würzte seinen Vortrag, der theilweise in englischer Sprache gehalten wurde, mit sehr gelungenen Witzen und unterließ es nicht, den Nativisten und Apaisten kräftige Hiebe zu versetzen. Die Rede des Herrn Kersten erntete großen Beifall.

Am Nachmittag des Mittwochs, 23. September, wurde in der St. Bonifazius-Halle die zweite und letzte geschlossene Versammlung abgehalten, die leider ziemlich schwach besucht war. Die Delegaten des Central-Vereins konnten der Versammlung wegen Geschäftsüberbürdung nicht beiwohnen. Der hochwst. Bischof Janssen sprach das Eröffnungsgebet. Unter Aufhebung der Regeln wurde zuerst über die vom hochw. Monsignore Dr. Schröder verlesenen Resolutionen abgestimmt. In der ersten Resolution versichert der Katholikentag dem Hl. Vater seine unverbrüchliche Ergebenheit und verurtheilt den Gewaltstreich, durch welchen das Oberhaupt der Kirche seines weltlichen Besitzthums beraubt wurde. Die zweite Resolution verlangt die volle und rückhaltlose Anerkennung der bürgerlichen Rechte der amerikanischen Katholiken und erklärt, daß die Letzteren nur solchen Candidaten für politische Aemter ihre Stimmen geben werden, die sich verpflichten, diese Rechte zu respektiren und zu wahren. Der dritte Beschluß handelt von der sozialen Frage, deren Lösung nur durch Wiedergeltendmachung der Grundsätze des Christenthums, sowohl auf Seiten der Arbeitgeber, als seitens der Arbeiter, möglich sei. In der vierten Resolution werden die katholischen Vereine warm empfohlen. Vor den geheimen Gesellschaften wird gewarnt. Die Gründung katholischer Staatsverbände wird energisch befürwortet. Der fünfte Beschluß empfiehlt die Gründung eines deutschen Lehrstuhls an der kath. Universität zu Washington. Die sechste Resolution enthält eine warme Empfehlung der deutschen katholischen Presse und gibt der Hoffnung Ausdruck, daß hierzulande recht bald ein katholisches Tageblatt in englischer Sprache gegründet werden möge. Alle diese Resolutionen wurden einstimmig und mit großer Begeisterung angenommen. Dann kam der Bericht des in der ersten geschlossenen Versammlung ernannten Colonisations-Committee zur Verlesung und Besprechung. Das Committee empfahl die Gründung und Unterstützung von deutschen katholischen Ansiedelungen unter folgenden Bedingungen: „Sie müssen vor Allem von Personen in's Leben gerufen werden, deren erprobt guter Charakter, Sachkenntniß und Fähigkeiten eine Garantie bieten, daß ihnen das geistige und materielle Wohl der Colonisten wirklich am Herzen liegt, und daß sie mit der nöthigen Vorsicht und Klugheit zu Werke gehen, um einen guten Erfolg zu sichern. Ferner soll das Unternehmen die Billigung und Mitwirkung des zustehenden Bischofs haben, und wo immer möglich gleich im Anfang ein deutscher Priester als Seelsorger und Rathgeber für die Sache gewonnen werden. Spätere Katholikentage werden bestehende Colonien erst dann formell empfehlen, wenn aus einem eingehend bearbeiteten Bericht und von kirchlicher Seite erfolgter Gutheißung klar festgestellt ist, daß die Organisirung in solider und zuverlässiger Weise nach katholischen Grundsätzen betrieben wird. Da in jüngster Zeit die Organisation einer deutschen katholischen Colonie nach cooperativen Grundsätzen unter Gutheißung zweier Bischöfe in Californien in's Leben getreten ist, so empfiehlt es sich, daß der Organisationsplan dieses zeitgemäßen Unternehmens gründlich untersucht werde." Nach lebhafter Debatte wurde der Committee-Bericht angenommen. Auf Antrag des J. B. Müller wurde beschlossen, auf den künftigen Katholikentagen drei geschlossene Versammlungen abzuhalten, wenn immer der Lokal-Ausschuß dies für zweckmäßig hält. Nachdem man sodann beschlossen, dem peruanischen Katholikentag in Lima Grüße und Glückwünsche zu übersenden, unterbreitete Herr Joseph Schäfer von New York den Jahres-Bericht des Leohauses. Aus demselben war ersichtlich, daß die Anstalt am 1. November 1895 einen Kassenbestand von $724.55 aufzuweisen hatte, von genanntem Tage bis zum 31. August 1896 im Ganzen $8535.89 einnahm und $7,310.59 ausgab. Während dieser Zeit wurden $500 Schulden abbezahlt und machte das Leohaus einen finanziellen Fortschritt von $1000.75. Vom 1. November 1895 bis zum 31. August 1896 beherbergte das Leohaus 1756 Emigranten und 949 sonstige durchreisende Gäste gratis. Herbergen wurden gewährt 703 und Gratis-Mahlzeiten verabreicht 2007. Der verstorbene Bankier Kelly vermachte dem Leohaus $1000 und ein anderer Wohlthäter $50. Bischof Rademacher sprach das Schlußgebet, worauf Vertagung eintrat.

Zur zweiten öffentlichen Versammlung am Abend des 23. September hatte sich wieder ein zahlreiches Publikum eingefunden. In den vorderften Reihen der stark vertretenen Geistlichkeit saßen die hochwürdigsten Bischöfe Foley, Rademacher und Janssen. Der erste Redner des Abends war Herr Heinrich Andries, der jugendliche Redakteur der „Stimme der Wahrheit" von Detroit. Herr Andries ent-

ledigte sich seiner schwierigen Aufgabe — es war seine erste oder „Jungfern-Rede" — zur vollsten Zufriedenheit aller Anwesenden. Er besprach in einem gut ausgearbeiteten Vortrag die deutsche Treue und riß mit seiner klangvollen Stimme die ganze Zuhörerschaft zu stürmischem Applaus hin. Herrn Andries folgte der hochw. Herr Joseph Schrembs von West Bay City, Mich., mit einem glänzenden Vortrag über die Einwanderung. Vater Schrembs ist ein geborener Volksredner, welcher die Gabe hat, seine Zuhörer nicht allein zu elektrisiren und mit sich fortzureißen, sondern sie auch zu unterhalten und zur Heiterkeit anzuregen. Vater Schrembs sprach sich entschieden gegen eine unvernünftige Beschränkung der Einwanderung aus und hob mit markigen Worten die Verdienste der deutschen Einwanderer und Pioniere hervor. Als „Patriarchen deutscher Treue" bezeichnete er den Erzabt Bonifazius Wimmer von St. Vincenz, Pa., den Erzbischof Henni von Milwaukee, den Prof. Dr. Joseph Salzmann von St. Francis, Wis., den Jesuitenpater Weninger und den viel verlästerten Peter Paul Cahensly von Limburg in Nassau. Lang anhaltender Beifall bewies, wie gut der Redner es verstanden, in die Herzen der Zuhörer einzudringen.

Stürmisch begrüßt trat nun Monsignore Dr. Schröder vor das Publikum. Er begann seine Ansprache mit der Versicherung, daß er seine Ferienreise abgekürzt habe, um dem Detroiter Katholikentag beiwohnen zu können. Es gereiche ihm zur besonderen Freude, den Central-Verein und den Jünglingsbund mit dem Priester-Verein im gemeinsamen Werke Hand in Hand arbeiten zu sehen. Gleich nach seiner Ankunft von Europa sei er hergeeilt, um der Versammlung den herzlichsten Brudergruß des Dortmunder Katholikentags zu überbringen. Dort habe ihn Dr. Lieber gefragt, was er von dem Detroiter Katholikentag erwarte, und er habe geantwortet: „Die amerikanischen Verhältnisse in Betracht ziehend, wird Detroit unser amerikanisches Dortmund sein." „Ich weiß," sprach Monsignore Schröder dann wörtlich, „welche Freude und Genugthuung diese Versammlung dem Hl. Vater bereiten wird. Bei der neulichen Audienz, die Leo XIII. mir gewährte, spendete er den deutschen Katholiken Amerika's großes Lob. ‚Sie bilden ein ausgezeichnetes und wahrhaft konservatives Element in der katholischen Kirche Amerika's', sagte der Papst. Er gedachte auch lobend der Loyalität der deutschamerikanischen Katholiken der Republik gegenüber. ‚Wie ich höre,' ließ der Hl. Vater sich vernehmen, ‚weigern sich die Deutschen, vor einer gewissen Sorte von Amerikanismus ihre Kniee zu beugen. Es gibt eine Sorte, die mit dem wahren Katholizismus sich nicht verträgt.' — Es ist die Pflicht des Detroiter Katholikentages," fuhr Dr. Schröder fort, „Sr. Heiligkeit für diese gütigen Worte dankbar zu sein. Das kann am besten geschehen, wenn wir uns in allen Tagesfragen von dem Gedanken leiten lassen: Wir glauben und verurtheilen, was Rom glaubt und verurtheilt. Der Standpunkt des Hl. Vaters ist auch der unsrige. Was die römische Frage angeht, so verlangen wir die absolute Freiheit und Unabhängigkeit des hl. Stuhles. Diese ist aber nur dann möglich, wenn der Nachfolger des hl. Petrus von jeglicher weltlichen Macht unabhängig und auch in zeitlicher Hinsicht souveräner Fürst ist. In Bezug auf die soziale Frage halten wir mit Leo XIII. dafür, daß es einen katholischen Sozialismus so wenig geben kann, wie einen katholischen Liberalismus. Nur durch Wiedergeltendmachung der christlichen Grundsätze der Gerechtigkeit und Nächstenliebe kann dem gesellschaftlichen Elend unserer Tage gründlich und dauernd abgeholfen werden."

Ueber die Schulfrage äußerte sich Monsignore Dr. Schröder im Wesentlichen folgendermaßen: „Ein sehr verdienstvoller französischer Kirchenfürst (Erzbischof Gouthe-Soulard von Aix) nennt sich mit Stolz ‚Erzbischof der Schulen'. Die deutschen Katholiken Amerika's beanspruchen einen ähnlichen Ehrentitel. Sie erklären stolz und frank, daß sie die ersten Freischul-Amerikaner sind; denn die wahre Freischule ist die religiöse Schule. Kurz und gut: sie sind die ‚Pfarrschul-Amerikaner'." Bezüglich der geheimen Gesellschaften müsse der Wahlspruch der deutsch-amerikanischen Katholiken allezeit lauten: „Für uns gibt es keine geheimen Gesellschaften!" Dagegen sollten wir das katholische Vereinswesen mit aller Macht fördern und unterstützen und besonders auf die Gründung und Stärkung von Staatsverbänden hinarbeiten. Dr. Schröder betonte auch noch die große Wichtigkeit des katholischen Familienlebens, dessen Grundbedingungen die Unauflöslichkeit des Ehebundes und die Heilighaltung der Ehe, sowie die Beobachtung des vierten Gebotes seien.

Dann verlas Dr. Schröder die Resolutionen des Katholikentages und begleitete sie mit zeitgemäßen Erläuterungen. Hinsichtlich des projektirten englischen Tagblattes katholischer Tendenz sagte er beiläufig Folgendes: „Es wird uns wohl Niemand verargen, daß wir eine dahingehende Resolution angenommen haben. Wir wollen ja die Sache nur anregen. Zudem ist es auch der Wunsch des hochwst. Bischofs von Detroit." Zum Schlusse dankte der beredte Prälat dem Hl. Vater für seine, den deutschen Katholiken Amerika's erwiesene Güte, dem Kardinal Satolli für seine freundliche Gesinnung, dem Bischofe von Detroit und den übrigen amerikanischen Prälaten für ihre rege Theilnahme, den deutschen Priestern der Stadt und dem Lokalausschusse für ihre uneigennützigen Bemühungen im Interesse des Katholikentages. Mit Begeisterung indossirten die Anwesenden die vorgelesenen Beschlüsse, worauf Monsignore Dr. Schröder unter dröhnenden Beifallsrufen die Bühne verließ. Präsident Jägle sprach allen Mitwirkenden seinen Dank aus und vertagte dann die Versammlung, welche nach dem einstimmigen Urtheile Aller, die deutsch amerikanischen Katholikentagen beigewohnt hatten, die großartigste und glanzvollste sämmtlicher Conventionen war, welche seit 1887 in unserer Union abgehalten wurden. Zum Schlusse wurde der ambrosianische Lobgesang angestimmt. Alle Anwesenden erhoben sich von ihren Sitzen und vereinigten ihre Stimmen mit denen des Massenchores, was einen geradezu überwältigenden Eindruck machte. Voll Begeisterung kehrten die Einheimischen in ihre Wohnungen und die auswärtigen Festgäste in ihre Quartiere zurück und werden sich noch lange mit Freude und Genugthuung erinnern, was sie auf dem achten deutsch-amerikanischen Katholikentag gesehen und gehört haben. Es waren Tage heiliger Begeisterung und reiner Freude für Alle, welche den Katholikentag mitgemacht haben.

Der deutsch-amerikanische Priester-Verein

trat am Dienstag nach dem Festgottesdienste in der St. Marien Kirche in der St. Marien Schulhalle in Sitzung. Der Präsident, Monsignore Mühlsiepen, eröffnete die Versammlung mit Gebet, worauf der Vize-Präsident, hochw. Vater Heinrich Meißner von Peru, Ind., die Versammlung zur Ordnung rief. Vater Meißner gratulirte zunächst dem hochwürdigsten Herrn Mühlsiepen zu der wohlverdienten Ernennung zum Hausprälaten des Hl. Vaters und stellte dann den hochwürdigsten Bischof Foley von Detroit der

Ein moderner Orpheus.

Versammlung vor. Bischof Foley hielt eine sehr herzliche Ansprache an die Versammlung, in welcher folgende Sätze vorkamen: „Ich kann Sie nicht in Ihrer Muttersprache begrüßen, aber das Herz spricht beredter. Ich heiße Sie herzlich willkommen, denn ich weiß, daß Sie vor Allem treu katholisch sind. Unser Geburtsland müssen wir lieben, doch über diese Liebe geht die Liebe zu unserer Mutter, der heiligen Kirche. Ich bin überzeugt, daß dieses Ihre Gefühle sind. Ich bin über den Zweck, den Sie im Auge haben, unterrichtet und hoffe, daß die diesjährige Versammlung heilsame Früchte zeitigen werde. Möge Ihr Verein blühen und gedeihen zum Besten unserer hl. Kirche!" Jeder Satz dieser herzlichen Ansprache des Diözesanbischofs wurde lebhaft applaudirt. Darauf verlas der hochw. Vater Wilhelm Färber, Pfarrer der St. Marien Gemeinde und Redakteur des „Pastoralblatt" in St. Louis, den Bericht des Executiv-Ausschusses, welcher im Januar zu Peru, Ind., eine Sitzung abgehalten hatte.

Im Namen des in Louisville ernannten, aus den hochwürdigsten Bischöfen Meßmer und Janssen und Monsignore Mühlsiepen zusammengesetzten Committees zur Anbahnung der gemeinsamen Abhaltung der General-Versammlung des Central-Vereins und des deutsch-amerikanischen Katholikentages berichtete Monsignore Mühlsiepen, daß eine Conferenz mit den Beamten des Central-Vereins stattgefunden habe und eine Einigung über verschiedene Punkte erzielt worden sei. Diese Punkte seien in den Vorbereitungen für die Detroiter Convention im Auge behalten worden und Alles arbeite nun in schönster Harmonie. Der Bericht wurde einstimmig angenommen. Monsignore Dr. Schröder betrat die Halle und wurde mit Applaus empfangen. Darauf sprach der hochw. P. Bernard Hehl, C. P., aus Pittsburg, Präsident des Centralbundes der Jünglinge, über den Zweck und die Fortschritte dieser Organisation und bat die anwesenden Priester, doch darauf hinzuarbeiten, daß die ihrer Obhut anvertrauten Jünglinge dem Centralbunde beitreten. Der Beifall, welcher den Ausführungen des Redners zutheil wurde, bewies, daß er nicht umsonst gesprochen hatte. Zum Schlusse wurden drei Ausschüsse ernannt, um dem Central-Verein, dem Jünglingsbunde und dem Staats-Central-Verein von Michigan die Grüße des Priester-Vereins zu überbringen.

Am Morgen des Mittwochs celebrirte der hochwürdigste Bischof Horstmann in der St. Bonifazius Kirche ein Pontifical-Requiem für die verstorbenen Mitglieder des Priester-Vereins. Nach dem Requiem fand eine Sitzung des Priester-Vereins in der St. Bonifazius Halle statt. Zunächst wurden die Berichte der verschiedenen Distrikt-Vereine verlesen. Dann erfolgte die Ernennung eines Dreier-Committees zur Ausarbeitung der Resolutionen des Katholikentages. Dieses Committee war zusammengesetzt aus den hochw. Herren Dr. Heiter von Buffalo, F. Goller von St. Louis und H. J. Hagen von Belleville. Auf Antrag wurde die Verfassung dahin amendirt, daß der Priester-Verein seine Versammlungen künftig alle zwei Jahre mit denen des Central-Vereins und mit dem allgemeinen Katholikentag abhalte. Zum Schlusse fand die Beamtenwahl statt. Mit Ausnahme des hochw. Vater Färber, welcher positiv erklärte, das Amt des correspondirenden Sekretärs aus Gesundheitsrücksichten nicht länger verwalten zu können, wurden sämmtliche Beamten einstimmig wieder gewählt. Die Beamten sind: Monsignore Mühlsiepen, Präsident; Rev. H. Meißner, Vize-Präsident; Rev. H. J. Hagen, correspondirender Sekretär; Rev. A. H. Walburg von Cincinnati, Schatzmeister; Rev. Georg Bornemann von Reading, Pa., Commissar; Rev. Ch. Köberl von St. Paul, Vize-Commissar. Darauf erfolgte Vertagung.

Nachmittags fand das übliche Bankett in dem geräumigen und prächtig verzierten Erdgeschoß der St. Bonifazius Halle statt. Die hochwürdigsten Bischöfe Foley, Janssen, Rademacher, Horstmann und die Monsignori Mühlsiepen, Dr. Schröder und Joos von Monroe, Mich., saßen an der Ehrentafel. Ihnen gegenüber hatten an zwei langen Tafeln 75 Priester Platz genommen. Trinksprüche brachten aus: Bischof Foley auf den Hl. Vater; Kanzler Hagen auf „Bischof und Klerus von Detroit"; Monsignore Schröder auf „unser Vaterland" und P. Otten, C. S. Sp., von Pittsburg auf den Priester-Verein. Außerdem hielten Ansprachen Bischof Horstmann, Rev. Dr. Heiter und Rev. Eduard König von Fort Wayne.

Die General-Versammlung des Jünglings-Bundes.

Am Vormittag des Dienstags wurde die Versammlung in der Herz-Jesu-Schulhalle vom Präsidenten Rev. P. Bernard Hehl, C. P., aus Pittsburg mit einer sehr herzlichen Begrüßungs-Ansprache eröffnet, worauf es an die Erledigung der Routine-Geschäfte ging. In der zweiten Versammlung am Nachmittag des Dienstags erschienen die hochwürdigsten Bischöfe Foley, Janssen und Horstmann, sowie die Monsignori Dr. Schröder und Stephan. Alle diese Prälaten richteten ermunternde Worte an die Jünglinge. Am Vormittag des Mittwochs wurde in der Herz-Jesu-Kirche für die verstorbenen Mitglieder des Jünglings-Bundes ein feierliches Requiem celebrirt. Nach dem Requiem fand wieder eine Sitzung in der Herz-Jesu-Schulhalle statt. Es kamen Berichte aus Brooklyn, Chicago, St. Louis, Pittsburg, Detroit, New York, Newark und Connecticut zur Verlesung. Der Finanz- und der protokollirende Sekretär unterbreiteten Berichte über den Stand des Bundes und dessen Wachsthum im abgelaufenen Jahre. Es wurde mitgetheilt, daß jetzt 156 Jünglings-Vereine in verschiedenen Theilen des Landes zum Central-Bunde gehören. Während des Jahres sind dem Bunde 40 Lokal-Vereine beigetreten. Der Central-Bund zählt jetzt 15,000 Mitglieder. Bei 6000 Mitglieder gingen am St. Aloysiustage 1896, dem 75. Jahresfeste der ersten hl. Kommunion Leo XIII., zum Tische des Herrn. Die Kasse des Bundes wies einen Bestand von 190 Dollars auf. Siebzig Zweig-Vereine waren in Detroit durch Delegaten vertreten. In der Schlußsitzung am Nachmittag des Mittwochs wurde ein Schreiben des Kardinals Satolli verlesen, in welchem er dem Central-Bund seinen Segen ertheilte und seine Zufriedenheit über das Wirken der vereinigten Jünglinge aussprach. Danach wurde ein Bericht über den finanziellen Stand des „St. Aloysius Banner," des offiziellen Vereins-Organs, den Delegaten unterbreitet. Die Delegaten erklärten sich bereit, für die Verbreitung ihres Organes nach Kräften zu sorgen. Dann wurde für jede Diözese ein Agitations-Committee zur Anwerbung von Vereinen und Mitgliedern ernannt und beschlossen, die nächste General-Versammlung in Columbus, O., gleichzeitig mit der Convention des Central-Vereins abzuhalten. Die Beamtenwahl hatte folgendes Resultat: Protektor, der hochwürdigste Bischof S. G. Meßmer von Green Bay, Wis.; Präsident, Rev. P. Bernard Hehl, C. P., aus Pittsburg; erster Vice-Präsident, Philipp A. Schindler von New York; zweiter Vice-Präsident, Karl Billstein, jun., von Chicago; proto-

kollirender Sekretär, Albert Uhl von Chicago; correspondirender Sekretär, Jos. H. Reimann von Pittsburg; Finanz-Sekretär, Valentin J. Riedmann von Brooklyn; Schatzmeister, Jos. H. Gleß von Newark; Verwaltungsrath, Arthur M. Kohl von Belleville, Ill., Paul Breymeier von Sheneetady, N. Y., Karl Wunderlich von Pittsburg, Joseph P. Rehme von St. Louis, Ludwig Freiberger von Fort Wayne, Ind., Franz Westermann von Cincinnati und Joh. M. Rogenburg von Cleveland, O.

Auf der fünften Jahres-Convention des Central-Verbandes der Männer-, Ritter- und Jünglings-Vereine in den deutschen Katholiken-Gemeinden des Staates Michigan, welche am 21. September unter dem Vorsitze des Präsidenten Herrn Anton Petz in der St. Josephs Handelsschule abgehalten wurde, waren über 100 Delegaten aus den Diözesen Detroit und Grand Rapids anwesend. Das Hauptwerk der Convention war die Gründung einer katholischen Lebens-Versicherungs-Gesellschaft für weniger bemittelte Familienväter. Der „Katholische Familien-Schutzbund von Michigan" hielt am Dienstag in der St. Josephs-Handelsschule unter dem Vorsitze des Präsidenten Herrn Franz Herz seine 21. und letzte Convention ab, löste sich auf und trat mit allen Mitgliedern dem Tags zuvor in der Convention des Staats-Centralverbandes in's Leben gerufenen „Katholischen Wohlthätigkeits-Verein von Michigan" bei.

Die Beamten und Redner des achten deutsch-amerikanischen Katholikentags.

Der Präsident des Detroiter Katholikentags, Herr Karl J. Jägle, wurde geboren am 19. September 1853 zu Freiburg in Baden, besuchte die dortige Bürgerschule und das Lyceum bis zur Obersekunda, landete am 28. März 1870 in New York, wo er sich sofort an die Erlernung der englischen Sprache machte, die er bald vollkommen beherrschte. Im Jahre 1872 kam er nach Pittsburg, Pa., wo er im August 1880 die geschäftliche Leitung der katholischen Tageszeitung „Pittsburger Beobachter" übernahm. Der „Beobachter" stand damals auf ziemlich schwachen Füßen, kam aber durch die Geschäftsgewandtheit und die unermüdliche Thätigkeit des Herrn Jägle bald in die Höhe und ist seit Jahren eine der am meisten verbreiteten und einflußreichsten Zeitungen des Ostens Herr Jägle ist auch ein sehr eifriger Vereinsmann und steht immer an der Spitze, wenn es gilt, ein gutes zeitgemäßes Werk in's Leben zu rufen und zu fördern. Herr Jägle hat den meisten deutsch-amerikanischen Katholikentagen beigewohnt und auf den Katholikentagen zu Pittsburg und Buffalo als Sekretär fungirt. Herr Jägle nahm auch lebhaften Antheil an der Gründung des Staatsverbandes der deutschen Katholiken-Vereine von Pennsylvanien und führte auf dem pennsylvanischen Katholikentag, welcher im Mai 1896 in Pittsburg abgehalten wurde, den Vorsitz. Herr Jägle ist eine der geachtetsten, angesehensten und einflußreichsten deutschen Katholiken der Stadt Pittsburg.

Herr Adolf Weber, der Vize-Präsident des Detroiter Katholikentags und Präsident des deutschen römisch-katholischen Central-Vereins, hat im Jahre 1843 zu Sinzig in der preußischen Rheinprovinz das Licht der Welt erblickt. Er verlor frühzeitig seine Eltern, wurde von einer Freundin seiner Mutter, einer armen, aber sehr religiösen Wittwe, echt christlich erzogen und wanderte im Alter von 12 Jahren auf Einladung eines Verwandten nach Amerika aus. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges ließ der noch nicht achtzehnjährige Adolf Weber sich in das neunte Freiwilligen-Regiment von Wisconsin einreihen, blieb 4 Jahre und 5 Monate im Feld, wurde verwundet, von den Rebellen 10 Monate in Gefangenschaft gehalten, avancirte zum Feldwebel und schied als Brevet-Lieutenant von seinem Regiment. Während des Krieges hatte Herr Weber sich etwas Geld gespart und fing dann gleich ein Geschäft an und verheirathete sich. Er hatte jedoch das Unglück, seine brave Frau und sechs Kinder durch den Tod zu verlieren, ehe er 35 Jahre alt war. Nach zwei Jahren verheirathete er sich wieder mit einer guten Katholikin, welche ihm ihre sieben Kinder auf's beste erziehen hilft. Schon in früher Jugend nahm Herr Weber reges Interesse am katholischen Vereinsleben und ließ sich bereits im Jahre 1858 in den vom hochw. P. F. X. Sailer in Racine, Wis., gegründeten katholischen Gesellen-Verein aufnehmen. Später trat er mehreren katholischen Vereinen bei, fungirte 12 Jahre hindurch als Präsident des unmittelbar nach dem Kriege in's Dasein gerufenen deutschen römisch-katholischen Jung-Männer-Vereins in Racine. Dem dortigen St. Josephs-Verein gehört er seit 30 Jahren an. Herr Weber betheiligte sich auch an der Lokalpolitik, fungirte 8 Jahre lang als Stadtrath, 2 Jahre als Supervisor und eben so lange als Bürgermeister der Stadt Racine. Im Jahre 1869 bewog er die deutschen katholischen Unterstützungs-Vereine in Racine, dem deutschen römisch-katholischen Central-Verein sich anzuschließen. Auf den General-Versammlungen des Central-Vereins spielte Herr Weber durch seine Beredtsamkeit und seine Erfahrenheit in den parlamentarischen Gebräuchen eine hervorragende Rolle, wurde zum Vize-Präsidenten und vor sieben Jahren zum Präsidenten der mächtigen, über die ganze Union verbreiteten einflußreichen und hochverdienten Körperschaft gewählt, die unter seiner weisen Oberleitung immer mehr emporblüht und reichlichere Früchte zeitigt.

Der erste Sekretär des achten deutsch-amerikanischen Katholikentags, Joh. Bapt. Müller, kam am 20. Juli 1835 zu Rugetsweiler bei Aulendorf in Württemberg zur Welt, begann seine Studien in der Privat-Anstalt des hochw. Dr. Karl Lichtenstein auf Schloß Trauchburg bei Isny im Allgäu, setzte sie am Gymnasium der PP. Jesuiten zu Feldkirch in Vorarlberg fort und vollendete sie auf den Universitäten zu Löwen in Belgien, zu Innsbruck und zu München, wo er 1863 die Redaktion des katholischen Wochenblattes der „Bayerische Beobachter" übernahm. Im Jahre 1865 trat er in die Redaktion der „Kölnischen Volkszeitung", wanderte im September 1866 nach Amerika aus, war bis im April 1871 in Normanville, Kansas, und zu Dutzow, Mo., als katholischer Lehrer thätig, wurde dann Redakteur des „Herold des Glaubens" in St. Louis, ging im April 1874 als zweiter Redakteur der damals täglich erscheinenden „Columbia" nach Milwaukee und gründete im Dezember desselben Jahres mit Herrn Engelbert Andries die „Stimme der Wahrheit" in Detroit, welche er bis im Oktober 1894 ununterbrochen redigirte. Seit jener Zeit privatisirt J. B. Müller in Detroit, ist aber die ganze Woche literarisch thätig, indem er als ständiger Mitarbeiter der „Stimme der Wahrheit" und des „Katholischen Familienblatt" von Pittsburg Artikel, Tages-Glossen und „Plauderstübchen" schreibt. Im Jahre 1863 verfaßte J. B. Müller eine Lebensgeschichte des hl. Martyrers Gangolf, welche in München gedruckt wurde; 1881 vollendete er den von den hochw. Herrn Bonekamp und Jessing begonnenen Schematismus der deutschen

katholischen Geistlichkeit der Vereinigten Staaten; 1894 schrieb er eine illustrirte Geschichte der St. Bonifazius Gemeinde in Detroit und 1895 den Familien-Kalender des „Pittsburger Beobachter." J. B. Müller veranlaßte auch die Organisirung des Staats-Verbandes der deutschen Katholiken-Vereine Michigans, fungirte vier Jahre als dessen Präsident und ist seit September 1895 dessen permanenter Ehren-Präsident.

Herr Heinrich Reis, der zweite Sekretär des Detroiter Katholikentags, wurde am 21. September 1839 zu Biblis in Hessen-Darmstadt geboren, kam 1846 mit seinen Eltern nach Amerika und genoß in der Pfarrschule der St. Peter- und Pauls-Gemeinde in St. Louis seinen Elementarunterricht. Mittlerweile hatte sein Vater ein Holzgeschäft gegründet, an welchem er sich betheiligte. Er zog dann mit seinen Eltern nach Shakopee, Minn., und ließ sich 1866 in Belleville, Ill., nieder, wo er mit Miß Elisabeth Kissel sich verheirathete. Herr Reis betreibt mit seinem in Central-Vereinskreisen wohlbekannten Bruder Michael Reis ein ausgedehntes Holzgeschäft und ist nebenbei Vice-Präsident der ersten Nationalbank von Belleville. Am kirchlichen Leben hat Herr Reis stets den regsten Antheil genommen. Er ist Mitglied mehrerer Vereine der Kathedral-Gemeinde und bekleidete öfters Beamtenstellen in denselben. Herr Reis hat auch den meisten deutsch-amerikanischen Katholikentagen beigewohnt und somit die Ehre wohlverdient, zum zweiten Sekretär des Detroiter Katholikentags ernannt zu werden.

Der dritte Sekretär des Detroiter Katholikentages, Herr Ludwig Karl Friedrich Blankemeier, wurde als zweiter Sohn eines kurhessischen Beamten, welcher die administrative Controlle über die Bürgermeister des Kreises zu führen hatte, am 8. Juni 1854 zu Schmalkalden im Thüringer Walde geboren. Sein Vater war der einzige Katholik der Stadt und mußte zur Erfüllung seiner religiösen Pflichten die Kirchen in den fernliegenden Städten Gotha und Eisenach besuchen. Nach langer Bemühung gelang es Herrn Blankemeier, seine Versetzung in die Universitätsstadt Marburg zu erwirken, wo die Familie sich dauernd niederließ. Die Kinder besuchten die katholische Volksschule, nachher das Gymnasium, das Ludwig 1867 mit den besten Zeugnissen verließ, um sich dem kaufmännischen Fache zu widmen. Im Jahre 1870, kurz vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, wanderte er auf den Wunsch einer kinderlosen Tante nach Amerika aus, wo er im Hause dieser Tante in Kansas City, Mo., eine zweite Heimath fand. Er erhielt zuerst Beschäftigung bei der täglichen „Tribüne" in Kansas City, wandte sich aber bald darauf wieder der kaufmännischen Laufbahn zu. Im Geschäfte des braven deutschen Katholiken Herrn Philipp J. Henn, der auch als Stadtrath und County-Richter sehr geachtet war, blieb Herr Blankemeier vier Jahre lang, bis ihn Ende 1874 Herr H. J. Spaunhorst, damals Präsident der „Amerika", zufällig kennen lernte und ihn sogleich für diese Zeitung engagirte. Am Neujahrstage 1875 trat Herr Blankemeier seine neue Stelle an und war bis im Sommer 1878 zuerst in der Redaktion, später in der Geschäftsverwaltung der „Amerika" thätig. Dann übernahm er auf den dringenden Wunsch des damaligen Präsidenten der Aktiengesellschaft des „Herold des Glaubens", Herrn Fritz Harbers, die geschäftliche Leitung dieses Blattes, welche Stelle er heute noch versieht. Herr Blankemeier hat sich in seinen Mußestunden auch literarisch beschäftigt und sowohl für den „Herold", als für den „Familienfreund-Kalender" verschiedene Beiträge geliefert. Umgeben von einem halben Dutzend blühender Kinder wohnt Herr Blankemeier mit seiner braven Frau seit Jahren in dem 14 Meilen von St. Louis entfernten idyllischen Städtchen Kirkwood. Sein älterer Bruder ist Priester des Jesuiten-Ordens. Herr Blankemeier hat an den Katholikentagen stets großes Interesse genommen und an den meisten derselben sich betheiligt. Das katholische Vereinswesen lag ihm immer am Herzen.

Monsignore Dr. Peter Joseph Schröder, Doctor der Theologie, Kämmerer des Hl. Vaters und Professor der Dogmatik an der Katholischen Universität zu Washington, hat auf dem Detroiter Katholikentag wieder durch seine hinreißende Beredtsamkeit geglänzt und die vielen Zuhörer bezaubert. Monsignore Dr. Schröder erblickte das Licht der Welt am 27. April 1849 zu Beeck in der Pfarrei Wurm in der Erzdiözese Köln, absolvirte das Gymnasium zu Neuß mit den besten Noten und begab sich dann (1867) nach Rom, wo er im deutschen Collegium drei Jahre Philosophie und vier Jahre Theologie studirte und in beiden Fächern glanzvolle Examina ablegte. Er wurde mit dem theologischen Doctorhut geschmückt und empfing am 18. Mai 1873 in der ewigen Stadt die Priesterweihe. Mittlerweile war in Deutschland der Culturkampf ausgebrochen, wodurch Dr. Schröder verhindert wurde, in seinem Vaterlande als Lehrer oder Seelsorger zu wirken. Er folgte deshalb dem Rufe des sel. Bischofs Montpellier von Lüttich in Belgien, welcher ihm die Professur der lateinischen und griechischen Literatur im Seminar zu St. Trond angetragen hatte. Bald darauf übernahm Dr. Schröder den Lehrstuhl der Philosophie im genannten Seminar, den er bis 1887 inne hatte. Mittlerweile hatte der Culturkampf ausgetobt und Dr. Schröder konnte wieder in die Heimath-Diözese zurückkehren. Der Erzbischof von Köln, Cardinal Krementz, ernannte ihn zum Pfarrer von St. Johann Baptist in Köln und im folgenden Jahre an Stelle des verstorbenen Dr. Scheeben zum Professor der Dogmatik im Kölner Priester-Seminar. Im Oktober 1889 übernahm Dr. Schröder den Lehrstuhl der Dogmatik an der Katholischen Universität zu Washington, wo er seither unter sehr schwierigen Verhältnissen eine sehr erfolgreiche Lehrthätigkeit entfaltet hat. Monsignore Dr. Schröder, welcher zu den gelehrtesten und tüchtigsten Theologen der Gegenwart gehört, fast alle Zweige der Wissenschaft beherrscht, ein classisches Latein spricht und schreibt, der englischen, französischen und italienischen Sprache in Wort und Schrift mächtig ist und eine glänzende Rednergabe besitzt, hat während seines achtjährigen Wirkens schon Großartiges geleistet, auf den deutsch-amerikanischen Katholikentagen, auf verschiedenen Staats-Katholikentagen und auf den General-Versammlungen des Central-Vereins die hervorragendste Rolle gespielt und durch seine überzeugenden Reden und seine meisterhaften Artikel in mehreren katholischen Zeitungen und Zeitschriften dieses Landes sich in solchem Grade ausgezeichnet und verdient gemacht, daß wir deutsch-amerikanische Katholiken mit Recht auf ihn stolz sein dürfen und daß wir ihm für alle Zeiten zu Dank verpflichtet sind. Daß man in Rom die großen Verdienste des Monsignore Schröder zu würdigen weiß, ist daraus ersichtlich, daß ihn der Hl. Vater zu seinem Kämmerer ernannt und ihn schon wiederholt sehr huldvoll empfangen hat. Auch bei Seiner Eminenz dem Cardinal Satolli und bei dem gegen-

wärtigen päpstlichen Delegaten, Erzbischof S. Martinelli, O. S. A., steht Monsignore Dr. Schröder in hohem Ansehen.

Der hochw. Herr Heinrich Joh. Hagen, Kanzler der Diözese Belleville, Ill., und Sekretär des hochwürdigsten Bischofs Janssen, wurde am 21. Mai 1861 zu Germantown, Clinton Co., Ill., geboren, besuchte zuerst die dortige katholische Pfarrschule, darauf das St. Josephs Kollegium der PP. Franziskaner zu Teutopolis, Ill., nach dessen Absolvirung er im Salesianum bei Milwaukee seit 1877 Philosophie und Theologie studirte. Er vollendete seine theologischen Studien an der Universität zu Innsbruck in Tirol, wo die gelehrtesten Jesuiten deutscher Nationalität als Professoren wirken. Am 23. September 1883 wurde Herr H. J. Hagen vom sel. Bischof Baltes von Alton zum Priester geweiht und gleich darauf zum Pfarrer der Gemeinde zur allerseligsten Jungfrau Maria und dem hl. Philipp Neri in Mount Vernon, Jefferson Co., Ill., ernannt. Von Mount Vernon aus hatte der junge Priester auch die Missionen in Okawville und in McLeansboro zu versehen. Im Oktober 1889 wurde Vater Hagen vom hochwürdigsten Bischof Janssen als Assistent an die Kathedrale zu Belleville berufen, und im folgenden Jahre zum Kanzler der Diözese ernannt. Im Oktober 1895 wurde ihm dazu noch die Pastoration der Kathedral-Gemeinde in Belleville übertragen. Vater Hagen ist ein Priester voll Eifer und Thatkraft, besitzt große Kenntnisse, erfreut sich eines riesigen Gedächtnisses und ist einer der besten Redner des gesammten deutsch-amerikanischen Klerus. Er spricht mit wundervollen Klarheit und Ueberzeugungskraft und versteht es, die Zuhörer förmlich zu elektrisiren. Dabei spricht er ein klassisches Deutsch, und hat einen ebenso kräftigen als wohlklingenden Vortrag. Vater Hagen ist auch ein großer Freund und Förderer der kath. Presse und hat besonders der St. Louiser „Amerika" mit seiner gewandten Feder schon erhebliche Dienste geleistet.

Der hochw. Herr Anton Heiter, Doktor der Theologie und Rektor der Gemeinde zur schmerzhaften Mutter Gottes in Buffalo, N. Y., ist ein Rheinpfälzer von Geburt. Er kam am 30. November 1851 zu Rülzheim zur Welt, studirte bei den Benediktinern zu Metten in der Diözese Regensburg, bei den Jesuiten zu Innsbruck und im deutschen Kollegium zu Rom. Am 19. August 1875 empfing Dr. Heiter im Dome zu Speyer die Priesterweihe und kam im September 1876 nach Amerika. Er wurde in die Diözese Buffalo aufgenommen und wirkte vom Oktober 1876 bis im Dezember 1880 als Assistent des sel. Vater Sorg in der St. Ludwigs Gemeinde zu Buffalo, worauf er zum Pfarrer der Gemeinde zur schmerzhaften Mutter Gottes befördert wurde, welche Stelle er noch inne hat. Dr. Heiter ist ein sehr gelehrter und eifriger Priester und ein Redner, wie es nur sehr wenige gibt. Auf den Katholikentagen zu Buffalo und Newark hat er durch seine hinreißende Beredsamkeit, seine feine Dialektik und seine unwiderstehliche Logik Furore gemacht und wurde es deshalb von den Besuchern des Detroiter Katholikentags tief bedauert, daß er seine meisterhafte Rede über die Ehe wegen zu weit vorgerückter Zeit nicht halten konnte.

Der hochw. Herr Joseph Schrembs, Pfarrer der St. Marien Gemeinde in West Bay City, Mich., stammt gleichfalls aus Bayern. Er wurde 1866 zu Regensburg in der Oberpfalz geboren, begann seine Studien am Gymnasium seiner Vaterstadt, kam 1880 nach Amerika, wo er bei den Benediktinern zu St. Vincents, Pa., dieselben fortsetzte und an der Laval Universität und im großen Seminar zu Montreal in Canada sie mit Glanz absolvirte. Vater Schrembs wurde am 29. Juni 1889 vom sel. Erzbischof Fabre im Dome zu Montreal für die Diözese Grand Rapids ordinirt und wirkt seither in West Bay City. Vater Schrembs ist ein echter Volksredner, voll Pathos und hinreißender Gewalt des Vortrags. Seine Sprache ist elegant, klar und dabei voll Witz und Humor. Er beherrscht das Deutsche, Englische und Französische gleichmäßig und ist in der einen Sprache so beredt wie in der andern. Er gilt als einer der eloquentesten "Lecturers" von ganz Michigan.

Theodor Kersten, Präsident der "German Exchange Bank" in Chilton, Wis., ist ein "self-made man" in des Wortes edelster Bedeutung. Geboren am 3. Juli 1842 in der preußischen Rheinprovinz, kam er im Herbste 1855 mit seinen Eltern nach Amerika. Sie siedelten sich in Calumet County, Wis., an, welches damals noch eine Wildniß war. Von 1857 bis 1865 arbeitete der junge Kersten in den Sägemühlen im County Oconto, während des Winters als Holzfäller. Nach dem Tode des Vaters im Jahre 1865 kam Theodor Kersten auf den Wunsch der Mutter nach Chilton zurück und half als der älteste von vier Brüdern die väterliche Farm bebauen. Im Jahre 1868 wurde Kersten zum County Clerk von Calumet County gewählt und versah dieses Amt sechs Jahre. Am 5. Januar 1875 eröffnete er mit seinem Bruder Heinrich die "German Exchange Bank" in Chilton, an deren Spitze er heute noch steht. Theodor Kersten ist ein eifriges und opferwilliges Mitglied der St. Marien Gemeinde in Chilton und zur Zeit auch Präsident des Staatsverbandes der deutschen Katholiken-Vereine von Wisconsin. Er ist ein sehr kerniger und witziger Volksredner, spricht frei von der Leber weg und bringt es fertig, schwierige Fragen zur Befriedigung aller Zuhörer zu lösen.

Heinrich Alois Ignaz Andries, Redakteur der „Stimme der Wahrheit" in Detroit, wurde geboren am 31. Juli 1872 zu Milwaukee, Wis., besuchte die Pfarrschule der St. Josephs Gemeinde und das Gymnasium der PP. Jesuiten in Detroit, vollendete seine klassischen Studien im Canisius-Collegium der Jesuiten in Buffalo, begab sich darauf nach Deutschland, wo er auf der Universität zu München unter den Professoren Dr. von Hertling, Dr. Hermann Grauert, Dr. Alois Schmid, Dr. Brentano und Dr. Riehl Geschichte, deutsche Literatur und Apologetik studirte. Im April 1894 kam er nach Detroit zurück und trat in die Redaktion der „Stimme der Wahrheit" ein, welche sein Vater, Herr Engelbert Andries, mit Herrn J. B. Müller Ende 1874 gegründet hat und seit 1881 als alleiniger Eigenthümer herausgibt. Von Herrn J. B. Müller, dem langjährigen Redakteur der „Stimme der Wahrheit," praktisch angeleitet, übernahm Herr Heinrich Andries im Oktober 1894 die Redaktion des Blattes, für welches der hochw. Vater Jos. Koudelka, Pfarrer der St Michaels Gemeinde in Cleveland, und Herr J. B. Müller allwöchentlich Beiträge liefern. Heinrich Andries ist ein talentvoller, strebsamer junger Mann, welcher im elterlichen Hause und bei den Jesuiten in Detroit und Buffalo eine vortreffliche Erziehung genossen hat. Er ist sehr fleißig, geschäftstüchtig, tief religiös, den Rathschlägen erfahrener Männer sehr zugänglich, ein gemüthlicher Gesellschafter und wird auf der kirchenpolitischen Arena seines Vaterlandes sicher noch eine Rolle spielen.

Die Engel beschirmen die Kleinen.

In der Winternacht um's alte Haus
Wild stöhnend die Winde schweifen:
Doch still! — war das ein Schreckensruf? —
Und horch! das Gellen der Pfeifen! —

Es brennt im Städtchen, erst blutig roth,
Nun flackernd und ungezügelt,
Und höher und höher zum Himmel schlägt
Die Lohe, vom Winde beflügelt.

Wie Einer an Einer zur Kette sich reiht
Hinauf zu den qualmenden Zinnen,
Umsonst, es züngeln die Flammen hinan,
Daß kaum die Schläfer entrinnen.

Und ach, wild peitschend die Gluthen zieh'n
Zur wankenden Miethskaserne,
Der Armuth dumpfes Asyl umsprüh'n
Die Funken, wie fallende Sterne.

Doch hoch, hoch oben am Fenster lehnt
Ein Kind in weißem Gewande,
Wie ein Engel des Herrn erscheint es, gesandt,
Zu steuern dem rasenden Brande.

Kein Engel dort oben, ein liebliches Kind
Erhebt die flehenden Hände:
„In unsrer Noth, Gott Sabaoth,
Uns Deinen Engel sende."

Hell leuchten die Augen voll Zuversicht
Tief unter den goldenen Locken;
Doch wilder umwehen das wankende Haus
Die gierigen, feurigen Flocken.

„Wer wagt es, wer setzt nun die Leiter an,
Zu retten das blühende Leben?"
Wild strömen von Unten die Gluthen durch's Haus,
Daß knarrend die Mauern erbeben.

Und tiefe Stille herrscht im Kreis: —
Da tritt bedächtig und heiter
Ein Greis hervor, und richtet empor
Zum Fenster die schwankende Leiter:

Und schreitet so kühn und fest hinan: —
Wir zählen die bangen Sekunden; —
Und sieh', hoch oben hängt er schon;
Doch das lockige Haupt ist verschwunden.

Was zögert das Kind, wo lief es hin,
Da die Balken und Bretter krachen?
„Komm schnell, ich trage dich sicher hinab,
O, laß die Flittersachen!"

Schon zieht der Rauch in's stille Gemach
Durch alle Ritzen und Spalten;
Bald folgen die Flammen, und dann ist's vorbei
Mit dir, du Kind, und dem Alten.

Doch leis aus Rauch und Dunkel ertönt's:
„O komm, komm schnell in die Kammer,
Und trage die arme Mutter hinab,
So hilflos in ihrem Jammer.

Die Mutter ist lieb und gut, doch krank,
Drum muß sie immer weinen."
„Sei ruhig, mein Mägdlein, ich hole auch dich;
Die Engel beschirmen die Kleinen."

Und wie der Retter den Boden erreicht
Erfaßt ihn ein Bangen und Beben;
Denn hoch auf der Sprosse der Leiter sieht
Er staunend das Mägdlein schweben.

Und langsam, behutsam steigt er hinauf,
Bedächtig das Kindlein hernieder:
Da hat er mit sicherem Griff erfaßt
Die zarten, zitternden Glieder.

Und wie er die Erde wieder erreicht,
Krach stürzen die Wände zusammen;
Und zischend und prasselnd zum nächtigen Blau
Entwirbeln den Trümmern die Flammen.

Hell jubeln wohl Tausend dem Heldengreis;
Das Kind und die Mutter weinen
Und stammeln ihm Dank; er aber spricht:
„Die Engel beschirmen die Kleinen."

Johannes Rothensteiner.

De Nachtwächters.

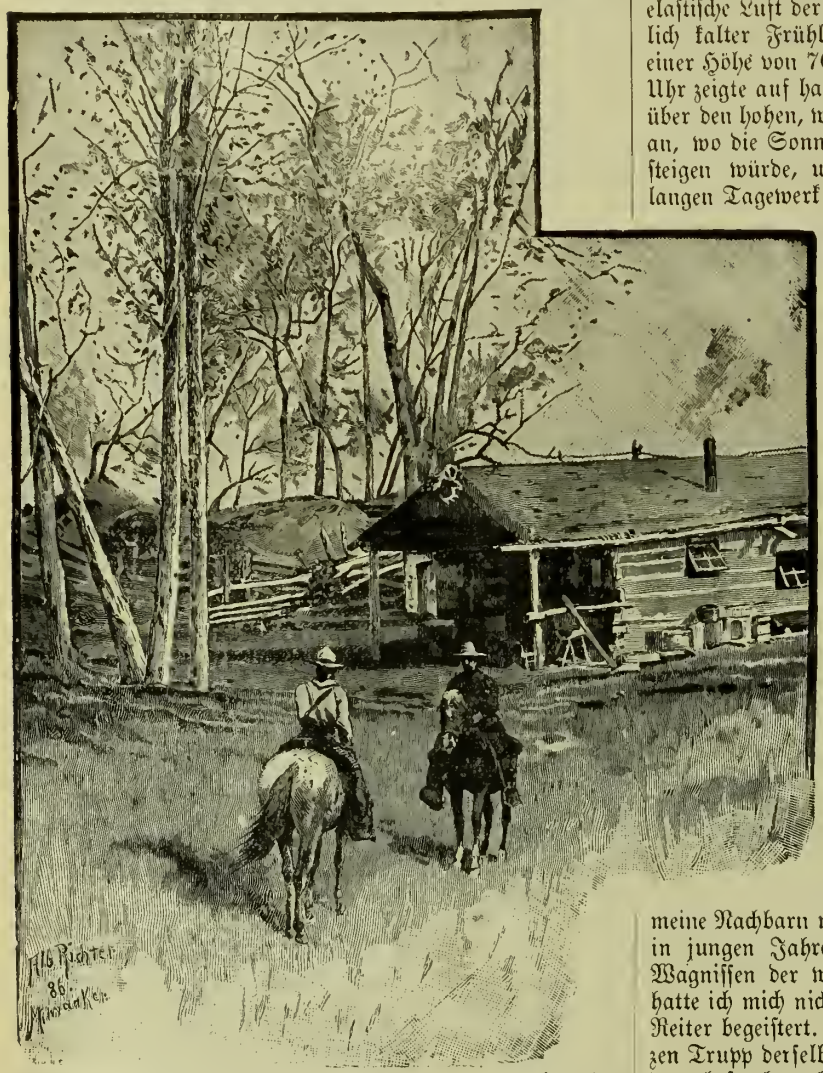
Drai Stunne Wiäges gaoht derto
Fan Kriekelpütt nao Hoosterloh.
De Nachtwächter fan Kriekelpütt,
En Mann, de gern de Kiäl begütt,
Hadd' auk in't Glas en bittken saih'n
Un geng herut un bloos de taihn.
He saoch ne lied'ge Kutike staohen
Un dacht, dao kann 't nu sitten gaohen
Un slaopen, bet et elven slätt,
Dan blaos' ick, wan et slagen het.
He steeg nu drin, slaip es en Kloß.
De guede Kutsker wyder moß.
He spannde syne Piärde an,
Un in den Wagen slaip de Mann.
De Kutsker fuorde plig to,
So kwaimen's bald' in Hoosterloh.
De Wacht wook up un sprak to sik:
Jk glaiwe, elven is't al dick.
He steeg nu ut un bloos gaus lud
In Hoisterloh syn Tut-tut-tut.
Nich wyd fan em dao stond en Maun,
De feng do auk te blaosen an.
De erste raip: „Wat sal dat Raosen,
Wust Du my öven to myn Blaosen?"
De anre raip: „Nim Dy in Acht,
Wat mäkst Du Störung in de Nacht?"
„„Wat, Kerl, Du hest nao siel te strÿden!
Es Wächter darf ik dat nich lyden,
Jk segg', ik mot Dy arreteeren!""
„So'n Kerl es Du will my ferceren! —"
„„Nachtwächter bün't fan Kriekelpütt,
Un Du büst för den Galgen nütt.""
„Wat Kriekelpütt? Jn't Lock, kum to!
Jk war' de Stad fan Hoosterloh."
„„Un ick bin Häer in Kriekelpütt
Und weet wul, wat myn Amt bedüdt.""
Do pock de Kriekelpüttske Mann
Den Hoosterlohsken Wächter an
Med syne swaore, faste Hand
Un raip: „Du büst nu Arrestant."
De anre sloog un raip: „Hojoh,
Js Mord un Roof in Hoosterloh!"
„„Swyg still!"" sag de fan Kriekelpütt,
„„Dyn Wiären is Dy daoch nich nütt.
Aoch ai, wu kuem' ik nu te Maot,
Düt is jä nich de rechte Straot!
Dat Raodhus is jä heel ferhext —
Segg, Düvelskerl, of Du dat mätst,
Jk slaoh Di süs den Schädel in!
Ai, wan ik nu dat Lock inen finn'!""
De anre raip: „Jk arme Kind!
O Hölpe, Lüde, kuemt geschwind!"
He glaoft', dat em de Düvel pock
Un woll' med em in't Hellenlock.
Do kwaimen Lüd' auk angerannd
Med Ätsen, Greepen in de Hand:
„Wat giff et hier, wal gaiht der to?"
Do raip de Wacht fan Hoosterloh:
„J saiht doch, wu de Kerl my tüht."
Do raip de Wacht fan Kriekelpütt:
„Hier, düse Kerl is arreteerd
Un het my so den Kopp ferweerd,
Dat ik med em verbisterd bin,
Un nich den Weg nao'n Brummstall finn'."
Do raip de Hoosterlohske Mann:
„Den Bösewicht, nu packt en an!
Kerl, nimm den Rosenkrans fan Jsen,
Dan will wy Dy den Brummstall wysen!"
Do raip de Mann fan Kriekelpütt:
„Nu weet ik nich, wat dat bedüdt!"
Es'l naichsten Muorgen kwam te Dag,
Wu't Unglück an de Kutske lag,
Do drank de Kriekelpütter Bro'er
Ne Kruke med den Hoosterloher.

C. A. Schlüter.

Ein Tag bei den Cowboys.

Von „T. H. S."

Schon seit frühester Kindheit trug ich den sehnlichen Wunsch, den Cowboys, diesen Beduinen des amerikanischen Westens, einen Besuch abzustatten. Und endlich sollte mein Wunsch in Erfüllung gehen. Denn gestern Morgen war ich nach zweitägiger Fahrt auf der Eisenbahn im Staate Wyoming angelangt, und in Begleitung meines Freundes George Lee, eines reichen Herdenbesitzers, um Mitternacht in seinem Rancho



abgestiegen. Vierzig Meilen weit waren wir durch eine öde, einförmige Landschaft geritten: und so fielen wir gar bald in einen tiefen, gesunden Schlaf. Doch urplötzlich brach ein Heidenspektakel los, dem das taubste Ohr nicht hätte widerstehen können, und eine schrille Stimme drang aus dem gräßlichen Klappern und Rasseln hervor: "All up, all up, all up, breakfast!" Meine süßen Träume waren entflohen. Neugierig schaute ich durch das offene Ende meines Zeltes auf das eigenartige Treiben vor mir. Im Dämmerlichte sah ich die kräftigen Gestalten von etwa dreißig Männern, die sich rasch ankleideten und ihre Feldbetten aufrollten. Ich war unter den Cowboys. Rasch sprang ich aus den Decken, kleidete mich an, und sog in vollen Zügen die frische, elastische Luft der Hochebene ein. Es war ein recht empfindlich kalter Frühlingsmorgen; denn wir befanden uns in einer Höhe von 7000 Fuß über dem Meeresspiegel. Meine Uhr zeigte auf halb vier; und nur ein mattes Dämmerlicht über den hohen, weißen Uferfelsen jenseits des Flusses, deutete an, wo die Sonne in ungefähr einer halben Stunde aufsteigen würde, um den neuerquickten Lagergenossen zum langen Tagewerk zu leuchten. Gerade vor uns, hart am Flusse, brannte ein mächtiges Feuer, an dem ein stämmiger Negerbursche unser Frühstück zubereitet hatte. Um's Feuer herum lagerten die Cowboys, die spät gefundenen Helden meiner Phantasie, die ich so „lange schon gekannt aus ihren Thaten". Als meine Augen nun forschend auf dem malerischen Bilde ruhten, drang mir des Koches Stentorstimme wiederum an's Ohr, mit dem bedeutsamen Zurufe: „Wenn ihr 'was mitkriegen wollt, müßt ihr euch beeilen." Mein Freund und Begleiter von gestern reicht mir Teller und Tasse, und bedient mich aus den dampfenden Töpfen und Kesseln. Höchst wahrscheinlich hätte mir das gebratene Rindfleisch, der harte Zwieback und der schwarze Kaffee auf meinem heimathlichen Frühstückstische nicht halb so gut gemundet; aber in dieser reinen, scharfen Luft geht es einem fast wie den Indianern, die bekanntlich irgend etwas essen, was sie zerbeißen können.

Voreingenommen wie ich nun war mit dem wichtigen Geschäfte des Essens, nahm ich doch die Gelegenheit wahr, mir meine Nachbarn näher zu betrachten. Wie oft hatte ich nicht in jungen Jahren von den wunderbaren Abenteuern und Wagnissen der wilden Hirten des Westens gelesen; wie oft hatte ich mich nicht für das freie, fröhliche Leben der kühnen Reiter begeistert. Und jetzt sitze ich zu Tisch mit einem ganzen Trupp derselben, und ich fühle wirklich gar nichts von der ehrfurchtsvollen Scheu, die mich stets bei dem bloßen Gedanken an ein solches Zusammentreffen beschlichen hatte. Da lagen, saßen oder standen die berühmten, die ritterlichen Cowboys, meistens junge Männer, einige derselben nicht viel mehr als Knaben. Aber die wettergebräunten Gesichter

Im Lager.

und die sehnigen Glieder gaben beredtes Zeugniß von den vielen Momenten des thätigsten, bewegtesten Lebens unter freiem Himmel, in Sonnenbrand und Winterwetter. Und in den klugen, verwegenen Augen, wie in der ganzen ungezwungenen Haltung lag ein gewisses Etwas, das mir den Ruf der Entschlossenheit, Thatkraft und Verwegenheit in diesen Männern mehr als glaubhaft machte. Einige musterten mich mit fragenden Blicken: und hie und da vermeinte ich ein cynisches Lächeln zu gewahren. Es wurde fast nichts gesprochen. Man suchte so schnell als möglich das Frühstück zu verzehren und sich für's Tagewerk zu rüsten.

Allmählich war es heller geworden, und auf einmal erhob sich die Sonne über den weißen Felsen und beleuchtete das eigenartigste und wundervollste Bild, das ich jemals gesehen.

Jenseits des blauen Stromes bezeichnen die weißen Uferklippen den Anfang der Wüste, einer ununterbrochenen Fläche von Sand und Alkali, die sich fünfzig Meilen weit nach dem Osten ausbreitet. Am fernen Rande der Wüste erheben sich majestätisch die schneebedeckten Kuppen und Zacken der Wind-River Berge, so klar und bestimmt, als ob sie nur zehn Meilen entfernt seien. Hinter unserem Lager aber erstreckten sich wellenförmige Hügelreihen mit ihrem weißen Gestein, welches die Sonne mit allen Nuancen rosigen Lichtes übergossen hatte. Die hellgrüne Wiese, auf der wir gelagert waren, prunkte mit einigen Gruppen von Weidenbäumen und kanadischen Pappeln, und so erschien sie mir wie eine Oase in der weiten, grandiosen Wüstenlandschaft. Unser malerisches Zelt-Lager trug gerade genug Leben in das Gemälde, um es vollkommen zu machen.

Manche prächtige Gegend habe ich seither gesehen, aber keine übertraf den Eindruck dieser wildschönen, einförmigen, großartigen Hochebene. Wahrlich, „wunderschön ist Gottes Erde", das fühlte ich, verwöhntes Stadtkind, erst so recht beim Anblick des freien, weiten Hochlandes.

Doch bald weckte mich aus meiner Träumerei ein Ton wie das Klingeln ferner Herdenglocken. Im Nu sprangen die Hirten auf, schnallten sich den Gurt mit den Pistolen um, und legten ihre Wurfschlingen rund zusammen. Kaum waren diese Vorbereitungen getroffen, als ich gewahrte, wie aus den Bergschluchten ein Trupp von etwa 300 Pferden angaloppirt kam. Hinterher ritten die Hüter, die mit Zurufen, Peitschenknall und dem Geläute von Kuh-Glocken die Rosse in das Lager trieben. Nun machte sich der waltende Einfluß des Aufsehers, eines stillen, entschlossenen Mannes, überall bemerkbar. In einem Augenblicke sind die Pferde in der Niederung umzingelt. Jeder Mann erhält mehrere Reitpferde für den Tag angewiesen. Diese werden unverzüglich mit dem Lasso aus der gedrängten Herde geholt, und sogleich gesattelt, wenn auch nicht immer ohne ein wildes Schnauben oder ängstliches Widerstreben. Ein kurzer gemessener Befehl des Aufsehers erschallt und zwei Cowboys sitzen auf und reiten in langem, schwingendem Galopp den Hügeln zu. Dann folgen andere, und wieder andere, und verschwinden sämmtlich hinter den Kämmen der Hügel.

Mich aber erwartete für den Ritt, gesattelt und gezäumt, ein prachtvolles braunes Roß, dessen schimmernde Flanken, hochgeschwungener Nacken und klug funkelnde Augen den Abkömmling eines stolzen östlichen Renners kennzeichnen. Nun

Auf der Wanderung.

werde ich meinem Begleiter für den Morgenausflug vorgestellt. Ein schlanker, jugendschöner Californier, steht er da und streichelt seinen wildtrotzigen, unruhig-stampfenden Rappen, der augenscheinlich die frohen Tage noch nicht vergessen hat, da er ungezügelt in stolzer Freiheit die Hügel und Thäler durchschweifte. Mein Vaquero frägt mich nur, ob ich bereit sei, und dann springt er, mit der Linken am Sattel-Knauf und ohne den Steigbügel zu beachten, auf den Rücken des zitternden Thieres.

Nun magst du knirschen und stöhnen, ausschlagen und dich bäumen, wie du willst, mein schöner Schwarzer, du mußt dich doch in dein Schicksal ergeben, denn du hast deinen Meister gefunden. Bei jedem deiner Sprünge dringen dir die scharfen Sporen in die Weichen. Und wie prächtig sitzt mein Geselle im Sattel. Mit der größten Sorglosigkeit und Grazie schwankt er hin und her, indem sein Körper den wilden Bewegungen des Pferdes folgt. Mit einem letzten verzweifelten Versuch, den Reiter abzuschütteln, enteilt nun das Roß pfeilschnell den Hügel hinan und ich folge ihm so schnell als ich kann. Nach kurzem, rasenden Galopp mäßigt aber der Rappe sein Tempo und nach wenigen Minuten hat ihn mein Brauner erreicht, und so ziehen wir neben einander über Sand und Geröll, Hügel auf, Hügel ab, in wildem, freiem Ritte, meilenweit dahin, ohne irgendwelche Ermüdung zu verspüren.

Die klugen Thiere gehorchen jedem Drucke, jedem Worte, und setzen in leichtem Sprunge über Sage-Büsche und breite Wasserrinnen. An Ausdauer und Gelenkigkeit kann sich wohl keine Pferdeart mit diesen Thieren der Berglandschaft vergleichen. — Plötzlich macht mein Begleiter Halt. Wir stehen am Eingange eines kleinen Seitenthales. Er hält die Augen unverwandt auf einige schwarze Punkte am fernen Hügelrande gerichtet. Ich kann nichts unterscheiden, aber mein Cowboy versichert mich, daß es die gesuchten Kühe sind.

Und er hatte sich nicht versehen. In kleinen Gruppen über die Fläche zerstreut, grasen dort wohl 600 Stück Rindvieh, ruhig und ohne die leiseste Ahnung des bevorstehenden Ueberfalls. Wir haben nämlich Befehl, alles Hornvieh des Bereiches zum Lager einzutreiben. Wir trennen uns also, um von beiden Seiten der Herde in den Rücken zu kommen. Wie ich nun in weitem Bogen mich den Thieren nahe, brechen plötzlich aus den hohen Sage-Büschen einige langhornige Kühe hervor. Wild schnaubend, mit gesenkten Hörnern und hocherhobenen Schwänzen fliehen die Thiere dahin, und ihnen nach stürzen die erschrockenen Kälber.

Im Moment ist mein Brauner voller Leben. Vorwärts spitzt er scharf die Ohren, die Augen folgen funkelnd der entfliehenden Herde, und seine Glieder zittern in freudiger Erwartung des Zeichens, das uns in wildestem Jagen über Gebüsch und Geröll und Rinnsale den scheuen Rindern nachsenden würde. Aber dazu bin ich doch noch nicht Cowboy genug, und zudem nehmen ja die Kühe so wie so die gewünschte Richtung zum Lager. Ich folge also meinen Weisungen und reite langsam durch's Thal zurück; schaue aber scharf in jede Schlucht, in jede ausgetrocknete Grube hinein. Und so finde ich noch einige Nachzügler und Versprengte. In kurzer Frist haben wir die 600 Stück Rindvieh gesammelt, um sie dem Lager zuzutreiben.

Der Heimritt geht aber viel langsamer und beschwerlicher vor sich, als der Ausritt. Im ewigen Zickzack, bald zur Rechten bald zur Linken müssen wir eilen, um die Herde beisammenzuhalten und vorwärts zu bringen. Auf einmal bricht aus einer Seitenschlucht eine Antelopen-Schaar hervor. Ihre weißen Schweife wallen wie Federbüsche, da die Thiere mit weiten Sprüngen über die Fläche dahinschweben. Es waren die ersten, die mir vor Augen kamen und ein wilder Trieb ergriff mich, ihnen nachzujagen. Aber schon waren sie meinem Gesichtskreis entschwunden, wie ein funkelndes Meteor an mir vorbeigeflogen, und unser wartete die alte Plackerei mit dem Rindvieh. So viel stand nun bei mir fest, daß das Eintreiben der Kühe in Wirklichkeit nicht halb so angenehm ist, als es für den Neuling verlockend erschien.

Als wir nun endlich wieder in Sicht des Lagers kamen, war ich fast erblindet vom Staub und ganz heiser vom Schreien, hungrig, durstig und todtmüde. Wahrlich, dieser Theil des Ranch-Lebens hat bei mir seinen goldenen Schimmer verloren. Und nun mußte ich auch noch erfahren, daß ich, meiner präsumptiven Weichlichkeit halber, auf den kürzesten Ritt ausgesandt worden war. Wir kehrten auch zuerst zurück. Bald bemerkten wir, wie an verschiedenen Punkten am Horizonte dichte Staubwolken aufwirbelten. Endlich kamen lange Reihen brüllender Rinder und Kühe die Schluchten herabgeströmt, um sich mit unserer Herde in der Niederung am Flusse zu vereinigen. Die staubbedeckten Männer auf ihren schweißtriefenden Pferden eilten herbei. Nur wenige blieben bei der Herde, um einem etwaigen Ausbruch vorzubeugen. Das Mittagessen erwartete uns. Der Aufseher ermunterte die Leute zur Eile: „Denn es scheint", bemerkte er im Vorbeigehen, „als ob wir heute Nachmittag scharfe Arbeit haben würden."

Rasch wird die Mahlzeit verschlungen, noch rascher werden frische Pferde eingefangen und gesattelt, und mit dem Pfeifchen im Munde eilen die Cowboys schon wieder zur Herde und sind augenscheinlich so frisch und munter wie am frühen Morgen.

Auch ich besteige nun ein frisches Reitpferd, einen alten, erprobten, vielerfahrenen Pony, der sich mit der größten Bereitwilligkeit auf den uns beschiedenen Theil der Arbeit des thatenlosen Zuschauens und klugen Ausweichens, mit wahrer Kunstfertigkeit einläßt. Mag das den Cowboys schimpflich dünken, mir war es ganz recht: denn ach, die überströmende Freude am thätigen Leben war bei mir einer gewissen Schlaffheit gewichen. Mein Sattel fühlt sich gar hart, die leichten Bewegungen meiner Rosinante berühren mich etwa wie die emphatischen Stöße eines Rammklotzes. So nahmen wir den unseren Stand auf einem kleinen Hügel etwas zur Seite, und gar bald verging die Erinnerung an die ausgestandenen Mühseligkeiten vor dem Anblick der höchst interessanten und aufregenden Szene, die sich vor meinen Augen entrollte.

Der Sammelplatz des Rindvieh's ist eine Strecke harten Kiesbodens, so flach wie eine Rennbahn, mit nur wenigen Vertiefungen. Von meinem jeweiligen Standpunkte auf der umgebenden Hügelkette kann ich alle Bewegungen im weiten Amphitheater überschauen. Die Herde von mehr als 6000 rastlosen, dumpf brüllenden Rindern und Kühen, umringt von einem Kreis wie festgewurzelter Reiter, wird immer mehr zusammengedrängt. Etwas abseits hält der Aufseher auf seinem stolzen Schimmel, umgeben von einigen der auserlesensten Reiter. Jeder hat sich sein bestes Pferd ausgesucht. Rock und Weste werden abgeworfen. Und so gewährt die Gruppe, in ihren befransten Lederhosen, breiten Sombreros, und dem von einem Cowboy unzertrennlichen Revolver, einen recht malerischen Anblick. Mittlerweile war am Hügelrande ein großes Feuer angezündet worden, in dem

die Brenneisen zum Markiren der Kälber glühten. Jetzt reiten einige der Cowboys zwischen die dichtgedrängten Rinder und sondern etwa 500 derselben von der Hauptherde ab und treiben sie etwas näher zum hochflackernden Feuer. Das ist nur der Anfang der schwierigen Arbeit. Einige Männer verbleiben bei der großen Herde, die übrigen nehmen ihre ledernen Wurfschlingen, die sogenannten Lassos, zur Hand. Auf den Wink des Anführers reitet ein Cowboy vor und schwingt die Schlinge eins, zwei, dreimal hoch über dem Haupte und läßt sie dann weithin über die Herde fliegen. Schnell dreht er das Ende des Lassos um den Knauf seines spanischen Sattels: das kluge Pferd wirft sich rasch um, und trabt stolz am Feuer vorüber. Und sieh, am andern Ende des Lassos zerrt ein starkes Kalb, das wie ein Gummiball hüpfend und springend aus der Herde herauskam. Das arme Kälblein protestirt mit aller Macht der Stimme und der Glieder gegen diese Vergewaltigung. Aber die unerbittliche Schlinge hält es fest, und im Nu haben zwei starke Männer es ergriffen, mit scharfem Messer ihm die Ohren

hält seinen bestimmten Platz und alle folgen dem Winke des Aufsehers, der hoch zu Roß das Malzeichen und das Geschlecht eines jeden Kalbes in sein Notizbuch einzeichnet.

Urplötzlich erschallt der rasche Ruf: „Aufgepaßt, Jedermann!“ Die Männer am Feuer entweichen so schnell als möglich, denn durch den Rauch und den wirbelnden Staub kommt eine magere, wüthende spanische Kuh angerannt. Als sie das Jammergeschrei ihres Lieblings unter dem glühenden Eisen hörte, durchbrach sie die Reihen. Wild sprühen ihre Augen und drohend senkt sie ihre Hörner, wohl bei drei Fuß lang und so spitz wie Nadeln. Keiner mag mit ihr anbinden. Und so läuft sie in ihrer blinden Wuth rings um die Herde herum, bis der Anblick ihres Kalbes sie wieder etwas besänftigt.

Einer der Cowboys gibt mir den Rath, wenn ich jemals zu Fuß in ähnliche Gefahr gerathen sollte, mich geradeaus auf den Boden zu legen und das wüthende Thier über den Körper hinwegspringen zu lassen. Das mag wohl der beste Rath für derartige Umstände sein, aber ich befürchte sehr,

Gefangen.

gezeichnet und seiner Seite mit glühendem Eisen die Handelsmarke meines Freundes eingebrannt. Ein leises Zischen und der penetrante Geruch brennenden Fleisches dringen zu mir herüber, etwas unangenehm, weil ungewohnt. Doch das gebrandmarkte Kalb steht wieder frei da und enteilt, um eine Erfahrung bereichert, zurück zu seiner bestürzten Mutter. Mittlerweile waren die Reiter nicht müßig; sondern brachten ein Kalb nach dem andern zur Brandstätte. Die Behendigkeit dieser Männer ist so groß, daß sie mit dem Lasso ein Thier ebenso leicht am Fuße als am Kopfe fangen können, und so wurden auch einige größere Kälber bei den Hinterbeinen herangeschleppt.

Alles ist voll Leben und Bewegung. Ab und zu reiten die Cowboys. Die Männer am Feuer sind mit Schweiß, Staub und Blut bedeckt, die Luft ist mit Staub und Rauch und brenzlichen Gerüchen geschwängert. Das Jammern der Kälber und das Brüllen der Kühe macht ein ohrenzerreißendes Concert. Alles scheint in größter Verwirrung zu sein, doch in Wirklichkeit geht alles in schönster Ordnung. Jeder Mann

daß der Gedanke, ob die Bestie wirklich über den ausgestreckten Körper hinwegsetzen wird oder nicht, doch eine gewaltige Spannung der Nerven verursachen würde.

Da der junge Spanier ungefähr das letzte Kalb in dem Haufen war, so wurde der ganze Trupp an der großen Herde vorbei und auf das Hügelland hinaus in die Freiheit getrieben.

Im Herbste sollen sie dann wieder eingesammelt werden, um zum Theil in die Städte des Ostens versandt zu werden. Bis dann auf Wiedersehen!

Während die Reiter nun eine zweite Gruppe von der Hauptmasse absondern, theilt mir der Anführer mit, daß die bevorstehende Arbeit die Behendigkeit, Kraft und Gewandtheit seiner Leute sowohl wie seiner Pferde im schönsten Lichte zeigen würde. Mein Freund hatte nämlich eine Anzahl Rinder angekauft, die er nun mit seinen eigenen Zeichen zu versehen wünschte. Das sind zum Theil große, wilde Stiere, ganz andere Kerle zu bemeistern, als die armen Kälblein. Wie einer der Cowboys mir ganz naiv zuruft: „Das ist ein

Ein Kunststückchen.

Schimmel von ganz anderer Farbe." Diese schwierige und gefahrvolle Arbeit verrichtet man gewöhnlich in starken Gehegen, sogenannten Corrals; aber da es keins in der Nähe gibt, richtet sich der Aufseher nach dem alten Cowboy-Prinzip, daß ein Stier in der Herde mehr werth ist, als mehrere, die frei über die Hügel jagen. Zuerst behandelt man die Kälber wie die früheren, dann kommen die Kühe in die Feuerprobe; und dann werden all die Bezeichneten in Freiheit gesetzt. So bleibt vom Trupp nur eine geringe Anzahl von „Lämmlein" übrig, die sich zwar auch von des „Grases Blüthen" nähren und „spielen an des Baches Rand", aber ihrer amerikanischen Herkunft wegen bei weitem nicht so „fromm und sanft" sind, wie das Lämmlein in der Ballade. Und deshalb verspüre ich auch wenig Lust, mich mit dem „Hüten" besagter „Lämmlein" zu befassen.

Fürwahr, mit ihren langen Beinen, gedrungenen Gliedmaßen, und vor allem mit ihren langen, fürchterlichen Hörnern vertrieben sie mir vollends die alte romantische Grille, spanischer Stierkämpfer zu werden.

In der kurzen Ruhepause wechseln Alle ihre Reitpferde und schnallen den Sattelgurt so fest, daß die armen Thiere aufstöhnen. Kaum sind die Männer wieder im Sattel, als einer der wildesten Stiere die Linie durchbricht, um der Hauptherde zuzueilen. Schnell wie der Blitz sind zwei Reiter hinter ihm her. Wie im Fluge gehen die Thiere über die Ebene dahin und überholen noch rechtzeitig den entlaufenen Stier. Aber der Flüchtling ist nicht entmuthigt. In mannigfachen und raschen Wendungen sucht er seinen Verfolgern zu entgehen. Doch die prächtigen Reiter sind ihm völlig gewachsen. Die wohldressirten Pferde drehen und wenden sich mit wunderbarer Schnelligkeit. Jetzt jagen sie eine kurze Strecke pfeilschnell dahin, machen dann so plötzlich Halt, daß die Hinterbeine tief im Sande versinken, während der Reiter, hoch aufgerichtet, mit den Steigbügeln gerade ausgestreckt, sich graziös den schärfsten Kurven und Wendungen anbequemt, ohne daß das Sonnenlicht auch nur momentan den Sitz des Sattels zu sehen bekommt. Nun richtet der Stier seinen Lauf nach den Hügeln, aber schon wieder versperren ihm die Reiter den Weg, und endlich kommt die wilde Jagd an meinem Standorte vorbei. Voran der erschrockene Stier mit gesenkten Hörnern und schäumendem Maul, hinter ihm das Pferd mit schaumbedecktem Buge und kraftgeschwellten Sehnen; und sein Reiter, mein wackerer Californier, die feurigen

„So einsam auf der stillen Wacht."

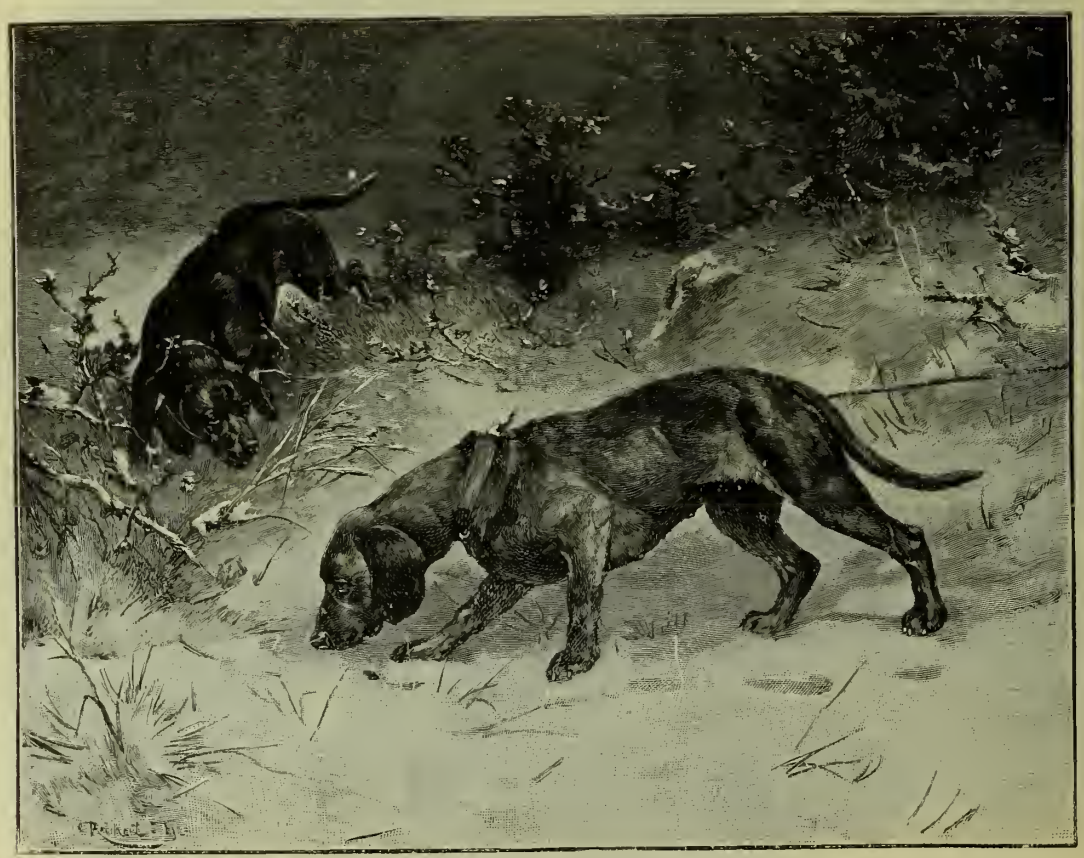
Brennen eines Stieres.

Augen auf das dahinfliegende Thier geheftet, schwingt die Wurfschlinge um sein Haupt. Wie eine mächtige Schlange zischt sie durch die Luft und erfaßt mit unwiderstehlichem Griffe die Vorderbeine des fliehenden Stieres. Mit einem erschütternden Krach stürzt der Gefangene zu Boden, während das Roß, sich gegen den gewaltigen Ruck stemmend, eine Strecke weit nachgeschleift wird. Schnell wirft man eine zweite Schlinge um die Hinterbeine des ausgestreckten Thieres, und so wird es mit dem Brandmal versehen. Darauf darf es zur Herde zurücktraben, ist aber nun viel frömmer und sanfter als es jemals zuvor gewesen.

Ein freundliches Nicken der Anerkennung vom schweigsamen Aufseher belohnt den flotten Cowboy, der beim Absteigen meine überströmende Bewunderung milde belächelt.

Und so verging Stunde um Stunde der angestrengtesten Arbeit. Schon nahte der Abend, und noch die Hälfte der großen Herde harrte sehnlichst auf Befreiung aus dem lebendigen Gehege. Morgen soll das Werk beendigt werden. Ungefähr die Hälfte der Reiter kommt nun zum Lagerfeuer. Nach dem Abendessen ziehen einige wieder hinaus, um die Kameraden abzulösen. Doch die meisten bleiben beim Feuer. Da liegen sie nun herum, diese prächtigen Kerle, mit ihren Pfeifen im Munde, und besprechen in einfach herzlicher Weise die Ereignisse des Tages und so manches andere. Heut hatte ich ihre Lebensweise kennen gelernt; ich sollte nun auch tiefere Einblicke in ihren Charakter und ihre Denkweise gewinnen. Und so lernte ich sie achten und lieben, diese grundehrlichen, furchtlosen, starken Männer, so gutmüthig und freigebig, daß sie ihre letzte Brodkruste mit dem Freunde theilen würden. Es waren keine rohen Desperados, wie sie in den östlichen Zeitungen schon so oft beschrieben wurden. Raufbolde und Desperados gibt es wahrlich genug im fernen Westen; aber nur wenige von diesen würden sich mit der harten Arbeit und dem geringen Lohn der Cowboys befreunden können.

So sitzen wir denn bis tief in die Nacht hinein und lauschen den phantasievollen Erzählungen von so manchen gefährlichen und aufregenden Abenteuern, von Kämpfen mit Räubern und wilden Thieren und tückischen Indianern. Muth, Entschlossenheit, Thatkraft, das war der dreifache Grundton aller Lobpreisungen dieser Nomaden der Hochebene. Doch das Lagerfeuer brennt nicht mehr so hell und die müden Gesellen entrollen ihre Betten und versinken gar bald in tiefen Schlaf. Es ist eine Nacht von seltener Schönheit. Hell leuchten Mond und Sterne am klaren Himmel und übergießen mit silbernem Lichte die dunklen Massen der ruhenden Herde. Und auf den Höhenzügen im weiten Umkreis erblicke ich die einsamen Reiter auf ihren Wachtposten. Im Lager war alles still; und so hüllte ich mich in meine Decken und träumte gar bald von den mannigfachen Ereignissen meines ersten Tages unter den Cowboys im fernen Westen.



Auf dem Anschuß. Nach einem Gemälde von C. Reichert.

Joseph von Görres.

† 29. Januar 1848.

Zum 50. Gedenktage seines Todes.

Von P. Bonaventura Hammer, O. S. F.

Joseph von Görres wurde am 25. Januar 1776 zu Koblenz am Rhein geboren. Seine Jugendjahre fielen in die Zeit der französischen Revolution, deren Ideen ihn wie unzählige Andere begeisterten, bis er im Jahre 1799 in Paris selbst erkannte, daß die Freiheit, welche die französische Republik andern Völkern verheißen, eine bittere Täuschung gewesen sei. Am 5. November genannten Jahres ward er Professor der Naturgeschichte und Physik in seiner Vaterstadt, siedelte aber 1806 nach Heidelberg über, wo er mit Clemens Brentano, Achim von Arnim u. A. eifrig bemüht war, das fast erloschene deutsche Volksbewußtsein zu wecken, indem er die Erinnerungen an eine ruhmvolle Vergangenheit und das Studium der altdeutschen Literatur wieder weckte. Als endlich 1813 die französischen Fesseln fielen, da schrieb er seinen „Rheinischen Merkur" 1814–15 mit einer solchen glühenden Begeisterung und gewaltigen Sprache, daß Napoleon selbst ihn als „die fünfte Macht" bezeichnete, die sich gegen ihn erhoben. Von Preußen ward das Blatt 1816 unterdrückt. Als eine von ihm verfaßte Adresse der Stadt Koblenz, noch mehr aber sein Buch „Deutschland und die Revolution" 1819 seine persönliche Freiheit gefährdete, ging er in die Schweiz. Damals (1820) gab er in meisterhafter Uebersetzung heraus „Das Heldenbuch von Iran". Von nun an spricht sich in seinen Schriften immer deutlicher der Gedanke aus, daß nur in der Kirche die Freiheit der Völker zu finden sei. König Ludwig I. von Bayern berief ihn 1827 als Professor der Geschichte nach München. Und nun begann jene letzte, glanzreiche, in ihren Wirkungen so weithin ausstrahlende Ehrenzeit des großen geistesmächtigen Mannes, die, über zwei Jahrzehnte dauernd, seinem Leben den würdigen Abschluß gab.

Sein Hörsaal wurde der Anziehungspunkt eines außergewöhnlichen Auditoriums, die Bildungsstätte einer enthusiastisch begeisterten Jüngerschaar. Sein gastliches Haus aber gestaltete sich zu einem der geistigen Mittelpunkte der Metropole Bayerns; es wurde ein Sammelplatz der tüchtigsten Männer in Kirche und Staat, ein Wallfahrtsort der meisten in Wissenschaft und Kunst hervorragenden Namen aus allen Theilen Deutschlands, aus Frankreich und Italien, selbst aus England und den Vereinigten Staaten Amerikas. Ein wahrhaft patriarchalisches Familienleben verlieh dieser gastlichen Geselligkeit die anmuthende Weihe. Alle, die sich des Umgangs mit dem großen Mann erfreuten, sind einig in dem Zeugniß, daß sie selten einen Mann gefunden, der zugänglicher, geradherziger, vertrauenerweckender gewesen, der bei aller Fülle des Wissens und der Lebenserfahrung, bei aller belehrender Anregung seine geistige Ueberlegenheit weniger fühlen ließ.

So war es ihm gegeben, auf einen weiten Kreis von Jüngern und Verehrern durch sein lebendiges Wort und den ganzen Zauber seiner machtvollen Persönlichkeit bildend und erweckend einzuwirken. Ein frisches wissenschaftliches Leben erwachte um ihn her und namentlich auch die Studien seines speziellen Lehrfachs, die historischen, nahmen einen neuen Aufschwung. Er wurde der anerkannte Vorkämpfer der kirchlichen Freiheit. Als am 11. November 1837 in Köln jenes Ereigniß eintrat, welches die Gemüther in der ganzen katholischen Welt erschütterte — die Gefangennahme des Erzbischofs Clemens August von Droste-Vischering und damit der folgenreiche Kirchenstreit in Preußen — da riß er sich von der begonnenen wissenschaftlichen Arbeit am dritten Bande seiner großartigen „Mystik" los und schrieb in vier Wochen seinen epochemachenden „Athanasius". Innerhalb Jahresfrist erlebte dieses Buch vier Auflagen und ging, in's Französische übersetzt, in vielen tausend Exemplaren durch die katholische Welt. Der Bann des Indifferentismus war gebrochen, ein frisches Leben pulsirte durch die Adern des kirchlichen Organismus, unzählige Herzen wandten sich wieder der vergessenen göttlichen Heilsanstalt zu und Görres konnte getrosten Muthes schreiben: „Alles geht, wie es soll; Mitternacht ist vorüber und die Tage haben sich in der kurzen Zeit schon um einen Hahnenschrei verlängert". Von jetzt an gab es in Deutschland eine einige und kräftige katholische öffentliche Meinung, die auch den Gegnern Achtung abnöthigte. Um dieser Meinung aber ein dauerndes Organ zu schaffen, wurden unter Görres' Mitwirkung die „Historisch-politischen Blätter" im Jahre 1838 in's Leben gerufen. Mit einer Betrachtung über die Weltlage eröffnete er die Zeitschrift, und im Laufe des nächsten Jahrzehnts schrieb er für dieselbe eine Reihe von längeren und kürzeren Abhandlungen, denen alle der Stempel seines Geistes aufgedrückt ist.

Noch im Januar 1848 hatte er — fast am Vorabende seines Todes und am Vorabende des neuen politischen Sturmes, der über Deutschland hereinbrach — zum neuen Jahre seine Stimme vernehmen lassen, in seiner Betrachtung: „Die Aspekten an der Zeitenwende". Der Artikel, eine großartige Rundschau über die Weltbegebenheiten, wurde nicht vollendet, aber der Schluß des Vorhandenen galt, wie so oft in seinem Leben, dem Schutze des unterdrückten Rechtes gegen die Gewalt, den im Kampfe unterlegenen Urkantonen der Schweiz. Es war sein letztes öffentliches Wort und des ritterlichen Streiters würdig. Wenige Wochen später legte er sich auf das Sterbelager, und vier Tage nach Vollendung seines 72. Lebensjahres hauchte Görres seine große Seele aus.

Man hat Görres' religiösen Entwickelungsgang treffend als einen Kreislauf bezeichnet, der ihn am Ende wieder zum Ausgangspunkte, zur streng kirchlichen Gläubigkeit zurückführte. Mit der Luft seiner schönen rheinischen Heimath hatte Görres als Kind die Liebe zu dem altehrwürdigen Glauben eingesogen; allein nur zu bald sollte auch er von dem Revolutionstaumel ergriffen werden, welcher von Frankreich ausging und sich rasch, gleich einer Epidemie, in den angrenzenden Rheinlanden verbreitete. Wiewohl die Verirrung nicht lange währte, und Görres von seiner Sendung nach Paris (1800) die Ueberzeugung heimbrachte, daß die Freiheit aus der Hand der Revolution ein sehr zweifelhaftes Geschenk sei, so war er doch mittlerweile unter dem Einflusse der herrschenden Ideen der Kirche gründlich entfremdet worden. Wenn Görres auch nach diesen Sturm- und Drangjahren seinen Feuereifer nicht mehr gegen die „Pfaffheit" und ihre Mißbräuche richtete, wie ehemals im „Rothen Blatt" und „Rübezahl", so waren doch seine nun folgenden naturwissenschaftlichen Studien ganz von dem ungläubigen Geiste der Zeit getragen und durchaus ungeeignet, ihn der Kirche näher zu bringen.

Eine entschiedene Wendung zum Besseren trat ein, als Görres 1806 nach Heidelberg übersiedelte und dort im Verein mit gleichgesinnten Freunden, durch Hinweisung auf das Mittelalter mit seiner politischen Machtentfaltung des deutschen Reiches und seinen großen patriotischen Erinnerungen, dem Wiedererwachen des deutschen Nationalbewußtseins wirksam vorarbeitete. Fällt ja doch jene Blüthezeit des deutschen Geistes in die Jahrhunderte, wo das deutsche Volk einig und stark, noch nicht durch die unglückselige Kirchenspaltung politisch und religiös in zwei Hälften zerrissen war. Der ursächliche Zusammenhang der Reformation mit der Schwächung Deutschlands konnte Görres' Scharfblick unmöglich entgehen und nicht verfehlen, seine Achtung vor der alten Mutterkirche und ihrem kräftigenden Einflusse auf die politische Machtstellung eines Volkes, wesentlich zu erhöhen. Auf der andern Seite hatten seine zu Heidelberg begonnenen unermüdlichen Forschungen in den Mythen und Sagen der Völker die günstige Folge, daß er in seinen Studien dem offenbarenden Gott nahe blieb, und die von ihm erkannte Uebereinstimmung der Uroffenbarung mit den Grundwahrheiten des christlichen Glaubens, die göttliche Stiftung des Christenthums für ihn beglaubigte. Wie weit entfernt schon damals Görres von der Kirchenfeindlichkeit der Rationalisten war, beweist der alte Hofrath Voß, wenn er von Görres in schmähsüchtiger Absicht schreibt: „Was er seit 1805 als heilige Religion bekannte: Roms Hierarchie über Fürsten und Volk, das war ihm wenige Jahre zuvor noch ein Abscheu." Wenn auch jenes Bekenntnißzeichen in seiner richtigen Deutung für 1805 jedenfalls verfrüht ist, so war Görres doch wenige Jahre später bereits auf jener Stufe seiner religiös-kirchlichen Richtung angelangt, von der aus er nur noch eines Schrittes bedurfte, um durch die Pforten der Kirche, vor denen er stand, in das Innere des Heiligthums selbst zu gelangen. Allein dieser eine Schritt war der entscheidende und darum auch der schwierigste für Görres sowohl, als für Jeden, der zur Kirche kommt, und dieser Schritt ließ noch fast ein Jahrzehnt auf sich warten.

Unterdessen war Görres als fünfte Großmacht gegen den Uebermuth des korsischen Eroberers aufgetreten, und sein Wort, welches der „Rheinische Merkur" in alle Welt trug, hatte gleich einem elektrischen Strahl das deutsche Volk durchzuckt und zu den Waffen gerufen. Auch als der Merkur

nicht mehr erschien, nahmen die sich häufenden Tagesereignisse und insbesondere die Umgestaltung der politischen Verhältnisse in den Rheinlanden seine ganze Thätigkeit in Anspruch, daß jedes andere Interesse ihr geopfert wurde, und sein religiöser Standpunkt sich für diesen Zeitabschnitt fast ganz der Beobachtung entzieht.

Dasselbe Buch, „Teutschland und die Revolution," welches seine Verbannung veranlaßte, bringt auch über seine religiösen Anschauungen befriedigende Klarheit. „In demselben," sagt sein Lebensbeschreiber Galland, „erscheint Görres nicht mehr vor den Pforten stehend, sondern schon eingetreten in die Vorhalle der katholischen Kirche." Allein erst das in der Verbannung geschriebene Buch: „Europa und

die Revolution" zeigt uns Görres auch nicht mehr in der Vorhalle, sondern mitten im Gotteshause selbst.

Vorläufig hatten ihm aber die schlimmen Erfahrungen der letzten Zeit allen Geschmack an der Politik und ihren Wechselfällen gründlich verleidet, und mit der ihm eigenen Energie nahm er seine bereits in Heidelberg angefangenen persischen Studien wieder auf, als deren Frucht er im ersten Jahre seines Straßburger Aufenthaltes „Das Heldenbuch von Iran" veröffentlichte. Allein Bücher und Pergamente, die Görres in der herrlichen Bibliothek der alten Reichsstadt in Fülle fand, waren nicht im Stande, sein Interesse dauernd zu fesseln und ihn vollständig von der Politik abzuwenden, um so weniger, als er nach der Wiedervereinigung mit seiner Familie, im Herbst 1820, Straßburg und dessen literarische Schätze verließ und sich nach Aarau in der Schweiz zurückzog. Hier, inmitten der großartigen, Herz und Seele erweiternden Alpennatur, gelangte das obenerwähnte Buch „Europa und die Revolution" zur Reife. Feierlich ernst, mit der Stimme eines Propheten, legt der große Verbannte in dieser bedeutendsten und tiefsinnigsten seiner politischen Schriften das Elend der Zeit in erschütternder Klarheit aller Welt vor Augen, und mit der unvergleichlichen Schönheit und Kraft seiner Sprache brandmarkt er die Sünden des Jahrhunderts und mahnt zur Umkehr. Nur die Religion vermöge es noch, die aus den Fugen gehende Gesellschaft zu erhalten und segensreich umzubilden, nur die Kirche sei im Stande, den Völkern Europas geistige und politische Freiheit zu sichern, sowie die Staaten vor gegenseitiger Aufreibung zu bewahren. Görres war somit nach unablässigem, jahrelangen Ringen endlich auf dem festen Punkte angelangt, der gleichbedeutend ist mit dem Felsen, auf dem die Kirche gegründet ist. Christus ist fürderhin der Ausgangspunkt und das Ziel seines Lebens und Strebens. „Von jetzt ab," um mit Eichendorff zu reden, „nachdem er so Grund und Boden gesäubert und abgegrenzt, stellte er sich zu Schutz und Trutz als geharnischter Hüter an die Grenzen," an die Grenzen von Recht und Unrecht, von Wahrheit und Lüge, von Freiheit und Knechtschaft, von Kirche und Welt.

Es waren in der That böse, trübe Tage, in denen der große Mann der Kirche als Trost gegeben wurde und er mit dem Flammenschwerte seines gefürchteten Wortes ihre heiligen Rechte zu vertheidigen begann. Schien es doch fast, als ob die Revolution sich mit dem herrschenden Bureaukratismus verbündet habe, um gemeinsam die Kirche in Fesseln zu schlagen. Am schlimmsten lagen die Dinge in Deutschland. In denselben Landestheilen, deren Bischöfe im ehemaligen Reiche zu den Wahlfürsten zählten, hatte eine protestantische Regierung soldatisch festen Fuß gefaßt und, entgegen den heiligsten Versicherungen, behinderte dieselbe nicht nur in jeder Weise die Entfaltung des katholischen Lebens, sondern begünstigte auch offen und im Stillen den Abfall von der Kirche als das wirksamste Mittel, um der mit allem Eifer betriebenen protestantischen Propaganda Vorschub zu leisten. Im Süden Deutschlands waren es katholische Fürsten, welche in eifersüchtiger Bevormundung der Kirche nach josephinischem Vorbilde, darauf ausgingen, die Freigeborene der weltlichen Macht unterzuordnen und ihren segensreichen Einfluß auf das christliche Volk einzig dem Interesse der jeweiligen Staatsgewalt dienstbar zu machen. Hören wir die treffende Schilderung, welche Görres selbst von diesen traurigen Verhältnissen entwirft: „Ein knappanliegender, steifleinerner Habit statt des alten, reichen, goldgestickten Purpurmantels, ein Rohrstengel statt des Szepters verlorner Landesherrlichkeit, dazu die Dornenkrone der Dienstbarkeit: Ecce Ecclesia germanica !"

In dieser allgemeinen Nothlage, wo es anfangs an Allem fehlte was die beginnende Wendung zu bessern Zuständen hätte befördern können, machte sich vornehmlich der Mangel an katholischen Preßerzeugnissen fühlbar. Es bedurfte vor allem einer allen Anforderungen der Wissenschaft genügenden und in streng katholischem Geiste geschriebenen Zeitschrift, die gleich einer felsenfesten Citadelle den Anprall der rings anstürmenden Feinde nicht nur aushalten und zurückwerfen, sondern auch, zum Angriffe übergehend, das von ihm bereits eingenommene Gebiet zurückerobern und sicherstellen mußte. Wo aber sollte man den Befehlshaber für diese Citadelle finden, wo die Mitstreiter hernehmen, um den kühnen Kampf aufzunehmen? Der Direktor des Seminars in Mainz, Dr. Andreas Räß, mit seinen Freunden Weiß und Geißel, ließ das erste Heft des „Katholik" erscheinen. Wohl waren die Schwierigkeiten groß und zahlreich, welche die muthigen Herausgeber dieser „religiösen Zeitschrift zur Belehrung und Warnung" zu überwinden hatten, allein Gottes Hand ruhte sichtbar segnend auf dem Werke und belohnte in überreichem Maße die hochherzige That dieser tapfern Männer: Gott allein weiß, was diese Zeitschrift zur Belebung und Hebung des kirchlichen Sinnes in Deutschland bewirkt hat. Die ersten Unternehmer des „Katholik" aber wurden sämmtlich in der Folge auf hervorragende Bischofssitze berufen, wo sie durch ihr oberhirtliches Amtswirken, namentlich für die Verbreitung echt katholischen Geistes in ihren Diözesen Großes geleistet haben.

Die Hauptnoth der ohnedies mit Berufsgeschäften überladenen Herausgeber des „Katholik" war die Heranziehung eines Kreises von geeigneten Mitarbeitern. Die literarischen Kräfte im katholischen Deutschland waren meist noch in Bildung begriffen, und es fehlte ihnen vor allem der Muth und das Vertrauen auf den glücklichen Fortgang des neuen Unternehmens. Der Umsicht des Dr. Räß konnte es daher nicht entgehen, daß er sich zur Weiterführung der Zeitschrift eines ständigen Mitarbeiters versichern müsse, dessen allumfassende Begabung eine auf allen Gebieten des menschlichen Wissens schlagfeste Schutz- und Trutzwaffe bilden könnte. Görres allein war unter den Zeitgenossen im Stande, dieser Aufgabe gerecht zu werden. Sobald daher Dr. Räß in Erfahrung gebracht, daß der große Mann sich von Aarau nach Straßburg begeben habe, suchte er ihn im Jahre 1822 in dieser Stadt auf und bat ihn, dem „Katholik" sein Interesse zu widmen und an demselben mitzuwirken. Görres verstand sich bereitwillig dazu, und bis zu seiner Uebersiedlung als Professor nach München erwies er sich als thätiger Mitarbeiter und mitunter als Leiter. Eine Reihe herrlicher Aufsätze, geniale Aphorismen voll Tiefsinn, Glossen voll Schlagfertigkeit und Humor, erschienen aus seiner Feder in dieser Zeitschrift und durchfuhren wie reinigende Blitze die dumpfe Atmosphäre einer unter dem politischen Druck und dem verflachenden Rationalismus mattherzig und gleichgiltig gewordenen Generation.

Eine Hauptarbeit seines Lebens fällt in diese Zeit: sein herrliches Buch über „die christliche Mystik." Während eines fast vollen Jahrzehnts hatte er sich der Ausgestaltung dieser auch in der Wissenschaft bahnbrechenden Arbeit gewidmet. Seine Theilnahme an den ebenfalls in dieser Zeit gegründeten „Historisch-politischen Blättern" haben wir bereits erwähnt. Der Natur der Sache und dem Bedürfnisse der Zeitschrift entsprechend, waren seine Beiträge fast durchweg

Gelegenheitsarbeiten. Meist war es ein Zeitereigniß oder ein neu erschienenes Buch, das ihm Veranlassung bot zu jenen ungemein tiefen, allgemeinen Betrachtungen, in welchen er, wie mit Prophetenblick, in den unscheinbarsten Anfängen das Wesen und den endlichen Ausgang einer Sache sofort erkannte und der staunenden Mitwelt voraussagte.

Görres' Grabmal auf dem Friedhofe zu München zeigt den Weltapostel Paulus, wie er dem unerschrockenen Vorkämpfer der Kirche sein Schwert einhändigt. Sein eigentlich würdigstes Monument aber bewahrt der Kölner Dom in dem großen Glasgemälde, auf welchem Karl der Große neben Görres unter dem Schutze der seligsten Jungfrau erscheint. Bereits 1814 hat er, einer der ersten, für die Vollendung des Kölner Domes, wie für die Wiederherstellung des Deutschen Reiches, seine Stimme erhoben, indem er in dem Ausbau des ersteren das Vorbild für letzteres erkannte. In der Schrift: „Der Dom von Köln und das Münster von Straßburg", 1842, schildert Görres den Baumeister als „einen der größten Geister, die je über die Erde wandelnd die leuchtende Spur ihres Daseins zurückgelassen. Wie man zu den Höhen des Baues in einem mit Ehrfurcht gemischten Erstaunen blickt, so erweckt der Blick in die Kirche dieses Genius ganz die gleichen Gefühle in der Seele. In dem Urheber eines solchen Werkes haben die seltensten Gaben in einem Maße, wie sie nur dem ausgezeichnetsten Sterblichen zutheil werden, in voller Harmonie sich vereinigen müssen": eine Charakteristik, die unwillkürlich auf Görres selber paßt.

Meisterhaft schildert der Dichter Johannes Schrott den edlen Geisteshelden:

O deutsches Volk, der größten Söhne einen
Hast du verloren, den dein Boden trug.
Sein war dein Jauchzen und dein Weinen,
Sein jede Wunde, die der Feind dir schlug.
Für dich hat er gerungen und gestritten,
Du hast allein sein großes Herz besessen,
Und dir zu Liebe hat er viel gelitten,
Doch Alles hast du heute schier vergessen!

Mt. Blanc.

Die französische Revolution des Jahres 1848.

Zum „goldenen" Jubiläum des Sturmjahres, geschildert von J. B. Müller.

Die Stürme des Jahres 1848 brachen nicht unerwartet und unangekündigt über Europa herein, wie die Cyklone Amerika's. Der Geist der französischen Revolution, den weder deren gewaltiger und gewaltthätiger Bändiger, Napoleon I., noch die legitimen Monarchen Europa's durch ihre reaktionären Maßregeln zu vernichten vermochten, beherrschte noch immer die Regierungen und die Völker Europa's. Oesterreich mit seinem schwachen Kaiser Ferdinand seufzte unter dem Polizeistock des verknöcherten Bureaukraten Fürst Metternich, der für den zeitgemäßesten und berechtigsten Fortschritt kein Verständniß hatte, den kirchenfeindlichen Josephinismus aufrecht erhielt und seine Freude daran hatte, die Kirche zu knechten, den Bischöfen die Hände zu binden und der glaubensfeindlichen „Aufklärung" Vorschub zu leisten. Die preußische Regierung hatte sich seit dem Wiener Congreß allen freiheitlichen Bestrebungen schroff entgegengesetzt, ihre katholischen Unterthanen aschenbrödelmäßig behandelt, zwei pflichttreue Erzbischöfe eingekerkert und ziemlich unverblümte Versuche gemacht, den Katholizismus so zu „verdünnen", daß er, ohne daß man es recht gemerkt hätte, in dem Protestantismus aufgehen konnte. Die Könige von Preußen betrachteten sich ja von jeher als die Schutzherren und „Mehrer" des Protestantismus. Das thaten ganz besonders Friedrich Wilhelm III. und — trotz seiner Freundschaft mit Bischöfen und anderen hervorragenden Katholiken — auch Friedrich Wilhelm IV. In Bayern, wo unter dem schwachen König Max I. der gewissenlose Voltairianer und Logenbruder, Graf Montgelas, zur Zeit der allgemeinen Klosteraufhebung wie die Vandalen gehaust und die katholische Kirche schwer geschädigt hatte, blühte der Katholizismus unter der Regierung des kirchlich gesinnten und kunstliebenden Königs Ludwig I. wieder auf, vermochte sich aber der staatlichen Bevormundung nicht zu entziehen. Die Unterthanen des Königs Wilhelm I. von Württemberg erfreuten sich einer wohlwollenden Regierung, die besonders auf die Förderung der materiellen Interessen des Landes bedacht war. Die Katholiken wurden mit der Zustimmung des josephinischen Bischofs Keller von Rottenburg „staatskirchlich" regiert und Rom mehr und mehr entfremdet. In Baden ging der kirchenfeindliche Liberalismus der Regierungsbeamten, der Volksvertreter und des „aufgeklärten" Bürgerthums der Städte mit dem unkirchlichen und romfeindlichen Wessenbergianismus der im Geiste des Josephinismus herangebildeten Geistlichen, Professoren und Volksschullehrern Hand in Hand und untergruben dadurch die kirchliche und staatliche Autorität in solchem Grade, daß das Land der Tummelplatz der Revolution wurde und in den Jahren 1848 und 1849 mehr zu leiden hatte, als irgend eine Provinz Deutschland's. In dem fast ganz protestantischen Sachsen hatten die katholischen Könige wenig zu sagen, weshalb das Unkraut des autoritätsfeindlichen Liberalismus auch sehr in die Halme schoß. Dasselbe geschah in Hannover, beiden Hessen, Nassau und in den übrigen Duodezstaaten Deutschland's. In Frankreich kamen unter der Regierung des liberalen und hauptsächlich auf die Vermehrung seines riesigen Privatvermögens bedachten „Bürgerkönigs" Ludwig Philipp von Orleans die Prinzipien von 1789 wieder mehr als je zur Geltung und erhob der Unglaube mit stets wachsender Frechheit sein Haupt und suchte besonders die heranwachsende Jugend zu verderben und der Religion zu entfremden. Die Bischöfe kämpften mit apostolischem Muthe gegen die Bedrücker der Kirche und die Verderber der Jugend, richteten aber wenig aus, weil die Regierung ihre Gegner begünstigte und weil der größte Theil des Volkes vom Geiste des Voltairianismus angesteckt war und für die Religion keinen Sinn und kein Verständniß mehr hatte.

In Spanien hatten die langjährigen Kämpfe zwischen den Anhängern der Königin Christine und den Carlisten das Unkraut der Zwietracht großgezogen und den Geheimbündlern das Heft in die Hände gespielt, was sie dazu benutzten, die Klöster aufzuheben und auszuplündern und das Ansehen und den Einfluß der Bischöfe und Priester zu verringern. Portugal lag schon seit der Mitte der vorigen Jahrhunderts in den Fesseln der Logenbrüder.

In Belgien lagen die Katholiken und die sehr mächtigen Freimaurer sich fortwährend in den Haaren und in Holland herrschte der Calvinismus noch völlig unbeschränkt und konnte man die Bevölkerung für nichts begeistern, als für die Förderung des materiellen Wohlstandes. Die drei skandinavischen Länder Dänemark, Schweden und Norwegen waren damals in religiöser Hinsicht noch durch eine chinesische Mauer von der Außenwelt abgesperrt und durfte diese Mauer kein Katholik übersteigen. In England gab die egoistische Krämerpolitik den Ton an und schürte die Gluth der Revolution, wenn für England ein Vortheil dabei in Aussicht war. In der Schweiz hatte die protestantische Mehrheit im Sonderbundskriege die katholische Minderheit schmählich an die Wand gedrückt und sie ihrer alten, verfassungsmäßigen Rechte beraubt, was das katholische Oesterreich und das katholische Frankreich feiger Weise geschehen ließen. In Italien hatten die geheimbündlerischen Carbonari die Revolution schon

lange vorbereitet und bedurfte es nur des leisesten Anstoßes, um dieselbe zum Ausbruch zu bringen, was in der That auch geschah. Der türkische Sultan war schon damals ein „todtkranker Mann", der noch an den Wunden litt, die ihm während des griechischen Freiheitskampfes und von seinem widerhaarigen Vasallen, Mehamed Ali von Egypten, beigebracht wurden. In Rußland herrschten die Knute und die Leibeigenschaft und hatte die despotische Regierung ihr besonderes Vergnügen daran, die Katholiken zu verfolgen und nach Sibirien zu schicken. So sah es aus im alternden Europa, als das Jahr 1848 seinen Einzug hielt. Der Ausspruch des großen Geistesriesen Joh. Joseph von Görres, den derselbe am 29. Januar 1848 auf seinem Sterbebette zu München that, war die Signatur der damaligen Zeit. Der Ausspruch lautete: „Der Staat regiert, die Kirche protestirt, betet für die Völker, welche nichts mehr sind!"

Die Vorboten der großen Revolution zeigten sich zuerst auf der Insel Sicilien im südlichen Italien, wo die Carbonari schon lange Alles unterminirt und zum Losschlagen vorbereitet hatten. Am 6. Januar 1848 empörte sich die Stadt Messina gegen den rechtmäßigen Landesherrn, den König Ferdinand II. von Neapel. Dasselbe that am 12. Januar die Stadt Palermo, welcher bald alle Städte der Insel folgten. Am 27. Januar kam auch in der Landeshauptstadt Neapel die Revolution zum Ausbruch. Der König ließ von den Aufständischen sich einschüchtern und gab am 10. Februar dem Lande eine constitutionelle Verfassung.

Mittlerweile ging's in Frankreich los. Die nächste Veranlassung war der Versuch des Voltairianers Adolf Thiers, das gemäßigt liberale Ministerium Guizot zu stürzen und sich an die Spitze desselben zu stellen. „Wahlreform und Ausdehnung des Wahlrechtes," war die Parole, welche Thiers und seine Anhänger ausgaben, um die Volksvertreter auf ihre Seite zu kriegen. Durch ein riesiges „Reformbankett" sollte eine öffentliche Demonstration gegen Guizot in Szene gesetzt werden. Die Regierung verbot jedoch das Bankett, welches am 22. Februar in Paris abgehalten werden sollte und ließ zugleich durchblicken, daß sie ähnliche Demonstrationen mit Waffengewalt verhindern werde. Diese Drohung schlug dem Faß den Boden aus. Die geheimen Gesellschaften bildeten Ausschüsse, welche die Studenten und die Arbeiter aufhetzten und zur Errichtung von Barrikaden aufforderten. Am Morgen des 23. Februar war ganz Paris auf den Beinen. Allerwärts ertönten die Rufe: „Es lebe die Reform! Nieder mit Guizot!" Die Nationalgarden weigerten sich, mit dem Militär gemeinsache Sache zu machen und die Tumultuanten auseinandertreiben zu helfen. Der greise König Louis Philipp bekam Angst vor dem aufgeregten Volk, entließ Guizot und beauftragte den Hetzer Thiers mit der Bildung eines neuen Cabinets. Thiers gab dem Führer der Reformpartei, dem beredten Advokaten Odilon-Barrot, einen Posten im neuen Ministerium und drang in den König, in einer Proklamation dem Volke die verlangte Reform anzukündigen, die Kammern aufzulösen und die Soldaten in die Kasernen zurückzurufen. Der König wollte hierauf nicht eingehen und berieth sich mit seinen Ministern hin und her. Währenddessen organisirten die Rädelsführer der Revolutionspartei einen allgemeinen Aufstand. Ein bewaffneter Pöbelhaufen marschirte unter Vortragung einer rothen Fahne vor die Wohnung des gestürzten Ministers Guizot, vor welcher eine Abtheilung Soldaten aufgestellt war. Der Pöbel feuerte auf das Militär, welches die Angreifer mit Flintenschüssen auseinandertrieb. Gegen 50 Menschen wurden getödtet oder verwundet. Der Pöbel sammelte sich wieder, lud die Leichen der Gefallenen auf Wagen und durchzog unter dem Geschrei: „Verrath, Verrath! Das Volk wird ermordet!" durch die Straßen der Stadt, auf welchen sofort Barrikaden errichtet wurden.

Bis zum Morgen des 24. Februar waren fast alle Straßen mit Barrikaden bedeckt und im Besitze der Revolutionäre. Odilon-Barrot und Thiers durchzogen die Stadt und suchten die Aufständischen zur Einstellung aller Feindseligkeiten und zum Auseinandergehen zu bereden, wurden aber nicht angehört, sondern mit dem Rufe: „Nieder mit Louis Philipp!" zurückgedrängt. Gleichzeitig erstürmte ein Pöbelhaufen das Palais Royal, den Familienpalast des Hauses Orleans, und schlug in demselben alles kurz und klein. Mit vieler Mühe ließ sich der zaudernde König von seiner Gemahlin und den Ministern bewegen, den Palast zu verlassen und sich an die Spitze der Truppen zu stellen. Als ihn jedoch die Nationalgarden theils mit eisigem Schweigen, theils mit dem Rufe: „Es lebe die Reform!" empfingen, verlor er allen Muth und kehrte in die Tuilerien zurück, wo er sich von seinen Ministern überreden ließ, zu Gunsten seines Enkels, des erst zehnjährigen Grafen von Paris, abzudanken. Die ziemlich populäre Herzogin von Orleans sollte bis zur Volljährigkeit des Knaben die Regentschaft führen. Darauf bestieg der König mit seiner Familie zwei Miethkutschen und machte sich eiligst aus dem Staube. Die Herzogin von Orleans begab sich in Begleitung ihres Schwagers, des Herzogs von Nemours, und ihrer zwei Knaben in die Deputirtenkammer, um dem neuen König huldigen zu lassen und sich als Regentin vorzustellen. Gleichzeitig drang der bewaffnete Pöbel in den Saal und protestirte mit wüstem Gebrüll gegen jede Regentschaft. Das Gedränge wurde so groß, daß man die Herzogin mit ihren Kindern förmlich an die Wand drückte. Mit Hilfe einiger Abgeordneten rettete die Herzogin sich in den Garten und von dort in die Wohnung des Kammer-Präsidenten. Währenddessen hatte eine Rotte fanatischer Revoluzzer den Palast des Königs, die Tuilerien, vollständig ausgeplündert und den Thron in Stücke zerschlagen. Mit vieler Mühe war es dem populären Dichter Lamartine gelungen, die Ordnung im Sitzungssaale der Deputirtenkammer wieder herzustellen und die Einsetzung einer provisorischen Regierung in Vorschlag zu bringen. Die provisorische Regierung kam zustande und wurde der einundachtzigjährige Abgeordnete Dupont de l'Eure an deren Spitze gestellt. Die Revolutionäre waren damit jedoch nicht zufrieden, sondern proklamirten eine zweite provisorische Regierung unter der Leitung der notorischen Umsturzmänner Narrast, Flocon, Louis Blanc, Ledru Rollin, Garnier-Pagès und des Schlossergesellen Albert. Am Morgen des 25. Februar durchzogen wieder rohe Pöbelhaufen die Straßen der Stadt und verlangten die Proklamirung der „rothen" Republik. Der Beredtsamkeit Lamartine's gelang es jedoch, die Schreier zur Ruhe zu bringen und die Ordnung aufrecht zu halten.

Mittlerweile hatte der geflüchtete König in Evreux neun Tage hindurch sich verborgen gehalten und dampfte dann nach England hinüber, wo er am 3. März landete und mit seiner Familie im Schlosse zu Claremont Wohnung nahm. Die Herzogin von Orleans kehrte mit ihren Söhnchen zu ihrem Vater nach Mecklenburg zurück. Am 27. Februar erklärte die provisorische Regierung Frankreich als Republik, die bald im ganzen Lande anerkannt wurde. Nicht lange darauf wurde die Deputirtenkammer aufgelöst und auf Grund des allgemeinen Stimmrechts eine Wahl zur Organi-

sirung einer konstituirenden National-Versammlung angeordnet. Trotz der Umtriebe der Radikalen und der Sozialisten fiel die Wahl zu Gunsten einer gemäßigten Republik aus. Am 4. Mai wurde die konstituirende National-Versammlung in Paris eröffnet und ein Exekutiv-Ausschuß gewählt, an dessen Spitze Lamartine, Arago, Ledru-Rollin, Garnier-Pagès und Marie standen. Dem Pariser Pöbel gefiel jedoch dieser Ausschuß nicht und beschloß er einen Gewaltstreich gegen die National-Versammlung. Am 15. Mai marschirte eine riesige Volksmenge nach dem Palais Bourbon, wo die National-Versammlung ihre Sitzungen abhielt. Der Advokat Blanqui, der Rädelsführer des Pöbels, forderte die Auflösung der National-Versammlung und die Einsetzung einer neuen, roth-republikanischen Regierung. Währenddessen bemächtigten sich die Revolutionäre des Stadthauses, wurden aber von Lamartine und Ledru-Rollin, die sich an die Spitze einiger Regimenter Soldaten begeben hatten, ohne Blutvergießen auseinandergetrieben. Die Häuptlinge der Revolutionäre wurden verhaftet, die Klubs der Volksaufhetzer geschlossen und die schlimmsten der sozialistischen und kommunistischen Zeitungen unterdrückt. Die National-Werkstätten, in welchen sich nicht weniger als 107,000 Arbeiter, darunter mehrere Tausend Galeerensträflinge und der Abschaum von ganz Frankreich angesammelt hatten, wurden aufgehoben und alle auswärtigen Arbeiter, welche bloß nach Paris gekommen waren, um an den Krawallen sich zu betheiligen, in ihre Heimath zurückverwiesen. Als am 22. Juni die erste Abtheilung der ausgewiesenen Arbeiter von Paris abmarschirte, rotteten sich die Revolutionäre zusammen und verlangten die Zurücknahme des Ausweisungs-Gesetzes. Die Regierung kehrte sich nicht an das Geschrei der Tumultuanten, worauf diese sich zurückzogen, am nächsten Morgen aber in verstärkter Anzahl wieder auf den Straßen erschienen und eine Menge Barrikaden bauten. Die Regierung zog alle verfügbaren Truppen zusammen und übertrug den Oberbefehl über dieselben dem schneidigen Kriegsminister General Cavaignac, der am Mittwoch, den 23. Juni, zum Angriff überging. Es wurde den ganzen Nachmittag hindurch bis in die späte Nacht hinein mit Erbitterung gekämpft. Am Morgen des 24. Juni verhängte die Regierung den Belagerungszustand über Paris und legte die ganze vollziehende Gewalt in die Hände Cavaignac's. Dieser forderte die aufständischen Arbeiter in einer Proklamation auf, die Waffen niederzulegen und sich der rechtmäßigen Regierung zu unterwerfen. Die Regierung werde sie nicht zur Strafe ziehen und für ihren Unterhalt Sorge tragen. Die erbitterten Blusenmänner ließen sich jedoch nicht erweichen, sondern setzten den Kampf fort, welcher mit kurzen Unterbrechungen die ganze Nacht anhielt und für die Aufständischen günstig ausfiel. Am Morgen des 25. entbrannte der Kampf in allen Stadttheilen mit erneuter Wuth. Mehrere Abgeordnete und die populären Generäle Bréa und Règrier näherten sich den Revoluzzern und beschworen sie, das Blutvergießen einzustellen, richteten aber nichts aus. Die beiden Generäle wurden sogar niedergeschossen. Aehnlich erging es dem heldenmüthigen Erzbischof Affre von Paris, welcher am Abend des 25. Juni in Begleitung eines Dieners eine Barrikade bestieg, um als Apostel des Friedens die wüthenden Schaaren zu bewegen, den Kampf einzustellen und sich zurückzuziehen. Die Tumultuanten hörten ihn ruhig an, als plötzlich von einem Fenster aus ein Schuß fiel und dem Erzbischof in den Rücken traf. Die Aufständischen trugen den Schwerverwundeten in das Haus des Pfarrers von St. Antoine, von wo er am Morgen des 26. Juni in den erzbischöflichen Palast zurückgebracht wurde. Der heldenmüthige Oberhirt betete beständig für die Wiederherstellung des Friedens und der Ordnung und starb mit dem Wunsche auf den Lippen, daß sein Blut das letzte sein möge, das in Paris vergossen werde, am Nachmittag des denkwürdigen Tages. Der Kampf wüthete noch bis zum Abend unaufhaltsam fort, bis es den Generälen Lamoriciere und Perrot gelang, in die durch 56 Barrikaden gedeckte Vorstadt St. Antoine einzudringen. Die Revolutionäre sahen jetzt ein, daß sie den Soldaten nicht gewachsen waren, stellten den Kampf ein und ergriffen die Flucht. Cavaignac hatte gesiegt und gab am 28. Juni der National-Versammlung die ihm verliehene Gewalt zurück, wurde jedoch in Anbetracht seiner dem Vaterlande geleisteten Dienste zum obersten Leiter der Regierung ernannt, welche, um weiteren blutigen Aufständen vorzubeugen, bei 4000 gefangene Proletarier in die Verbannung nach Cayenne schickte, alle revolutionären Klubs aufhob und das Vereinsrecht und die Preßfreiheit erheblich beschränkte.

Am 25. September hatte die National-Versammlung den Entwurf einer neuen Verfassung fertig. Sie wurde am 4. November mit großer Stimmenmehrheit angenommen und am 12. November auf dem Eintrachtsplatze feierlich proklamirt. Sie war der Constitution der Ver. Staaten nachgebildet und gab der französischen Republik einen Präsidenten mit vierjähriger Amtszeit und dem Privilegium, nach Ablauf seiner Dienstperiode sich nochmals für vier Jahre wählen zu lassen. Zum Erstaunen aller wahren Freunde der Ordnung und einer soliden, gemäßigten Republik wurde jedoch nicht der verdienstvolle General Cavaignac, der Retter Frankreichs in den gefährlichen Junitagen, sondern der verschmitzte und verschlagene Intriguant Prinz Louis Napoleon Bonaparte am 10. Dezember zum Präsidenten der Republik gewählt. Louis Napoleon hatte es verstanden, als Mitglied der Nationalversammlung sich als waschechten Republikaner aufzuspielen und dadurch das Landvolk, die Arbeiter, die Soldaten und den größten Theil des Adels und die Geistlichkeit auf seine Seite zu bringen. Er erhielt mehr als fünf und eine halbe Millionen Stimmen, Cavaignac anderthalb Millionen, der rothe Republikaner Ledru-Rollin 250,000, Lamartine blos 90,000 und der Communist Raspail 37,000 Stimmen. Es dauerte nicht lange, bis Louis Napoleon seine Maske abwarf, ganz unverblümt am Sturze der Republik und an der Errichtung eines Kaiserreiches arbeitete, was er am 2. Dezember 1852 bekanntlich fertig brachte.

Der Tag hat sich geneigt!

Still zieht im kühlen Grunde
Das Bächlein müßig fort,
Müd' von der Tages Hitze
Sucht's Ruh' im sichern Port.

Die Vöglein in dem Walde
Sie schweigen allzumal,
Die Blumen hängen traurig
Die Köpflein in dem Thal.

Die Hirten treiben heimwärts
Die Herden jetzt geschwind,
Der Schellen leises Klingeln
Verhallt im Abendwind.

Die Glocke von dem Thurme
Verkündigt Feierstund',
Im Dorfe wird es stiller,
Bald schweiget jeder Mund.

Die Lichter in den Häusern
Erlöschen alle schon —
Herr send' uns Schutz und Segen
Herab vom Himmelsthron'!

Im letzten Mondesschimmer
Das Kreuz im Kirchhof wacht,
Die Nachtigall sie singet:
Schlaf't ruhig, — gute Nacht!

M. M. Gerend.

Die fünf Sinne. Nach dem Gemälde von Friedr. Friedländer.

Adel.

„. . . Um standesgemäß auftreten zu können, Herr Commerzienrath, muß ich allerdings auf eine möglichst große Mitgift sehen. Bedenken Sie nur, ich habe 24 Ahnen!" — „Nun gut, Herr Graf, ich gebe meiner Tochter 500,000 Mark mit, und außerdem sollen Sie noch für jedes Ahnerl 1000 Mark bekommen!"

Zerstreut.

„Ist das Haar so recht, Herr Professor?" — „Viel zu kurz — bitte etwas länger!"

Ein Wunder.

Es war im schönen Land Tyrol —
Wer's jemals sah, der liebt es wohl —
Wo Gletscherbäche niedergeh'n,
An Weg und Steg Kapellen steh'n.
Doch einmal kam ein Wandersmann,
Der sah die Welt sich anders an.
Sie war ihm hier doch viel zu krumm,
Das Bauernvolk auch viel zu dumm.
„Da kommt ein Bub', den will ich nützen,
Und ihm sein geistig Talglicht putzen.
„Ei, lieber Jüngling, sage mir,
Was thut das kleine Häuschen hier
Mit seinen alten Fratzen drin?
Das hat ja nicht Verstand noch Sinn
Und schändet sehr die schöne Stelle."
„„Ja Herr, das heißen wir Kapelle.
Hier ist ein Wunder einst geschehn,
Und wenn Sie recht mit Andacht flehn,
Mag Ihnen auch geholfen werden;
Denn Wunder gibt's noch heut' auf Erden.""
„Beim Zeus, das Ding wird mir'ressant,
Wie war das Wunder denn bewandt?"
„„Ein Armer kniete hier und fand,
Was er verloren, den Verstand,
Und war fast dummer als ein Vieh,
In Wahrheit, fast so dumm wie Sie.""

C. A. Schlüter.

Für Danksagungstag.

Jahresrundschau.

Vom Schneider Spitzig.

Ende Juli 1897.

Unermüdlich ist unser Hl. Vater Papst Leo XIII. in seinem Bestreben, die Völker zum Lichte der Wahrheit zu führen. Trotz seines hohen Alters (er hat im März sein 87. Lebensjahr vollendet) ist sein Geist klar und frisch. Vor einigen Wochen noch hat er sich in einer Enzyklika über die dritte Person der Gottheit als gotterleuchteter Völkerlehrer gezeigt. Möge noch lange sein Wort erschallen zum Wohle der Menschheit.

Kardinal Hohenlohe ist am 30. Oktober 1896 im Alter von 73 Jahren gestorben.

An Stelle des nach Rom abberufenen Kardinals Satolli ist Msgr. Sebastian Martinelli aus dem Augustinerorden, Titular-Erzbischof von Ephesus, zum Apostolischen Delegaten für die Vereinigten Staaten ernannt worden.

In große Trauer wurde die Erzdiözese New Orleans versetzt durch den auf der Reise nach Europa erfolgten Tod des hochwürdigsten Erzbischofs Franz Janssens. Er starb, nachdem sein Schiff nur zwei Tagereisen von New Orleans entfernt war.

Am 19. September 1896 starb der aus der Schweiz stammende Bischof Martin Marty, O. S. B., von St. Cloud im Alter von 62 Jahren.

Ein erfolgreicher deutscher Katholikentag, verbunden mit den Jahresversammlungen des D. R. K. Centralvereins, des Priestervereins und des Jünglingsbundes wurde im September 1896 in Detroit, Mich., abgehalten.

Kardinal Prinz Gustav Hohenlohe.

Der Präsidentschafts-Wahlkampf hat mit dem Siege der republikanischen Partei geendet und McKinley wurde zum Präsidenten gewählt. McKinley erhielt 272 Stimmen von 23 Staaten, Bryan, der Kandidat der Demokraten, erhielt 176 Stimmen aus 21 Staaten. Die Republikaner errangen auch die Majorität in beiden Häusern des Kongresses. Der Präsident berief bald nach seinem Amtsantritt den Kongreß ein, damit derselbe Mittel und Wege finde, das Defizit, welches in den letzten Jahren in den Landesfinanzen sich zeigte, zu beseitigen. Der republikanische Kongreß griff zu seinem üblichen Mittel, Erhöhung des Einfuhrzolles. Die betreffende Bill wurde nach monatelangen Debatten angenommen und trat am 24. Juli in Kraft.

McKinley hat den alten republikanischen Politiker Sherman von Ohio zum Staatssekretär ernannt.

Die übrigen Kabinetsstellen wurden folgenderweise besetzt: Schatzamt, Lyman J. Gage, Illinois; Krieg, Russell A. Alger, Mich.; Generalanwalt, Jos. McKenna, Californien; Generalpostmeister, James A. Gary, Maryland; Flotte, John D. Long, Massachusetts; Ackerbau, James Wilson, Jowa; Inneres, Cornelius N. Bliß, New York.

Wie sich schließlich die auswärtige Politik des neuen Kabinets gestalten werde, ist noch verborgen. An Verwicklungen fehlt es nicht und die Regierung muß vorsichtig sein, wenn sie nicht das Land in einen Krieg stürzen will.

Ernste Verwicklungen drohen unserm Lande mit Spanien wegen des Aufstandes auf Cuba. In beiden Häusern des Kongresses sind Mitglieder, welche gerne die Vereinigten Staaten zur Anerkennung der cubanischen Rebellen als kriegsführende Macht, ja sogar zu einem förmlichen Bündniß mit den letzteren treiben möchten. Viel werthvolle Zeit ist schon im Kongreß durch lange Fingoreden dieser Hetzer vertrödelt worden. Bis jetzt hat sich die Regierung in diesem Falle löblich neutral gehalten.

Mit Großbritannien ist immer noch die Robbenfrage zu erledigen und in der letzten Zeit hat Sherman unsere Vettern auf der anderen Seite des großen Wassers durch nicht

gerade dem Komplimentirbuch entnommenen Noten stark verschnupft.

Nach Tanger in Marokko mußten amerikanische Kriegsschiffe geschickt werden, weil die dortigen Behörden keine Schritte thaten zur Bestrafung von Bösewichtern, welche amerikanische Bürger beraubt hatten. Als unsere Kriegsschiffe im Hafen erschienen, beeilten sich die Justizbeamten, einen der Uebelthäter zu ergreifen, bestraft ist derselbe aber bis jetzt noch nicht, weil die Kriegsschiffe Tanger wieder verlassen haben. Es wird vielleicht nothwendig sein, den Mauren wieder einmal klar zu machen, daß die Vereinigten Staaten noch existiren und sich ihrer Bürger im Auslande annehmen.

Protest wenig Eindruck machen, aber eine von Japan übermittelte Protestnote, welche den Charakter eines Ultimatums trägt, kann nicht ignorirt werden. Bei der Menge von Japanesen, die auf den Sandwich-Inseln wohnen, hat die japanesische Regierung großes Interesse an den Inseln und man kann es ihr nicht verdenken, wenn sie dieselben nicht an ein Reich angegliedert sehen will, welches nicht verfehlen würde, seine eigenen der Mongoleneinwanderung so ungünstigen Gesetze auf das neu errungene Gebiet zu übertragen. Die Annexion der Inselgruppe würde uns also zunächst mit Japan in unliebsame Verwicklungen bringen und andere dürften noch im Hintergrunde lauern.

Zur Zeit hat die Bevölkerung unseres Landes wieder

Lyman J. Gage. Joseph M'Kenna. John D. Long. James Wilson. Cornelius N. Bliß.

Präsident McKinley. John Sherman. Russell A. Alger. James A. Gary.

Copyright 1897, by C. M. Bell.

Präsident McKinley und Cabinet.

Nach einer Augenblick-Photographie, aufgenommen im Cabinet-Zimmer.

Eine Ueberraschung für das Land war eine Botschaft des Präsidenten an den Senat, mit welcher er einen schon fix und fertig abgeschlossenen Annexionsvertrag mit Hawaii zur Bestätigung vorlegte. In seiner Antrittsbotschaft hatte McKinley betont, daß es nicht seine Absicht sei, Landerwerbungen zu machen und schon einige Monate später empfiehlt er die Einsackung der weit entlegenen Sandwich-Inseln! Beständig kann man diese Handlungsweise ebensowenig nennen, als verständig. Der Senat hat die Berathschlagung über diesen Vertrag noch nicht aufgenommen, es ist aber wenig Hoffnung vorhanden, daß jene Körperschaft die Bestätigung desselben verweigere. Zumal dürfte der von der abgesetzten Königin Lilioukalani in Washington eingereichte

das Goldfieber erfaßt, wie es seit den großen Goldfunden in Californien im Jahre 1849 nicht mehr der Fall war. Die Nachricht von ungeheuren Goldentdeckungen im britischen North Western Territorium, nahe der Grenze von Alaska, hat das Fieber verursacht und Tausende machen sich auf den weiten Weg zum neuen Goldlande. Die Reise dahin ist viel schwieriger und kostspieliger als die im Jahre 1849 nach Californien. Eine eigentliche Ueberlandreise, wie sie damals Tausende nach Californien einschlugen, ist nach dem Yukonflusse eine Unmöglichkeit, die Entfernung ist zu groß. Die Goldsucher sind darauf angewiesen, an der Pacificküste ein Schiff entweder nach Juneau in Alaska zu nehmen und von da den halsbrecherischen Weg über einen

der Gebirgspässe nach dem Yukonthale einzuschlagen, oder um die aleutischen Inseln herum nach der Mündung des Yukon und dann diesen hinaufzufahren, so weit es die zahlreichen Wasserfälle dieses Stromes erlauben. Auf beiden Routen ist noch eine große Strecke über Land zu reisen, um zum Ziele zu kommen. Dazu kommt noch die Kürze der warmen Jahreszeit in jenen Regionen und die unendliche Schwierigkeit, Lebensmittel und andere Nothwendigkeiten bis in die Minen zu bringen — Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Indessen, der Golddurst unterdrückt alle Bedenken. So werden wieder Tausende in's Verderben stürzen — und einige Wenige nur ihre Träume von Reichthum in Erfüllung gehen sehen.

Auch kann durch diese Goldfieberepidemie unser Land mit Großbritannien in Verwicklungen gerathen, wenn letzteres seine Absicht der Errichtung von Zollstationen an der Grenze Alaskas durchführen will. Die Goldsucher werden sich nicht durch die canadische Regierung die ohnedies theueren Bedürfnisse durch Zölle noch mehr vertheuern lassen; auch ist die Grenze noch nicht so genau festgestellt, daß nicht Streitigkeiten darüber entstehen mögen.

Ein großer Kohlengräber-Streik in den Mittel-Staaten erregt zur Zeit Besorgnisse.

Die Sympathie mit den Arbeitern, die ihre zu niedrigen Löhne um einen bescheidenen Betrag erhöht zu haben wünschen, ist allgemein. Mittlerweile ist schon an manchen Fabrikplätzen Kohlenmangel eingetreten und das Schließen von Fabriken ist die Folge davon.

Etwas Aufsehen in Arbeiter- und Industriekreisen erregt der aus dem großen Eisenbahnstreik im Jahre 1894 nicht vortheilhaft bekannte Präsident der „Amerikanischen Eisenbahn Union," Eugene V. Debs.

Eugene V. Debs.

Wegen seiner Theilnahme an genanntem Streik mußte Debs eine längere Freiheitsstrafe verbüßen. Jetzt hat derselbe die von ihm geleitete Arbeiterverbindung aufgelöst und die nicht mehr neue Idee gefaßt, einen sozialistischen oder eigentlich kommunistischen Arbeiterstaat zu gründen. Bis jetzt haben sich nicht Viele gemeldet, die Herrn Debs folgen wollen. Das Goldland in Alaska bewegt die Gemüther mehr als der Debs'sche Communismus.

Am 27. April dieses Jahres fand in New York eine Feier statt, an welcher sich Kriegsschiffe fast aller seefahrenden Nationen betheiligten — die Enthüllung des großartigen Grant-Mausoleums am Hudson River.

Die großen Städte New York, Brooklyn, nebst einigen kleineren Orten auf Long Island und Staaten Island werden künftig nur eine Stadt bilden. Groß-New York wird eine der größten und volkreichsten Städte der Welt sein.

In Nashville, Tenn., ist diesen Sommer eine recht erfolgreiche Industrie-Ausstellung abgehalten worden.

Omaha, Nebr., rüstet sich mit Macht auf die dort im nächsten Jahre abzuhaltende Trans-Mississippi und Internationale Ausstellung. Gebäude im großartigsten Stil werden auf dem Ausstellungsplatz errichtet und Anmeldungen sind aus allen Welttheilen eingetroffen.

Der durch seine frühere Expedition nach Grönland bekannte Lieutenant Peary hat eine Nordpolfahrt geplant und ist vor einigen Tagen von Boston nach Grönland abgereist. Er will in diesem Sommer so weit als möglich an der Küste Grönlands nordwärts gehen und unterwegs mehrere Niederlagen von Lebensmitteln errichten, die größte am nördlichsten erreichten Punkte. Nächstes Jahr will er von dort aus weiter nördlich vordringen, und wieder am entferntesten Punkte Vorräthe hinterlegen. Von diesem Punkte aus erwartet er im dritten Jahre den Nordpol zu erreichen. Peary verspricht sich viel von der Mitwirkung ihm befreundeter Eskimos.

Die Schulfrage in Manitoba ist noch in der Schwebe. Die canadische Regierung hat das Gesetz, welches die Religion aus den öffentlichen Schulen Manitoba's verbannt, gutgeheißen. Erzbischof Langevin hat bis jetzt vergeblich gesucht, ein annehmbares Compromiß mit der Regierung abzuschließen. Der Papst sandte den Erzbischof Merry del Val als apostolischen Delegaten nach Canada, um diese Angelegenheit zu untersuchen. Msgr. Merry del Val hat seine Aufgabe beendigt und ist vor einigen Tagen nach Rom zurückgekehrt, um dem Papst Bericht zu erstatten. Dem Erzbischof Langevin hat er vor seiner Reise die Weisung gegeben, alle Agitation ruhen zu lassen bis nach der Entscheidung des Papstes. Der letzteren darf man mit Spannung entgegensehen.

Mexiko hat seinen Präsidenten, Diaz, wiedergewählt. Mexiko erfreut sich einer außerordentlich günstigen Geschäftslage. Silberwährung hält demnach ein Land nicht ab von finanziellem Erfolge.

Die mittel-amerikanischen Staaten Honduras, Nicaragua, San Salvador, Guatemala und Costarica haben einen Staatenbund geschlossen, der den Namen „Größere Republik von Mittelamerika" trägt. Die einzelnen Staaten wählen je einen Delegaten zum Bundesrath und Letzterer wählt aus seiner Mitte den Präsidenten. Aehnliche Staatenbunde hat es in Mittelamerika schon öfters gegeben, aber nie hatten sie langen Bestand. Die Politik ist dort etwas, das sich dreht wie eine Wetterfahne.

Der Aufstand auf Cuba ist noch nicht zu Ende. Die militärischen Operationen wurden zwar, seit Antonio Maceo, der farbige Führer der Aufständischen, am 9. Dezember 1896 gefallen, von Letzteren sehr schwach geführt, aber die in kleine Trupps vertheilten Revolutionäre lassen das arme Land nicht zur Ruhe kommen. Würden die lügenhaften Agenten der Aufrührer in den Vereinigten Staaten nicht mehr Thätigkeit entfalten, so wäre es um den Aufstand längst geschehen. In den letzten Tagen hat der neue Oberbefehlshaber der Aufständischen, Maximo Gomez, eine lebhaftere Kriegsführung angekündigt; auch hat er schon eine schöne und kostspielige Eisenbahnbrücke in die Luft gesprengt. Weitere ähnliche Heldenthaten dürfen also erwartet werden.

Venezuela hat, dank der Vermittlung der Vereinigten Staaten und deren Monroe Doktrin, seinen Grenzstreit mit Großbritannien befriedigend beilegen können.

Sonst ist John Bull gewohnt, so kleine Gegner an die Wand zu drücken.

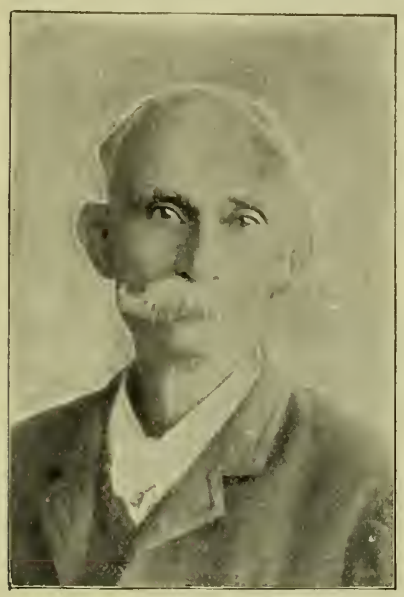
Ecuador ist immer noch in den Händen der Kirchenfeinde, welche ihre Uebermacht in bestialischer Weise mißbrauchen. Wer in Zweifel darüber sein kann, daß die Freimaurerei eine Feindin der katholischen Kirche sei, der wende seine Blicke auf das unglückliche, von den Dreipunkte-Brüdern regierte Land und er wird seinen Zweifel überwunden fühlen.

In Brasilien hat ein religiöser Schwärmer eine Revolution angestellt und die ihm entgegengesandten Regierungstruppen geschlagen. Sein Anhang wächst stetig.

Eine Revolution in Peru war nicht erfolgreich.

Die Regierung in Uraguay steht auf dem Punkte, von siegreichen Revolutionären über den Haufen geworfen zu werden. Die Letzteren haben ein Compromiß der Regierung abgelehnt.

Chili bemüht sich sehr, deutsche Einwanderer an sich zu ziehen. Der Präsident von Chili wird also wohl nicht wie unser McKinley einen Terence Powderly zum Einwanderungs-Commissär machen.



Maximo Gomez, General-Kommandeur der Insurgenten.

Die mit dem Regierungs-Antritt des Kaisers Wilhelm II. in Deutschland begonnene Ministerkrisis dauert fort. Mehrere Ministerportefeuilles haben im letzten Jahre wieder die Hände gewechselt. Kanzler Hohenlohe steht zwar noch ziemlich fest, aber es ist wahrscheinlich, daß ich in der nächsten Jahresrundschau den Namen eines anderen Reichskanzlers zu nennen haben werde. Es heißt ja jetzt schon, daß den Fürsten, der allerdings vor einigen Monaten sein goldenes Hochzeitsjubiläum feierte, die Last des Alters drücke. Fast allgemein wird Dr. Miquel als der kommende Mann bezeichnet. Derselbe hat wenigstens die nützliche Eigenschaft, in jeglichem Curs sich zu Hause zu fühlen.

Zum Generalpostmeister an Stelle des um das Postwesen hochverdienten verstorbenen Dr. v. Stephan ist General v. Podbielski ernannt worden.

Ziemlich zähe hängt der Kaiser an seinem Wunsche nach der Vergrößerung der Flotte. Die „uferlosen Flottenpläne" finden aber im Reichstage kein Entgegenkommen.

Der letzte Curs bestand in einer Anlehnung an die Conservativen. Als aber der größte Theil derselben, die ostelbischen Großgrundbesitzer, auch Agrarier genannt, nichts weniger als ein Verbot der Getreideeinfuhr verlangten, stieß er beim Kaiser an und vielleicht gewinnt der Curs durch diesen Anstoß eine neue Richtung.

Eine wichtige Veränderung ist in der Armee eingetreten. Die vor ein paar Jahren vom Reichstage genehmigten Halbbataillone wurden von ihren betreffenden Regimentern genommen und neue Bataillone, Regimenter, Brigaden und Divisionen daraus formirt. Durch dieses einfache Manöver

† Erzbischof Roos von Freiburg i. B.

ist eine große Anzahl von Offiziersstellen geschaffen worden. Dies und die im gewaltigen Maßstabe betriebene Pensionirung der älteren Offiziere haben das Avancement im Heere sehr beschleunigt.

In der auswärtigen Politik Deutschlands hat sich nichts geändert. Der Dreibund besteht noch und die Verbündeten Oesterreich und Italien folgen der Diktatur Deutschlands, so unbequem dies in dem Streite zwischen der Türkei und

† Prälat Kneipp.

Griechenland für Italien war; denn die Sympathien des Letzteren waren mit Griechenland, während Deutschland die Interessen der Türkei mit dem größten Eifer vertrat.

Mit Frankreich und Rußland sucht der Kaiser sich auf bestem Fuße zu erhalten. Im September 1896 fand in Breslau eine Zusammenkunft zwischen Kaiser Wilhelm und Kaiser Nikolaus statt, nachdem der Letztere kurz zuvor in

Wien einen Besuch abgestattet hatte. Später kam das russische Kaiserpaar zum Besuche nach Kiel und Darmstadt. Berlin vermied es ängstlich. Kaiser Wilhelm wird diesen Herbst einen Gegenbesuch in St. Petersburg machen.

† Großherzog Friedrich Franz III. von Mecklenburg.

Der 100jährige Geburtstag Kaiser Wilhelm I. wurde durch die Enthüllung des großartigen von dem Künstler Begas angefertigten Denkmals in Berlin gefeiert. Man ehrte den verstorbenen Kaiser bis an die Grenze der Vergötterung.

Zum Katholikentag in Dortmund hatte sich eine so große Menschenmasse eingefunden, daß die größte Halle nicht im Stande war sie zu fassen und die Reden in zwei

Friedrich Franz IV., Erbgroßherzog von Mecklenburg.

Lokalitäten gehalten werden mußten. Der Katholikentag für 1897 wird im Herbst in der schönen, alterthümlichen bayerischen Stadt Landshut abgehalten.

Am 22. Oktober 1896 ist der hochwürdigste Erzbischof Johann Christian Roos von Freiburg im Breisgau im Alter von 68 Jahren gestorben. Der erzbischöfliche Stuhl ist heute noch nicht besetzt, weil die badische Regierung wieder ihre alte Gepflogenheit übt, sich mit der Wahl eines Erzbischofs weit über die ihr zustehenden Privilegien zu beschäftigen.

Ein Priester, dessen Name in der ganzen Welt bekannt war wegen seiner Kenntnisse in der Naturheilkunde, Msgr. Seb. Kneipp, ist am 17. Juni 1897 in Wörishofen in Bayern im Alter von 76 Jahren gestorben. Sein Name wird fortleben im Volke.

Am 10. April 1897 ist zu Cannes in Südfrankreich der seit längerer Zeit leidend gewesene Großherzog Friedrich Franz III. von Mecklenburg-Schwerin im Alter von 46 Jahren gestorben.

Sein einziger Sohn und Nachfolger Friedrich Franz IV. steht im 16. Lebensjahre, regiert also unter Vormundschaft.

Regent ist aber nicht der älteste Bruder des verstorbenen Großherzogs, Herzog Paul, sondern der zweitälteste, Herzog Johann Albrecht. Herzog Paul ist katholisch und kann deshalb in Mecklenburg nicht Herrscher sein.

Der Erbschaftsstreit in Lippe-Detmold ist von einer aus einer Anzahl Juristen unter dem Vorsitz des Königs von Sachsen bestehenden Commission zu Gunsten des Grafen Ernst von Lippe-Biesterfeld entschieden worden. Der Schwager des Kaisers, Prinz Adolf von Schaumburg-Lippe, welcher für den unzurechnungsfähigen Fürsten Alexander die Regentschaft geführt, hat Detmold schon verlassen und Graf Ernst hat dort seinen Einzug gehalten. So ist diese Frage, welche so lange die Gemüther der 125,000 Lipper bewegte, endgiltig entschieden.

In Leipzig wurde diesen Sommer eine Sächsisch-Thüringische Industrie-Ausstellung gehalten, die guten Besuch fand.

Schwere Stürme und Hagelschlag haben Ende Juni und Anfangs Juli in Theilen vom westlichen Deutschland ganz enormen Schaden angerichtet. Besonders haben das nördliche Elsaß, die Gegend bei Saarbrücken, ein Theil des nördlichen Badens und ein großes Stück vom nördlichen Württemberg darunter gelitten. In Württemberg allein wird der angerichtete Schaden auf 10—11 Millionen Mark angegeben.

Soeben treffen noch erschütternde Nachrichten ein über enormen, durch Wolkenbrüche und Hochwasser in Schlesien, Sachsen und Böhmen verursachten Schaden. In Schlesien allein sind über 100 Menschen ertrunken. Der Schaden ist dort auf 20 Millionen Mark geschätzt. Am schlimmsten hauste das Ungewitter in den Thälern der Opper, der Bober und der Neuße. In Sachsen wurde die Gegend von Bautzen, in Böhmen die von Trautenau am meisten verwüstet.

Am 10. Dezember 1896 scheiterte der Bremer Dampfer „Salier", Capt. Wempe, auf dem Wege von Bremen nach Buenos Aires zur Nachtzeit an der spanischen Küste. Nur ein Einziger von den mehr als 400 an Bord befindlichen Personen konnte sich retten, alle übrigen fanden den Tod in den Fluthen.

Die vor einigen Monaten in Oesterreich eingeführte neue Sprachenverordnung erregt unter den Deutschböhmen, die sich zurückgesetzt glauben, böses Blut. Bei einer in Eger durch den als Hetzer bekannten v. Schönerer einberufenen Versammlung von Deutschen kam es zwischen diesen und der czechischen Polizei zu einem Zusammenstoß. Die Erbitterung der Deutschen wurde durch das voreilige und rohe Eingreifen der letzteren verschärft. Die Stellung des Ministeriums Badeni soll erschüttert sein.

Die Sprachenfrage richtet in Oesterreich überhaupt immer größere Verirrungen an. Es ist, als ob von einem österreichischen Patriotismus gar keine Spur mehr übrig geblieben sei. Es gelten nur noch die Nationalitäten. Der im Frühjahr 1897 zusammengetretene Reichstag mußte nach wenigen Sitzungen vertagt werden, denn die Abgeordneten kamen über persönliche Streitigkeiten, deren Quelle eben die Verschiedenheit der Nationalität bildet und die in ihren Ausdrücken weit über die parlamentarischen Regeln hinausgingen, nicht hinaus.

† Anton Bruckner.

Einer der größten Componisten und Contrapunktisten Oestereichs und der Welt, der Linzer Domorganist Anton Bruckner, ist in Wien, fromm wie er gelebt, verstorben.

Ein gut besuchter österreichischer Katholikentag ist im Oktober 1896 in Salzburg abgehalten worden.

Eine internationale Anti-Freimaurer-Versammlung fand im September in Trient statt.

Zum Bürgermeister in Wien wurde zum vierten Male Dr. Lueger erwählt. Diesmal nahm er die Stelle an und der Kaiser gab auch seine Einwilligung. Wien befindet sich unter der Verwaltung Dr. Luegers vortrefflich und die ihm so feindlich gesinnten Ungarn haben die Pille verschluckt.

In Ungarn ist noch keine Besserung der innerpolitischen Lage erfolgt. Die jüdisch-liberale Partei ist noch obenauf und es ist bei der Theilnahmslosigkeit der Masse der Wähler eine Aenderung nicht in Sicht.

Zum Bundespräsidenten der Schweiz, an Stelle von Adrian Bachenal, ist Dr. A. Deuchert aus dem Kanton Thurgau, zuletzt Chef der Departements des Handels, der Industrie und Landwirthschaft, gewählt worden.

In Freiburg wird dieses Jahr der katholisch-wissenschaftliche Kongreß tagen, zu welchem Theilnehmer aus allen ziviliſirten Ländern der Welt erwartet werden.

Zum 300jährigen Gedenktag des seligen Petrus Canisius, der am 21. September 1597 in Freiburg starb, werden Wallfahrten aus Nah und Fern nach dem Grabe des großen Lehrers stattfinden.

Frankreich hat sich im letzten Jahre sehr ruhig verhalten. Schwer aber wurde das Land durch Unfälle und Elementarereignisse heimgesucht.

Am 4. Mai 1897 wurde in Paris ein großer Bazar zum Besten katholischer Wohlthätigkeitsanstalten in einem zu diesem Zwecke errichteten Gebäude, dessen Inneres eine Straße des alten Paris darstellte, eröffnet. Kaum war das vom päpstlichen Nuntius gesprochene Eröffnungsgebet zu Ende, so brach durch eine elektrische Leitung Feuer aus und in unglaublich kurzer Zeit stand das mit Menschen gefüllte Gebäude in Flammen. Es spielten sich Szenen ab, die jeder Beschreibung spotten. Der Verlust an Menschenleben war gräßlich. 122 Todte, die meisten fast bis zur Unkenntlichkeit verbrannt, wurden in den Trümmern gefunden und 10 Personen erlagen später den dabei erlittenen Verletzungen. Die Verunglückten gehörten fast durchgängig den höheren Gesellschaftskreisen an. Unter ihnen befand sich die Herzogin von Alençon, eine Schwester der Kaiserin von Oesterreich. Auch vier Ordensschwestern fanden den Tod in den Flammen.

Etwa einen Monat später wüthete in der Nähe von Paris ein Wirbelsturm, der etwa 30 Menschenleben vernichtete und einen in die Millionen gehenden Schaden verursachte.

Anfangs Juli traten die Garonne und einige andere Flüsse im Südwesten Frankreichs in Folge von Wolkenbrüchen über die Ufer und richteten enorme Verwüstungen an. In der Stadt Auch allein wurden 80 Gebäude zerstört und 50 Menschen ertranken. In Isle en Dodon kamen 13 Personen um's Leben, in St. Laurent 3. Der Gesammt-Menschenverlust wird 100 Personen betragen.

In der Hauptstadt Belgiens, Brüssel, wurde diesen Sommer eine großartige Weltausstellung abgehalten.

Dr. A. Deuchert, Bundespräsident der Schweiz.

Bei den Landtagswahlen in den Niederlanden erlitt die liberale Partei, welche vor einigen Jahren noch eine große Majorität in der Kammer hatte, große Verluste. Die Katholiken und gläubigen Protestanten kamen bis auf eine oder zwei Stimmen in den Besitz der Majorität.

Norwegen ist stolz auf seinen Fritjoff Nansen, der von seiner Nordpolexpedition am 13. August 1896 nach Vardoen in Norwegen zurückkehrte. Nachdem Nansens Schiff

„Fram" im Eise festgefroren war, drang Nansen, begleitet von Lieutenant Johnson, mit Hundeschlitten auf dem Eise nordwärts und erreichte am 7. April 1895 den höchsten bis jetzt erreichten Punkt — 86 Grad 15 Minuten nördliche Breite. Er kam also um 200 Meilen weiter nach Norden als Lockwood und Brainard von der Greely Expedition im Jahre 1882. Die Rückreise Nansens und seines Begleiters, nachdem sie ihre Hunde hatten tödten müssen, war eine Kette von Gefahren und Beschwerden. Sie erreichten aber glücklich Franz Josephs Land, wo sich die Engländer Jackson und Harmsworth behufs wissenschaftlicher Studien aufhielten. Mit dem Dampfer „Windham," welcher den Engländern Vorräthe brachte, konnten die beiden Reisenden nach Norwegen zurückkehren. Der „Fram," welcher sich im Eise vorzüglich bewährt hatte, kam bald nach Nansen glücklich mit Allen an Bord in Skerjvö, Norwegen, an.

Professor S. A. Andree.

Die Nordpolexpedition des Professors S. A. Andrée, ein Sohn Schwedens, zieht jetzt die Aufmerksamkeit der Welt auf sich.

Andrée will bekanntlich den Nordpol mittelst eines Luftballons erreichen. Im vergangenen Jahre 1896 mußte er, obschon sein Ballon in Spitzbergen gefüllt und zur Abfahrt fertig war, die Reise wegen widriger Winde aufgeben. Am 11. Juli 1897 aber ist Andrée, begleitet von zwei Männern, Strindberg und Fränkel, bei günstigem Winde von Spitzbergen aufgestiegen. Wenn die Reise glückt, so müssen bald Nachrichten von den kühnen Luftschiffern eintreffen.

Aus Rußland kommt die erfreuliche Kunde, daß Kaiser Nikolaus gesonnen sei, seinen katholischen Unterthanen gewisse Rechte zuzugestehen. Wie weit dieselben gehen, bleibt abzuwarten.

Bei einem Eisenbahnunfall in der Nähe von Rockenhof in Rußland am 13. Mai 1897 sind über 100 Soldaten um's Leben gekommen.

Spanien ist durch den Aufstand auf Cuba und den Philippinen-Inseln schwer geschädigt worden. Nicht nur gerathen die ohnedies nicht glänzenden Finanzen des einst so reichen Landes in immer schlechtere Lage, es hat Tausende seiner Söhne über das Meer senden müssen, von denen gar viele nicht mehr zurückkehren werden. Wenn auch die direkten Verluste durch die Kugeln der Aufständischen gering sind, so schwillt die Verlustliste durch den Tod von Tausenden an Krankheiten bedeutend an.

In Italien hat sich das Ministerium Rudini soweit zu halten gewußt.

Zu Dank verpflichtet hat sich der Heilige Vater die italienische Regierung durch die Absendung einer Gesandtschaft an den König Menelik von Abyssinien, um von ihm die Freilassung der italienischen Kriegsgefangenen zu erbitten. Wenn auch der König nicht auf die Vorstellungen des päpstlichen Gesandten, des koptischen Bischofs Msgr. Macaire, direkt einging, so trug doch die Gesandtschaft viel zur Linderung der Lage der Gefangenen bei. Der Empfang der Gesandtschaft von Seiten Menelik's läßt nichts zu wünschen übrig und wird zur Wiederherstellung eines apostolischen Vikariats in Abyssinien führen.

In Großbritannien war das 60jährige Regierungsjubiläum der Königin Victoria in der dritten Juniwoche das Hauptereigniß des Jahres. Es wurde mit aller erdenklichen Pracht begangen und die Gesandten aller Mächte überbrachten die Glückwünsche ihrer Regierungen. Die Feier verlief in glänzender Weise, eine schlecht angebrachte irische Demonstration in Dublin war der einzige schwache Schatten, der darauffiel. Wenn man der Freiheit gedenkt, welche die katholische Kirche während der Regierung der Königin genoß, so hatten die Katholiken alle Ursache, an der Jubiläumsfeier sich zu betheiligen.

Großbritanniens Bemühungen, in dem türkisch-griechischen Streite zu Gunsten Griechenlands einzutreten, wurden durch die anderen Mächte vereitelt. Es zeigte sich hier wieder, daß England in politischer Beziehung isolirt dasteht.

Königin Victoria.

Recht lebhaft ging es dieses Jahr im südöstlichen Winkel Europas her. Ein auf der Insel Kreta ausgebrochener ernstlicher Aufstand raubte der Türkei die Zeit, mit der Niedermetzlung der Armenier in Kleinasien und Constantinopel fortzufahren, um so mehr, als Griechenland sich

in die Sache mischte und den Oberst Vassos mit Truppen nach Kreta sandte.

Die Mächte mischten sich sofort ein und Kreta wurde der Sammelplatz unzähliger Kriegsschiffe. Der Ausbreitung des Aufstandes arbeiteten die Mächte in sonderbarer Weise entgegen. Wenn nahe der Küste die Türken im Vortheil waren, so konnten sie denselben ungestört verfolgen; waren aber die Christen in der günstigeren Lage, so wurde ihnen von den weitreichenden Kanonen der Kriegsschiffe sofort Einhalt geboten. So wurde die Sache hübsch in der Schwebe gehalten. Mittlerweile zogen die Türkei und Griechenland an der thessalischen Grenze Truppen zusammen und die Sachlage wurde immer drohender. Die Mächte suchten zwischen dem Sultan Abdul Hamid II. und dem König Georg von Griechenland zu vermitteln, aber vergeblich.

Abdul Hamid II., Sultan der Türkei.

Griechische Freiwillige drangen am 16. April 1897 über die Grenze und griffen die Türken an. Ohne daß eine Kriegserklärung erfolgte, waren nun die Feindseligkeiten eröffnet.

Die den Griechen an Zahl weit überlegenen Türken standen unter dem Befehl von Edd-hem Pascha, einem erprobten Soldaten.

König Georg beging den Fehler, seinem Sohne, dem Kronprinzen Constantin den Oberbefehl über die griechische Armee anzuvertrauen. Nun zeichnet sich zwar das dänische Königsgeschlecht, dem König Georg entstammt, durch körperliche Schönheit aus, aber ein Genie irgend einer Art hat sich darin nie gezeigt, und Prinz Constantin hatte Gelegenheit zu beweisen, daß er nicht aus der Art geschlagen.

König Georg von Griechenland.

Der Krieg wurde an zwei Punkten geführt. Eine kleinere griechische Armee griff die Türken im Epirus an, machte aber nur wenige Fortschritte. Trotz der Mithilfe der Flotte mußten sich die Griechen auf Arta zurückziehen.

Die griechische Hauptarmee, welche ihr Hauptquartier in Larissa hatte, wurde am 23. April bei Mati angegriffen und aus einer äußerst starken Stellung verdrängt. Am 5. Mai räumten die Griechen nach kurzem Kampfe Pharsala. Am 16. Mai wurden die Griechen gezwungen, die ebenfalls sehr starke Stellung bei Domokos aufzugeben. In keiner dieser Schlachten wurde die Stellung lange genug vertheidigt und der Befehl zum Rückzug zu früh gegeben.

Eddhem Pascha.

Die Erbitterung über den Ausgang des Feldzugs in Athen gab sich in lauten Demonstrationen kund. Premierminister Delyannis mußte schließlich das Bad austrinken und resigniren. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte dies der König thun müssen.

Kronprinz Constantin von Griechenland, Herzog von Sparta.

Die Aufgabe der Mächte war es nun, die siegestrunkenen Türken vom dem weiteren Vordringen abzuhalten und es gelang ihnen, einen Waffenstillstand zuwege zu bringen, dem jetzt der Friedensschluß folgen soll. Wenigstens hat der Sultan nach langem Drängen der Mächte sich bereit erklärt, sich mit einem kleinen Stückchen von Thessalien zu begnügen; auch soll Griechenland eine Kriegsentschädigung von 15—20 Millionen Dollars

zahlen, wenn es nur wüßte womit. Griechenland begann den Krieg in der Erwartung an den kleinen Balkanstaaten Montenegro, Serbien und Bulgarien Bundesgenossen und in England einen Freund zu finden. Die ersteren blieben aber neutral und letzteres konnte seine Freundschaft nur heimlich zeigen.

Theodor Delyannis, Premierminister von Griechenland.

Kreta soll nun einen Regenten erhalten.

Den Türken ist aber wieder der Kamm geschwollen und die Aerzte des kranken Mannes werden ihre liebe Noth mit dem bockbeinigen Patienten bekommen.

Neue Christenverfolgungen werden aus China gemeldet. Ein junger französischer Missionär wurde ermordet.

Li Hung Tschang, der bedeutendste Staatsmann China's, hat eine Rundreise durch Europa gemacht und auch unser Land besucht. Was der Zweck seiner Reise war, ist nicht klar, es sei denn, dem Kaiser von China einen eingehenden Bericht über das Treiben der rothköpfigen Barbaren in ihrem eigenen Lande zu liefern. In Europa glaubte man, daß Li Hung Tschang gekommen sei, um Handelsverbindungen anzuknüpfen. Der berühmte Zopfträger wurde deshalb ganz gewaltig fetirt und mit Geschenken überhäuft. Die erwarteten Bestellungen sind aber ausgeblieben.

Ostindien wurde wieder schrecklich heimgesucht. Auf die Hungersnoth folgte die Pest, die in Bombay und Umgebung zahlreiche Opfer forderte; und kaum war diese erloschen, als ein Erdbeben das nördliche Bengalen verwüstete und mehreren Tausend Menschen das Leben kostete.

Von der egyptisch-englischen Expedition gegen den Mahdi hört man nur, daß die Mahdisten in zwei kleineren Gefechten geschlagen wurden und südwärts gedrängt wurden.

Die beiden südafrikanischen Boeren-Republiken Transvaal und Oranje haben ein Bündniß geschlossen.

Der schwarze Beherrscher des westafrikanischen Negerreiches Benin ließ eine friedliche aus Engländern und Eingeborenen bestehende Expedition niedermachen. So schnell als möglich wurde der schwarzen Majestät ihr Irrthum klar gemacht. Eine englische Strafkolonne drang nach Benin vor, ehe der König nur eine Ahnung von Gefahr hatte. Die Hauptstadt gleichen Namens wurde genommen, etliche tausend Neger niedergemetzelt und das Land mit Feuer und Schwert verwüstet. Der König irrt jetzt um eine Erfahrung reicher in der afrikanischen Wildniß herum.

Aus dem fünften Welttheil, Australien, hat der Rundschauschreiber, die schon mitgetheilte Hawaiische Angelegenheit abgerechnet, nichts zu vermelden, und kann daher schließen mit den besten Wünschen für das Jahr 1898.

Li Hung Tschang.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite.
Calendarium, Zeitrechnung ꝛc. in Schwarz- und Rothdruck. Alter des Mondes. Mondwechsel. Sonnenauf- und Untergang	1—20
Zum neuen Jahr. Gedicht. Von P. Bonaventura Hammer, O. S. F.	21
Die päpstlichen Delegationen: ihre Begründung und Bedeutung. Von Msgr. Schröder	23
Schwester Felicitas. Originalerzählung von Hermine Proschko	31
Der Blumen Wettstreit. Gedicht. Von G. Koob	37
Im kleinsten Raum' pflanz' einen Baum — Eine Betrachtung zu Nutz' und Frommen der Naturfreunde von Dr. philos. Fr. X. Eß	38
Einem Kinde. Gedicht. Von J. Rothensteiner	42
Ritter Lubert von Swansbell. Geschichtliche Erzählung von C. A. Schlüter	44
Shelby. Gedicht. Von G. Koob	48
Die rothe Kuh. Humoreske von F. G. Holweck	49
Dietlinde. Gedicht. Von C. A. Schlüter	53
Orientalia. Von F. W. H. Schmidt	55
Ein Glas Wasser. Nach dem Französischen, von W. Schwarz	58
Gut geendet. Von H. E. Fürst	61
Die 41. General-Versammlung des deutschen römisch-katholischen Central-Vereins und der achte deutsch-amerikanische Katholikentag in Detroit, Mich. Geschildert von J. B. Müller	75
Die Engel beschirmen die Kleinen. Gedicht. Von Johannes Rothensteiner	85
De Nachtwächters. Plattdeutsches Gedicht. Von C. A. Schlüter	85
Ein Tag bei den Cowboys. Von „C. H. S."	86
Joseph von Görres. Von P. Bonaventura Hammer, O. S. F.	93
Die französische Revolution des Jahres 1848. Zum „goldenen" Jubiläum des Sturmjahres, geschildert von J. B. Müller	97
Der Tag hat sich geneigt. Gedicht. Von M. M. Gerend	99
Humoristisches: Nobel. Zerstreut	101
Ein Wunder. Gedicht. Von C. A. Schlüter	102
Jahresrundschau. Vom Schneider Spitzig	103

Illustrationen.

Titelbild in Farben: Die Hl. Familie.

Tonbilder: 1. Se. Excellenz hochwst. Erzbischof Sebastian Martinelli, apostolischer Delegat für die Vereinigten Staaten. 2. Der wunderbare Fischfang — nach einem Gemälde von Raphael. 3. Madonna und die Heiligen — nach dem Gemälde von J. von Schrandolph. 4. Glücklicher Fang — nach dem Gemälde von Adolf Eberle. 5. Beendeter Kampf — nach dem Gemälde von C. F. Deiker. 6. Schüler-Ausflug — nach einem Gemälde von W. Zimmer. 7. Papa kommt.

Vollbilder: 1. Flucht Napoleons nach der Schlacht bei Waterloo. 2. Friedrich II. am Dachfenster des Herrenhauses zu Roßbach, den Ausbruch der Franzosen beobachtend. 3. Die alte Handschrift. 4. Roggenernte. 5. Hasenfüße. 6. Genesend. 7. Ein moderner Orpheus. 8. Brennen eines Stieres. 9. Die fünf Sinne.

Bilder im Text: 1. Frühling. 2. Der kleine Doktor. 3. Zwei Mütterchen. 4. Stillvergnügt. 5. In den Alleghenygebirgen. 6. Ein Geheimniß. 7. Rancho eines Herdenbesitzers. 8. Im Lager. 9. Auf der Wanderung. 10. Gefangen. 11. Ein Kunststückchen. 12. „So einsam auf der stillen Wacht." 13. Auf dem Anschuß. 14. Mt. Blanc. 15. Nobel. 16. Zerstreut. 17. Für Danksagungstag.

Portraits: 1. Joseph von Görres. 2. Kardinal Prinz Gustav Hohenlohe. 3. Präsident McKinley und Cabinet. 4. Eugene V. Debs. 5. Marimo Gomez, General-Kommandeur der Insurgenten. 6. Erzbischof Roos von Freiburg i. B. 7. Prälat Kneipp. 8. Großherzog Friedrich Franz III. von Mecklenburg. 9. Friedrich Franz IV., Erzherzog von Mecklenburg. 10. Anton Bruckner. 11. Dr. A. Deuchert, Bundespräsident der Schweiz. 12. Professor S. A. Andrée. 13. Königin Victoria. 14. Abdul Hamid II., Sultan der Türkei. 15. König Georg von Griechenland. 16. Eddhem Pascha. 17. Kronprinz Constantin von Griechenland, Herzog von Sparta. 18. Theodor Delyannis, Premierminister von Griechenland. 19. Li Hung Tschang.

Erzeugt Appetit, gibt Kraft und Stärke.

ANHEUSER-BUSCH'S

Malt-Nutrine

TRADE MARK.

Unübertroffen für stillende Mütter, schwächliche Kinder, ältliche und kränkliche Leute und Reconvalescenten.

Besonders empfohlen für Leute, die an Schwächen, Erschöpfung, Marasmus, sowie an anderen entkräftenden Krankheiten leiden.

Von den Aerzten empfohlen und bei allen Apothekern zu haben.

Werke aus dem Herder'schen Verlag, Freiburg und St. Louis, Mo.

Die Katholischen Missionen.

Illustrirte Monatsschrift im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins für Glaubens-Verbreitung.

„Die Katholischen Missionen" erscheinen von Neujahr 1894 ab allmonatlich in dem verstärkten Umfang von mindestens drei Quartbogen mit Extra-Beilagen.

Subscriptionspreis pro Jahrgang $1.50.

Bei Bezug von 3 Exemplaren @ $1.15. Bei Bezug von 25 Exemplaren (unter einer Adresse) @ $1.00.

Einbanddecken in englischer Leinwand, pro Jahrgang 45c.

Die früheren Jahrgänge geb. in ganz Leinwand (grün) liefere ich, so weit der Vorrath reicht, zu folgenden Preisen: Jahrgang 1873—1874 in einem Band gebunden $2.50; Jahrgang 1875, 1876, 1877, 1879, 1880, 1883—1888, 1890—1893 @ $1.50; 1889, 1895, 1896 @ $2.00.

Empfehlung des hochwst. Herrn Bischofs von St. Cloud, Minn.

In Uebersendung einiger Zeilen bischöflicher Approbation an die Redaktion Ihrer ausgezeichneten Zeitschrift folge ich, ungebeten und durch nichts veranlaßt, als durch das Bewußtsein vom hohen Werthe und unberechenbaren Nutzen Ihrer apostolischen Blätter, dem Bedürfnisse meines Herzens. Ich habe seiner Zeit, noch als Priester in der Schweiz, das Erscheinen der „Missionen" bejubelt. Ich sehe darin eine jener Leistungen der modernen Zeit, in der sie den höchsten Zwecken, dem Apostolate Christi dienstbar wird. Während diese Blätter vor dem Auge des Lesenden mit Schrift und Stift die Herrlichkeiten und das Elend in Missionsländern enthüllen, von dem Fortschritte und den Kämpfen des sichtbaren Reiches Christi in der großen katholischen Peripherie berichten, die Dornen und die Lorbeeren der apostolischen Helden verstehen lassen, erweitern sie den Blick der Katholiken, dehnen sie ihres Herzens Verlangen aus, spornen sie an, mit Gebet und Opfer sich als Glieder der „heiligen apostolischen Kirche" zu bewähren, heben sie den Muth vieler, die ob der kleinlichen Plackereien, womit scheinbare Größen die allzeit siegreiche Braut Christi in gewissen Ländern betrüben, kleinmüthig werden möchten, und werden sie Kanäle, durch deren Vermittlung die Gaben der Gläubigen den entferntesten Missionen zuströmen. Möge reicher Erfolg, das Resultat göttlichen Segens, dieses Unternehmen krönen. So wünscht und betet ein besonderer Freund dieser Blätter seit Jahren!

Ihr ergebener

(gez.) † **Otto Zardetti**, Bischof von St. Cloud, Minn.

St. Cloud, Minn., 24. April 1890.

Des ehrw. P. Leonhard Goffine

Christkatholische Handpostille

oder

Unterrichts- und Erbauungsbuch,

das ist

Kurze Auslegung aller sonn- und festtäglichen Episteln und Evangelien, sammt daraus gezogenen Glaubens- und Sittenlehren.

Mit Meßerklärung und Gebeten

und dem

Wegweiser für amerikanische Katholiken

von W. Färber,

Priester der Erzdiözese St. Louis.

Mit einem Titelbild in Farbendruck, Farbentitel, vielen Bildern im Text, Familienchronik und Kirchenkalender.

Neue, verbesserte Volksausgabe.

Siebzehnte Auflage. gr. 8°. (XVI u. 616 S.) Geb. in Leinwand mit reicher Pressung, Goldtitel, Marmorschnitt, Retail $1.25.

Feine Ausgabe. Mit rother Linien-Einfassung.

Sechzehnte, durchgesehene und verbesserte Auflage. Lex.-8°. (XVI u. 616 S.) In feinem Original-Einband: Rücken in Morocco, Decken in feiner Leinwand mit reicher Reliefpressung in Gold, Rothschnitt, Retail $3.00. — Derselbe Einband mit Goldschnitt, Retail $3.50. — Roth Schafleder mit reicher Reliefpressung in Gold, in der Mitte Christus-Medallion auf Leder in Gold, Feingoldschnitt, Retail $5.00.

„Die Herder'sche Goffine-Ausgabe ist die anerkannt beste und verhältnißmäßig billigste. Sie gibt den alten wahren Goffine, der im Laufe der Zeit durch Bearbeitungen mancher Art fast unkenntlich geworden war, wieder in seiner alten Echtheit und Vollständigkeit. Wir sagen nur: **keine Ausgabe ist so brauchbar, so reichhaltig und so billig.** Dies herrliche Volksbuch eignet sich ganz besonders als Festgeschenk an Weihnachten oder zum Namenstag oder zum Hochzeitsfeste. In den katholischen Familien ist es unentbehrlich und sollte dort zu Hause sein wie das Cruzifix."

(Kanzelstimmen. Würzburg.)

B. HERDER, No. 17 South Broadway, ST. LOUIS, MO.

Werke aus dem Herder'schen Verlag, Freiburg und St. Louis, Mo.

Notiz. Bücher mit **Retail**-Preisen werden **portofrei** geliefert, — dagegen trägt der Besteller das Porto für Bücher mit **Net**-Preisen.

Novellen.

Von **Johannes Bapt. Diel, S. J.** Dritte und Vierte Auflage. 12°. (IV und 399 S.) Gebunden in Leinwand mit Goldschnitt an der oberen Schnittfläche, net $1.20.

Inhalt: Der Zigeunerknabe. — Aus den westfälischen Forsten. — Köhlers Töchterlein. — Musikantenleben. — Regentropfen. — Johannes Jodocus. — Der Steinmetz von Köln.

„Die Novellen des leider viel zu früh verstorbenen Dichters beweisen, welche hervorragende poetische Kraft dieser edlen, vornehmen Seele innewohnte. P. Diel besitzt einen für seine Jugend überraschend reichen Schatz philosophischer und ästhetischer Kenntnisse, er hat ein angeborenes Verständniß für das Leid und die Freude im Menschenherzen, besonders für's Lieben, Sorgen und Hoffen des Volkes. Immer haben wir es mit einem vornehmen Geist zu thun, dessen Darstellungen in jenem sanft vibrirenden Gemüthston gehalten sind, der Thränen und Lächeln zugleich hervorruft. Die Novellen, welche sämmtlich in knappster Form auftreten und dabei meisterlich abgerundet sind, werden daher sicher einen großen Leser- und einen dauernden Freundeskreis finden." (Büchermarkt. Crefeld, 1896. No. 14.)

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses.

Frei nach einer wahren Begebenheit erzählt von **Jos. Spillmann, S. J.** Kl. 8°. (VIII und 318 S.) Geb. ganz Leinwand mit farbigem Schnitt net —85 Cts.

„. . . Auf die Handlung selbst einzugehen, liegt kein Grund vor. Sie ist, wie bereits gesagt wurde, von einer lückenlosen Straffheit; das geschichtlich Gegebene ist mit dem poetisch dazu Erfundenen zu einer unzertrennlichen Einheit verbunden, wie es bei einem Kriminalfall dieser Art nothwendig ist. Den Höhepunkt erreicht die Erzählung in der Gerichtsverhandlung und der nachfolgenden Reise nach Neucaledonien. Hier ist es, wo dem Dichter die schönste Wirkung auf des Lesers Gemüth gelungen ist, trotzdem er doch nur die Sache selbst reden läßt. In den Nebenpersonen kommt auch die Komik zu ihrem Recht: Der Herr Carillon ist ein wahrer Typus des modernen Maulheldenthums und Schwadroneurs mit südländischem Beigeschmack. Wir zweifeln nicht im mindesten daran, daß diese wesentliche volksthümliche Erzählung — das Wort im edeln Sinne gebraucht — sich rasch Bahn brechen und nicht bloß manches Vorurtheil verscheuchen, sondern auch besonders rühren und erbauen wird."

(Stimmen aus Maria-Laach. 1896. No. 8.)

Betrachtungen für die Anbetungsstunde der allerheiligsten Eucharistie.

Von **Auguste von Chambaud Charrier.** Mit Approbation des hochw. Kapitelsvikariates Freiburg. 1897. 12°. (IX und 488 S.) Geb. ganz Leinwand mit Rothschnitt net $1.00.

„Dieses brauchbare Andachts- und Betrachtungsbuch schildert uns in warmer Sprache die Schätze des hl. Altarssakramentes und ist sehr geeignet für die Betrachtungsstunde vor dem Allerheiligsten und als Vorbereitung und Danksagung bei der hl. Kommunion. Sowohl für fromme Laien, als auch für Mitglieder des geistlichen Standes dürfte das inhaltsreiche Werk sehr gute Dienste leisten. Obgleich dasselbe nicht gerade auf den Priesterstand Rücksicht nimmt, so ist es doch auch diesem anzuempfehlen."

(Der Sendbote. Cincinnati. 1897. Nr. 4.)

Die heiligsten Herzen Jesu und Mariä.

Von **J. A. Krebs, C. SS. R.,** verehrt im Geiste der Kirche und der Heiligen. Mit Genehmigung der Obern und bischöflicher Approbation. 24°. Ausgabe Nr. VIII. Sechste Auflage. Mit Farbentitel und zwei Stahlstichen. (XX und 484 S.) Vorräthig in verschiedenen Einbänden zu —70 Cts. — $1.00 und $1.20. Kl. 32°. Ausgabe Nr. X (Auszug). Mit zwei Stahlstichen. (VIII und 224 S.) In reicher Auswahl vom einfachsten bis zum feinsten Einband im Preise von —**50 Cts.** an aufwärts.

„Dieses Gebetbuch zeichnet sich nicht blos durch Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit aus, sondern auch dadurch, daß es meistens Gebete, Andachtsübungen und Betrachtungen enthält, die von Heiligen herrühren. Daher weht durch das Ganze ein echt kirchlicher und frommer Geist, der den Leser leicht zur Andacht stimmt. Die Verehrer der heiligsten Herzen Jesu und Mariä finden hier alles, was ein frommes und andächtiges Herz nur verlangen kann. An der Spitze stehen zwei schöne Stahlstiche und ein farbiges Titelblatt. Auch das Format und die übrige Ausstattung sind gefällig.

(Bücher-Markt. Cresfeld. 1897. No. 5.)

Der Himmelsschlüssel.

Katholisches Gebet- und Andachtsbuch für den häuslichen und öffentlichen Gottesdienst. Von **Dr. A. Pfister.** Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Sechste, neu-durchgesehene Auflage. Mit Titelbild. 24°. Ausgabe Nr. VIII. Geb. in Schafleder, biegsame Decken mit Goldkreuz, Goldschnitt. Retail $1.00.

„Der erste Theil dieses Gebetbuches enthält die Privatandachten, der zweite Andachten beim öffentlichen Gottesdienste und zwar zunächst beim vormittägigen, dann beim nachmittägigen. Bei den Andachten beim öffentlichen Gottesdienste sind die drei Hauptfestkreise, sowie die vorzüglicheren Heiligenfeste in Betracht gezogen. Speziell heben wir hervor die Andachtsübungen in der Charwoche, die man in den wenigsten Gebetbüchern findet. Dieses gute, schon lange bekannte Buch hat die sechste Auflage verdient."

(Bücher-Markt. Crefeld. 1897. No. 5.)

Ein Büchlein von der göttlichen Liebe.

Nach **P. Thomas v. Villanova,** übersetzt von **Dr. Fr. Kaulen.** Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 2. Auflage. 1896. In 16°. (VI und 109 S.) Preis, cart. in Lederpapier net —22 Cts.

„. . . . Herr Professor Kaulen hat bei der Wiedergabe dieser Ausführungen einen weiteren, als blos theologischen Leserkreis im Auge gehabt; denn wie zunächst Prediger und Katecheten hier die herrlichsten verwendbaren Gedanken finden, so können wir auch jedem katholischen Christen, der sich über die Beweggründe, die Art und Weise der Liebe Gottes, und die Mittel, um zu derselben zu gelangen, gründlich belehren will, kaum eine geeignetere Schrift anempfehlen. Möge deshalb das vortreffliche Schriftchen zunächst in die Hände der vielen Schüler des Uebersetzers, und durch diese in die weitesten Kreise katholischer Christen gelangen."

(Bücher-Markt. Crefeld. 1897. No. 3.)

Werke aus dem Herder'schen Verlag, Freiburg und St. Louis, Mo.

Notiz. Bücher mit Retail-Preisen werden portofrei geliefert, — dagegen trägt der Besteller das Porto für Bücher mit Net-Preisen.

Good Stories for Young and Old.

Tales of Foreign Lands.

A series of stories for the young. Collected by Rev. Jos. Spillmann, S. J.

"These stories are full of adventure, and, although they have great ethical value, they are in nowise deficient in interest. The rendition of these tales into English will admirably supplement the work of native Catholic authors."
(*Ave Maria*. Notre Dame, Ind. 1896. June 6.)

"These beautiful stories are not only exquisite examples of literary workmanship, but they are altogether delightful reading and appeal not more to the connoisseurs in the art of story telling than to the multitude of busy and necessarily hasty readers who find fiction a source of continual enjoyment."
(*The Teacher and Organist*. Cincinnati, O. 1896. April.)

Vol. I. **Love your Enemies!** A Tale of the Maori Insurrections in New Zealand. Translated from the German of Rev. Joseph Spillmann, S. J. Illustrated. 12mo. (VI and 86 pp.) Fine Cloth. Retail —45c. Boards —25c.

"This is an innocent, interesting story, replete with thrilling incidents, graphically told. An Irishman and his family have settled in New Zealand, where they astonish, by their deeds the wild natives, and teach them to admire Christian virtues, principally the love of enemies. The style is simple and clear, and every child will read it with ease and pleasure."
(*The Monthly Visitor*. St. Meinrad, Ind. 1896. May.)

Vol. II. **Prince Arumugam, the Steadfast Indian Convert.** Translated from the German of A. v. B. Illustrated. 12mo. (VI and 86 pp.) Fine Cloth. Retail —45c. Boards —25c.

"A beautiful little story describing the obstacles which a Brahmin Prince was forced to surmount in order to become a Christian, especially suited to the tastes of young readers, and certain to leave upon their minds the salutary effects of a description of true Christian Heroism."
(*The Monthly Visitor*. St. Meinrad, Ind. 1896. May.)

Vol. III. **Children of Mary.** A Tale of the Caucasus. By Rev. Jos. Spillmann, S. J. Translated from the German by Miss Helena Long. 12mo. (122 pp.) Fine Cloth. Retail —45c.

"The story is full of thrilling situations and cannot but captivate the attention of liberty-loving little Americans, while the adventures of little Mara and Marjub must needs heighten their appreciation of, and gratitude for the gift of the true faith."—(*Annals of O. Lady of the S. Heart*. Watertown, N. Y. 1896. No. 1.)

Vol. IV. **Maron, the Christian Youth of the Lebanon.** Translated from the German of A. v. B. Illustrated. 12mo. (VI and 76 pp.) Fine Cloth. Retail —45c. Boards —25c.

"In the pages of this story we are presented with a vivid picture of the persecution of the Christians of the Lebanon about 1860. The historical information with regard to the two races who inhabit the valleys and mountains of the Lebanon—the Christian Maronites and the semi-pagan Druses – is very full, and a glimpse is given of the startling events which caused so much indignation throughout Europe thirty-six years ago. The tale, which is one of a series intended for the young, is told in a stirring way."
(*The London Times*. London, Eng. 1896. Oct. 16.)

Vol. V. **The Queen's Nephew.** An Historical Narration from the Early Japanese Mission. By Rev. Joseph Spillmann, S. J. Translated from the German by Miss Helena Long. 12mo. (150 pp.) Fine Cloth. Retail —45c.

"This good little work, an historical narration from the early Japanese missions, is another contribution to juvenile literature that deserves a welcome. We hope it will be read by many of our boys and girls."
(*The Rosary Magazine*. N. Y. 1897. January.)

Vol. VI. **Three Indian Tales.** "Namameha and Watomilka", by Alex. Baumgartner, S. J.—"Tahko, The Young Indian Missionary", by A. v. B.—"Father René's Last Journey", by Ant. Huonder, S. J. Translated from the German by Miss Helena Long. 12mo. (124 pp.) Fine Cloth. Retail —45c.

"Mr. B. Herder is doing Catholic juvenile literature a good turn in giving us in an English garb Father Spillmann's Tales of Foreign Lands. They none of them lack interest, and dealing as they do with historical events, they make very profitable side reading for our young students of geography and preliminary history, aiming to give them an insight into the customs and topography of different countries across the sea, and to fix deep in their plastic minds the memory of leading events in the story of other nations."
(*The Annals of O. Lady of the S. Heart*. Watertown. N. Y. 1897. No. 1.)

Brunowe, Marion J. **Laughter and Tears.** 12mo. (169 pp.) Fancy Cloth. Retail —50c.

"....There is no striving for mere theatrical effect, but there is the laughing eye, the innocent heart, the sweet life, the daring—yes, the mischievous spirit, the longing for adventure, the love of mystery, the romp and laughter and even the tears of life, with that well beloved touch of romance that gives color and warmth and sweetness enough to stir the blood, to cause the ripple of wholesome enjoyment and at times to bedim the eyes in spite of one's years and experience." (*The Home Journal and News*. Yonkers.)

B. HERDER, No. 17 South Broadway, ST. LOUIS, MO.

Werke aus dem Herder'schen Verlag, Freiburg und St. Louis, Mo.

Notiz. Bücher mit **Retail**-Preisen werden **portofrei** geliefert, — dagegen trägt der Besteller das Porto für Bücher mit **Net**-Preisen.

GOOD STORIES FOR YOUNG AND OLD.

(CONTINUED.)

BUGG, LELIA HARDIN. **Orchids.** A Novel. 8vo. (435 pp.) Fancy Cloth. Retail—$1.25.

"....You have written a story full of interest, with delineations of character which cannot fail to give your book a permanent lodgment in many a mind and heart...."
(*Miss Eliza Allen Starr.*)

FINN, REV. FRANCIS J., S. J. **New Faces and Old.** Short Stories. 12mo. (137 pp.) Fancy Cloth. Retail —50c.

"...Father Finn thoroughly understands how to make his books attractive to his boy readers."
(*Rosary Magazine.* N. Y.)

FINN, REV. FRANCIS J., S. J. **Ada Merton.** 12mo. (173 pp.) Fancy Cloth. Retail —60c.

"Father Finn's latest story, "Ada Merton", is the strongest bit of fiction he has produced... "
(*Ave Maria.* Notre Dame.)

SPILLMANN, REV. JOS., S. J. **The Wonderful Flower of Woxindon.** An historical romance of the time of Queen Elizabeth. 8vo. (VIII and 494 pp.) Fancy Cloth. Retail—$1.25.

"....We read the work with great pleasure and profit and cordially recommend it."
(*Catholic Reading Circle Review.* N. Y.)

MAAS, A. J., S. J. **A Day in the Temple.** 8vo. (216 pp.) Fine Cloth. Retail —60c.

"Under the form of a story the author of this little book embodies a great amount of information about the religious ordinances and ceremonies of the Old Law, and makes intelligible many allusions and expressions of both the Old and the New Testament whose significance we ordinarily fail to understand...."—(*The Annals of O. Lady of the S. Heart.* Watertown, N. Y. 1892. Dec.)

A Little Book of Wisdom.

Being great thoughts of many wise men and women. By LELIA HARDIN BUGG. 16mo. (239 pp.) Fancy Cloth, two colors, retail —75. Decorated sides, with cloth back, gilt edges, each book in box, retail $1.25.

"...I have looked through with a great deal of pleasure and edification; and surely books that edify are rare, if we go outside of Catholic publications. This little anthology cannot fail to stimulate those who read it to higher purposes and to seek nobler sources for intellectual pleasure... "
(*Jos. W. Wilstach,* La Fayette, Ind. 1897. May 21.)

Lesebuch für Fortbildungsschulen.

Zugleich ein Buch für die Familie und das Haus des Arbeiters und Handwerkers. Herausgegeben von **Johann Joseph Wolff,** Rektor. Mit 23 Abbildungen und 8 Kärtchen. 8°. (XII und 466 S.) Geb. net $1.20.

„....Der Titel sagt ferner, daß dieses Buch zugleich „für die Familie und das Haus des Arbeiters und Handwerkers bestimmt ist." In der That könnten Eltern ihren heranwachsenden Söhnen kein besseres Buch zum Weihnachtsgeschenk geben. Auch dürfte dasselbe für höhere Lehranstalten, in denen die deutsche Sprache noch nicht stiefmütterlich behandelt wird, zu empfehlen sein."
(Ohio Waisenfreund. Columbus, O. 1886. Nov. 25.)

Geschichte der heil. katholischen Kirche.

Dem katholischen Volke erzählt. Von **Franz Sales Beutter.** Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Zweite, verbesserte Auflage. Mit Titelbild und 74 Seiten in den Text gedruckten Abbildungen. 8°. (VIII und 322 S.) Geb. in Halbleinwand net —85 Cts.; elegant in Leinwand mit Deckenpressung net $1.00.

„....Diese Vortheile zeichnen das Buch vor manchem anderen gleichen Genres aus und machen es bei seiner im besten Sinne populären Schreibweise zu einem fast unentbehrlichen Freunde der bildungsbedürftigen Katholiken, ganz gleich, welchen Kreisen oder welchem Stande er angehören mag. Möge das in erster Linie für das Volk geschriebene Buch dem katholischen Volke Aufklärung und Segen bringen."
(Büchermarkt. Crefeld, 1896. No. 14.)

Die christliche Erziehung,

oder Pflichten der Eltern. Von **Wilhelm Becker, S. J.** Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8°. (XVI und 306 S.) Geb. in Leinwand net —80 Cts.

„Erweitert und verbessert erscheint nach verhältnißmäßig kurzer Zeit P. Becker's Buch über die christliche Erziehung in zweiter Auflage. Der Gegenstand ist so wichtig und die Behandlung desselben so vorzüglich, daß man sich über die rasche Verbreitung des Buches aufrichtig freut und immer wieder jedem Vater und jeder Mutter, ja jedem erwachsenen Jüngling und jeder Jungfrau zurufen möchte: Nimm und lies!" (Wahrheitsfreund. Cincinnati, O. 1897. No. 24.)

Von demselben Verfasser ist erschienen:

Die Pflichten der Kinder und der christlichen Jugend.

Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 8°. (X und 204 S.) Geb. in Halbleder mit Goldtitel net — 65 Cts.

„....Die Vorträge sind zunächst für die reifere Jugend in unserem Lande berechnet. Jeder Jüngling, jede Jungfrau, überhaupt alle jungen, noch im ledigen Stande befindlichen Leute sollten sich das Werkchen anschaffen, wenn ihnen an ihrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt gelegen ist."
(Ohio Waisenfreund. Columbus, O. 1895. 19. Juni.)

IG. KOHLER & SONS,

No. 911 Arch Street, Philadelphia, Pa.

Soeben neu erschienen:

Ahn's Lehrgang der englischen Sprache,

für Deutsche in Amerika. Mit durchgängiger Bezeichnung der Aussprache und Betonung. Dritte Auflage. Völlig umgearbeitet von Carl Theodor Eben, Professor der neueren Sprache in Philadelphia; „Eben's Sprachmeister"; „Handbuch der englischen Sprache für den Schul- und Selbstunterricht"; "A Comparative German Primer, etc."
Broschirt, 60 Cents. In Leinwand gebunden mit Goldtitel, 90 Cents.

FIFTH EDITION.

GERMAN FOR AMERICANS.

A Practical Guide for Self-Instruction and for Colleges and Schools. *Containing:* Pronunciation, Grammar, Sentences with special references to Grammar, Table of Classification of irregular Verbs, Exercises, Dialogues, Phraseology alphabetically arranged, List of words similar in sound, Vocabulary with nouns classified according to gender, German and English Proverbs, Rules to determine the gender of nouns, etc., etc. By Dr. Jacob Mayer, 219 pp. Small Octave. Bound in cloth, $1.00. Paper cover, 60 cents.

THIRD EDITION.

ENGLISH-GERMAN.

MODEL LETTER WRITER AND BOOK-KEEPER.

A Faithful Companion in the Various Social and Business Relations and Useful Adviser at Home and in the Schools. With an Appendix, Containing: Poems for Special Occasions, Postal Matters, Etiquette in Invitations, Money and Interest Tables, Abbreviations and Classifications, and Technical Law Terms. By Jacob Mayer. 12 mo.
German and English on opposite pages (502 pp.), bound in cloth, $1.50.
German part, 258 pages, bound in cloth, 75 cents. English part, 258 pages, bound in cloth, 75 cents.

NEW AND COMPLETE.

ENGLISH-GERMAN AND GERMAN-ENGLISH POCKET DICTIONARY,

With Pronunciation of Both Languages. Enriched with the Technical Terms of the Arts and Sciences, for the use of Business Men and Schools. 18mo. 874 pages. By J. F. Leonard and Louis H. Tafel, A. B. *Nineteenth Edition.*
Bound, $1.00. German-English part separate, 75 cents. English-German part separate, 75 cents.

NEW EDITION, JUST PUBLISHED.

FIRST COURSE IN THE STUDY OF GERMAN.

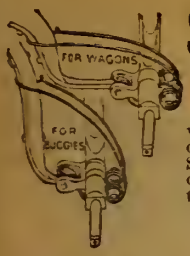
According to the Natural Method. With Special Regard to the Instruction of Children. By Otto Heller, Professor of the German Language and Literature in Washington University, St. Louis. Second Edition. With Vocabulary Bound in cloth, 50 cents.

RUPP, PROF. I. DANIEL.

Author of several Historical Works. A collection of upwards of 30,000 names of German, Swiss, Dutch, French and other Immigrants in Pennsylvania, from 1727 to 1776, with a statement of the names of ships, whence they sailed and the date of their arrival at Philadelphia, chronologically arranged. Together with the necessary historical and other notes; also, an Appendix containing lists of more than 1000 German and French names in New York prior to 1712. $5.00.

All Books can be had from B. HERDER, St. Louis, Mo.

P. S.—Complete Catalogue furnished on application. When money is sent with the order all books are sent postpaid.

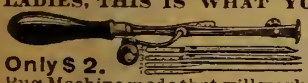


Shaft Supports

Ladies or Gentlemen

wanting either the Buggy or Spring Wagon Shaft Supports will please call or address J. C. Hackett, the Inventor and Mfg.,
1434 Franklin Avenue,
ST. LOUIS. MO.

LADIES, THIS IS WHAT YOU WANT.



Only $ 2. The only 4-Needle Embroidery & Rug Machine made that will work split zephyr and fine embroidery silk, and raise your work to any height. Finest stock of Colored Rug and Embroidery patterns in the city. Rug Yarns, Zephyrs, &c. Call or write for terms.
J. C. HACKETT, *1434 Franklin Ave. ST. LOUIS, MO.*

AH! THAT'S HACKETT'S HAME FASTENER.

Wanted!

Big Profits to Agents

Address with Stamp, J. C. HACKETT, 1434 FRANKLIN AVENUE, ST. LOUIS, MO.

Agents

Wir geben zur betreffenden Maschine ausführliche Erklärung frei an Damen und Kinder.

Ein Regenschirm ist immer nützlich.

Das letzte Zündholz.

Louis Onimus,

Regenschirm-Fabrikant...

*

Alle Arbeit garantirt.

*

2214 südl. Broadway

St. Louis, Mo.

Telephon Sidney 100.

Dr. August Schmidt,

Office: 2105 südlicher Broadway,

ST. LOUIS, MO.

Sprechstunden: 9—10:30 Vormittags. 1—3 Nachmittags. 7—9 Abends.

Die Röntgen „X" Strahlen werden in anwendbaren Fällen zu diagnostischen Zwecken benutzt.

SEEDS FOR THE GARDEN, FARM & FIELD

Etablirt 1845.

Samen.

Unser jährlicher Katalog

erscheint Anfang Januar jeden Jahres; derselbe enthält Behandlung und Preise von **Gemüse-, Feld-, Baum- und Blumen-Samen, Blumen-Zwiebeln, Samen-Kartoffeln, Saemaschinen, u. s. w.,** und wird frei per Post zugesandt. Man sende uns Postkarte.

Man adressire:

ALFRED PLANT, President.

PLANT SEED CO.,

FRED. S. PLANT, Secretary.

Retail Departement: 814 nördliche Vierte Straße,

Office und Wholesale Departement:

802 u. 804 nördl. Main Str.,

ST. LOUIS, MO.

Samen.

SEEDS FOR THE GARDEN, FARM & FIELD

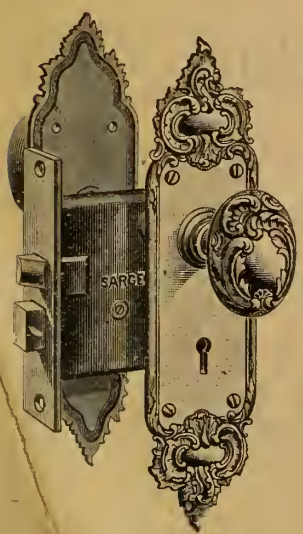
Höchstes Ideal.

„. . . . Sie wollen also wirklich die beschwerliche Reise nach Ostafrika unternehmen, Fräulein Schulze?"
„Gewiß! Denken Sie nur, wie großartig es klingen wird, wenn es heißt: Amanda Schulze war die Begründerin

des ersten Kaffeekränzchens in Ostafrika!"

F. Salomo, Präsident. Rich. Biedermann, Sekretär.

Salomo & Biedermann Hardware Co.,



——Händler in——

Eisenwaaren und Haushaltungs-Gegenständen

Feines Werkzeug und Eisenwaaren für Gebäude eine Spezialität.

1616 südl. Broadway. = St. Louis, Mo. = Telephon 2037.

Moderne Dienstboten.

Verkehrte Welt.

Hausfrau: „. . Früher hat man ein Mädchen auch zehn Jahre gehabt!" — Dienstmädchen: „Ich begreif' es auch nicht, warum jetzt die Herrschaften nicht mehr so lange aushalten!"

H. Eisenhardt, Präsident. **Chas. H. Teichmann**, Vice-Präsident. **Henry H. Biermann**, Sekretär und Schatzmeister.

JEFFERSON

Gegenseitige Feuer-Versicherungs-Gesellschaft von St. Louis, Mo.

Office: 317 Chestnut Straße.

Direktoren: F. W. Biebinger, Aug. Klasing, Henry Klages, H. H. Biermann, C. H. Teichmann, H. Eisenhardt, C. A. Stifel, J. H. Rottmann, W. Reipschläger, Francis Rohl, Chas. Wulfing, Wm. Heinrichshofen.

Kirchen- und Schul-Eigenthum versichern in den besten Gesellschaften zu billigsten Raten.

A. Roeslein. **Roeslein & Robyn,** Paul Robyn.

General Versicherungs-Agenten,

Nordwestecke 3. und Chestnut Straße,

Telephone No. 1101. . . . **ST. LOUIS, MO**

Gesellschaften vertreten: Agricultural, New York; Atlas, London; Citizens', St. Louis; Commercial Union, Lond Delaware, Philadelphia; Hamburg-Bremen, Germany; Merchants', New Jersey; New Hampshire, New Hampshire; W chester, New York; Western Underwriters, Illinois and Missouri.

Verluste werden von dieser Office aus prompt erledigt.

Referenzen: Hochw'ste Generalvikar Msgr. H. Mühlsiepen. — Hochw. P. L. Etten, S. J. — Hochw. Francis Goller und A

Das ſchlaue Bäuerlein.

Wie es der Stoffelbauer machte, um einen gekauften Sack mit Mehl nach Hauſe zu bringen, ohne ſein Rößlein mit der Laſt zu beſchweren.

F. L. Overberg,

— Händler in —

* Groceries, *

Mehl, Futterſtoffen,

Weinen und Liqueuren.

3201, 3203 u. 3205 Meramec Str.

St. Louis, Mo.

The American Brewing Co.

ST. LOUIS.

"A B C" Bohemian Flaſchen-Bier

iſt das beſte Bier für Familiengebrauch,
das zu haben iſt.

Abſolut rein! Vollkommen glanzhell! Vorzüglich von Geſchmack!

Zu beziehen durch die Engros Groceriſten, Apotheker, und Liqueurhändler im Allgemeinen, ſowie von

The American Brewing Co.,

2825 S. BROADWAY, ST. LOUIS, MO.

South Side Rug and Carpet Manufacturing Co.

Albert Tschoerner, Eigenthümer.

Händler in Teppichen, Deltuchen und Fensterrolleaux.

Machen auf Bestellung Vorhänge, Plüsch- und Teppichmatten aus alten Teppichen und Zeugabfällen.

1529—1531 südl. Broadway, = St. Louis, Mo.

Waaren frei abgeholt und abgeliefert.

Jacob Schaeffer, Pres. George Schaeffer, Vice-Pres. Louis Schaeffer, Sec'y. Willis J. Powell, Treas.

Schaeffer Bros. & Powell Mfg. Co.

— Fabrikanten von —

Kirchen-Kerzen, + MOTTLED SOAP, altmodische deutsche... **Kern-Seife,** die beste Waschseife in der Welt.

BOSS SOAP, eine Seife für Toilette und allgemeinen Gebrauch.....

325 and 327 North 2nd Street, = St. Louis, Mo.

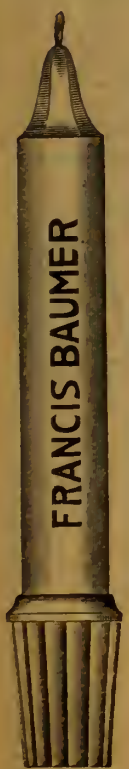
THE WILL & BAUMER CO.

SYRACUSE, N. Y.

Bedeutendste Wachsbleicher

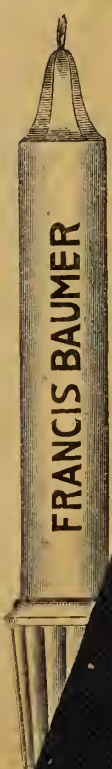
Fabrikanten von Hand- und Maschine-gemachten

Wachs-, Stearine- und Paraffinekerzen.



Verlangt Baumer's handgemachte Wachskerzen.

Unstreitbar die besten Kerzen im Lande.



Durch alle Händler zu beziehen.

The Will & Baumer Co., = Syracuse, N. Y.

Die junge Hausfrau.

„Karl, Du hast eben die Küchenthüre offen gelassen und da hat mir der Zugwind das Kochbuch verblättert! . . Nun weiß ich nicht, was ich da gekocht habe!"

V. RAPP, JR.

Juwelier,

1718 südl. Broadway, St. Louis, Mo.

Diamanten und Schmucksachen, Stand-, Wand- und Taschenuhren, und alle einschlägigen Waaren.

Wm. Schray,

Kunst- und Handels-Gärtner,

4101 Pennsylvania Ave.,

Stand 39 u. 40, Union Market,

ST. LOUIS, MO.

Hält stets ein reichhaltiges Lager von Blumen und Blattgewächsen vorräthig.

Blumen-Dekorationen Spezialität. Floral Designs aller Art werden auf's geschmackvollste ausgeführt. Ziersträucher, Blumen und Pflanzen für Garten-Auslagen in großer Auswahl.

Nehmt die California Avenue Car oder schickt eine Postkarte.

Fertige Anzüge

für Männer von **$5.00** aufwärts; für Knaben von **$2.00** aufwärts; für Kinder von **90c** aufwärts; für Konfirmanden von **$4.00** aufwärts.

Im Schneider-Departement

haben wir die feinste Auswahl in importirten und einheimischen Fabrikaten in der Stadt.

Anzüge werden auf Bestellung angefertigt zu $12 bis $35.

Hosen auf Bestellung von $3 aufwärts.

EDW. F. RETHWILM,

Südost-Ecke Franklin Avenue und 6te Straße, — St. Louis, Mo.

B. TONIES & CO.,

Prompte Aufmerksamkeit wird aller uns anvertrauten Arbeit geschenkt.

CARPENTERS AND BUILDERS,

3 Menard Street, — ST. LOUIS, MO.

WM. J. LEMP BREWING CO.,

Die berühmten St. Louiser Biere.

Ecke Cherokee u. Dreizehnte Straße, St. Louis, Mo.

C. A. FORSTER, Manager. C. M. FORSTER, Assistant Manager.

HYDE PARK BREWERY,

Florissant Avenue und Salisbury Straße,

Zweig-Office und Lagerbier-Depot:

Südwest-Ecke 6te und Gratiot Straße, - - St. Louis, Mo.

HENRY GRIESEDIECK, Pres't. BERNARD GRIESEDIECK, Sec'y. JOS. GRIESEDIECK, Supt.

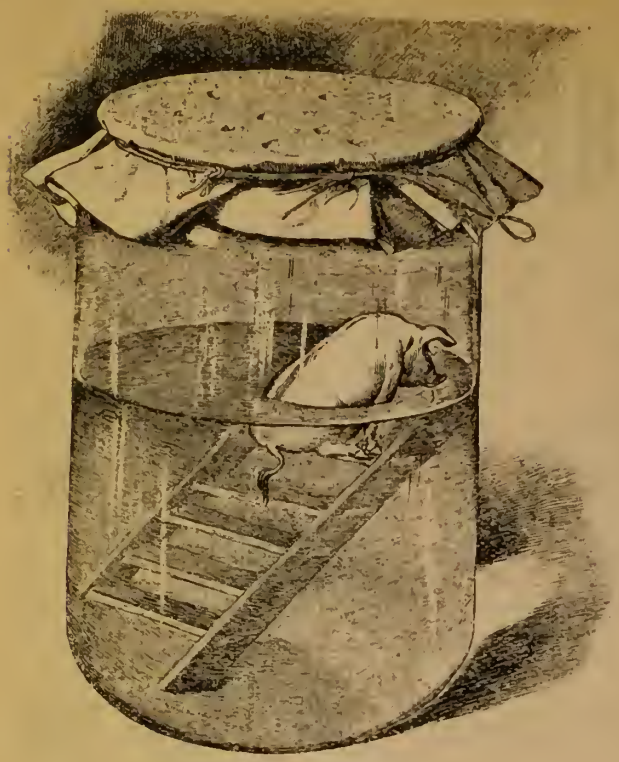
NATIONAL BREWERY CO.

Die berühmten

"White Seal" und Münchener Flaschenbier

'Phone 3751.

18te und Gratiot Straße, - - - .... St. Louis,



A' Wetterſäule
nach der Vorſtellung des Hansjörgle aus Schwaben.

Deutſche Baumſchule.

Wir offeriren garantirt gut gezogene, ſchöne geſunde Obſt- und Waldbäume, Weinreben, Beeren- und Blumenſträucher. Wir bezahlen Fracht auf alle Ordres, die $10.00 oder mehr betragen. Preisliſte frei. Schreibt in Deutſch oder Engliſch.

Adreſſe

Carl Sonderegger,

FAIRBURY, NEBRASKA.

Man trinke das

Green Tree Bier!

Rein, hell, ſchäumend. Das conſumirende Publikum erkennt ihm wegen ſeiner Reinheit und ſeinem ausgezeichneten Geſchmack die höchſte Ehrenſtelle zu.

Flaſchenbier für Familiengebrauch.

Alle Aufträge, ſchriftlich oder mittelſt Telephon, erhalten prompte Erledigung.

CHAS. A. DRACH, Pres. JNO. BERMEL, Mgr. E. C. DRACH, Sec'y.

Ein glücklicher Freier.

Freier (der von seiner Angebeteten eigenhändig zur Thüre hinausexpedirt worden ist): „Is das e' Glück! Wenn die meinen Antrag angenommen hätt'!! — —"

TREBUS & STEINER,

ENGRAVERS AND BADGE MANUFACTURERS,

No. 11 North 8th St.

ST. LOUIS, MO.

Abzeichen für Unterstützungs-Vereine.

SEALS,

BADGES,

MEDALS, PINS,

RUBBER STAMPS for all Societies.

Merchants' Price and Sign Markers, Stencils, Steel Stamps, Metal Checks, &c.

PHOTO AND ADVERTISING BUTTONS.

Das billigste und beste. Macht einen Versuch. 20 Cents werth genügt für ein Zimmer.

Tapeten-Reinigungs-Präparat.

Market Straße, - St. Louis, Mo.

Muehling & Heilweck Lumber Co.

Manchester Road, near Clayton Road,

ROCK SPRING, - - WEST ST. LOUIS, MO.

Händler in allen Sorten von

Bauholz, wie auch Schindeln, Thüren, Fenstern

und allem, was zum Bau gehört.

Ehe ihr irgendwo anders kauft, sprecht vor bei uns. Preise sind so niedrig, daß es eine Unmöglichkeit ist, vort als bei uns zu kaufen.

3 0112 105577990

Christian Mahlknecht,

K. k. handelsgerichtlich protokollirte Firma

in

St. Ulrich-Gröden, Tirol,

empfiehlt sich für

kirchliche Arbeiten aus Holz, als Altäre, Kanzeln, Heiligen Statuen jeder Art und Größe, Christus Körper, heil. Gräber, Krippen Darstellungen, Kreuzwegstationen in Relief und feinster Ausstattung und alle übrigen in das Fach der kirchlichen Holzbildhauer-Kunst einschlägigen Arbeiten zu mäßigen Preisen.

☞ **Illustrirte Preislisten, Zeichnungen, sowie Kostenvoranschläge auf Verlangen kostenfrei.** ☜

Empfehlung.

Wohlgeboren— **Herrn Christian Mahlknecht,** Gröden, Tirol.

Mit größter Freude bestätige ich hiemit, daß der in dem Atelier des Herrn Christian Mahlknecht zu Gröden in Tirol für die Szegedin-innerstädtische röm.-kath. Pfarrkirche verfertigte Maria-Lourdes-Altar unsere vollkommenste Zufriedenheit und Bewunderung errungen hat. Derselbe ist nicht nur durch künstlerische Ausführung und prachtvolle Vergoldung eine wahre Zierde unserer Kirche, sondern auch der Preis ist verhältnißmäßig so billig berechnet, daß ich es für meine angenehme Pflicht erachte, genannten Herrn Christian Mahlknecht wegen seiner ausgezeichneten Leistungen auf das Wärmste zu empfehlen.

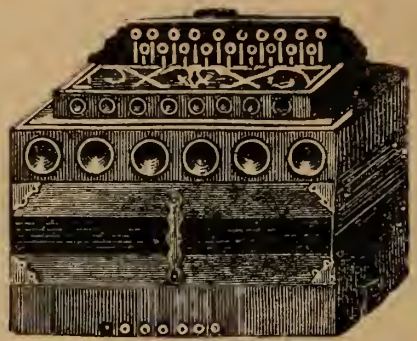
Szegedin-Innere Stadt, 1896, am 7. Mai.

Franz Varga,
Abt, Dechant-Pfarrer.

Weltberühmt

als die

besten anerkannt



Hochfein

und unerreicht in Ton und Eleganz

sind die

Wiener Ziehharmonikas

von

JOHANN N. TRIMMEL in WIEN VII/3, Kaiserstrasse No. 74,

inch gratis und franko.

Fabrikant von Harmonika-Spezialit"